

Schlesische Heidenchanzen,

ihre Erbauer

und

die Handelsstraßen der Alten.

Ein Beitrag zur deutschen Vorgeschichte

von

OSCAR VUG

Oscar Vug.

Verfasser von „Die Schanzen in Hessen.“

In 2 Bänden

mit 118 Abbildungen und 1 Karte.

== 2. Band. ==

→ Grottkau. ←

Im Selbstverlage.

Buchdruckerei Ernst Neugebauer, Grottkau.

Verlag
der
Verlagsanstalt

in
Leipzig

die
Verlagsanstalt

in
Leipzig

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

Verlag

der
Verlagsanstalt

in
Leipzig

Verlag

der
Verlagsanstalt

in
Leipzig

Inhalt des 2. Bandes:

	Seite.
VII. Straßen nach Zauernig	241—245.
VIII. Straßenzug Zauernig-Falkenberg	245—254.
IX. Der Bischofssteig, Richtung Zauernig, Alt=Cöln. Die Form deutscher Dörfer	254—261.
X. Straßenzug von Zauernig-Patschkau nach der großen Schanze bei Gührau	261—273.
XI. Glas, Camenz, Münsterberg, Rummelsberg, Brieg, Ritschen. Abzweigung vom Rummelsberg über Haltauf, Prieborn, Gührau, Grottkau	273—302.
XII. Straßenzug Wartha-Laskowitz nebst Abzweigungen	302—316.
XIII. Straßenzug Glas, Wartha, Nimptsch, Schweden- schanze bei Oswitz, Quarre bei Prottsch	316—338.
XIV. Straßenzug Silberberg=Frankenstein=Rummels- berg	338—343.
XV. Straßenzug Reichenbach=Nimptsch-Grottkau=Falken- berg	343—351.
XVI. Die alte Wansener Straße und ihre Abzweigungen	352—369.
XVII. Der Töpferweg und seine Abzweigungen	369—381.
XVIII. Straßen über Winzig	381—384.
XIX. Die Entwicklung der Schanzen	385—395.
XX. Verschwundene Ortschaften im Bereich der Schanzen und Uebervölkerung in der Urzeit	396—400.
XXI. Die Dämme als Straßen und Teiche	400—406.
XXII. Eisenhüttenleute und Bergbau in vorchristlicher Zeit	406—415.
XXIII. Die Schiffahrt in der Urzeit	416—420.
XXIV. Der Handel, die Völkerwanderung, die Verfassung der deutschen Urzeit, der Einfluß der Juden, die Stellung der deutschen Frau von der Ur- bis zur Karolingerzeit	421—450.
XXV. Armin, Segeft, Inguiomar und Marbod	450—475.

Berichtigungen.

Seite 314 Zeile 16 ist zu lesen Laske statt Lase.

„ 352 „ 11 „ „ „ 2 Meilen statt 1½ Meilen.

VII.

Straßen nach Jauernig.

Jauernig wird zuerst erwähnt in einer Urkunde des Bischof Jaroslaw vom Jahre 1200, wo das Dorf Javoravo (Zauerau) der Kirche von Bosarisch (Hohen-Boseritz) zugewiesen wird.¹⁾ Die ganze Sage wie sie Peter Seite 116 wiedergiebt, wonach erst durch Herzog Georg von Münsterberg (gest. 10. Nov. 1502) Schloß und Dorf entstanden und nach ihm Georgeneck benannt worden sei, woraus sich der heutige Name Jauernig gebildet habe, fällt dadurch als Erfindung in sich zusammen.

Javor ist der Horn und von ihm dürfte wohl der Name stammen. Das zweite Mal wird Jauernig in der Besitzbestätigung durch Papst Innocenz IV. vom 9. Juni 1250 zu Lyon als dem Abte Stephan vom Sandstift in Breslau gehörig unter dem Namen Javorovo genannt.²⁾ Dann erscheint das Schloß als Kastellanei (Landesburg) am 11. Februar 1348 und am 20. Juni 1371, wo in der Lehnsurkunde Mathias de Trencz genannt wird.

Am 13. Juni 1373 wird von Henjelin von Heinrichswalde die Gerichtsbarkeit in Jawirnik mit ihren Gerechtsamen, darunter 2 arce una in opido, et in villa Jawirnik una area verkauft. Am 13. November 1376 verkauft Symon sagittarius de Jauwornik 17 Mark Zins.³⁾ Jauernig und sein Schloß reichen also bis in die Anfänge der schlesischen Geschichte, beide haben ihrer Lage nach schon in der frühesten Zeit sowohl als Stammesgrenze wie auch als Stapelplatz für den Handel der auf Pfaden von Mähren und Böhmen herüber kam, Bedeutung gehabt. Außer dem Wege, der sich innerhalb der alten Grenzwehr, also nordwestlich von ihr, von Reichenstein nach Südosten zog, führten zwei durch Schanzen gesicherte Pfade aus süd- und südwestlicher Richtung über das Gebirge hier her auf denen sich der älteste Handel bewegte.

Vom alten Schlosse Karpenstein, 4 km südwestlich von Landeck, führte und führt jetzt theilweise noch ein alter Pfad nach dem rothen Grund, er vereinigt sich dort mit der Straße entlang des Krebsbaches

1) Schlef. Regesten Nr. 71 a.

2) Schlef. Regesten Nr. 722.

3) Cod Siles. Bd. XIV A. 208.

und leitet vorüber an der fahlen Bergkuppe, welche den Namen trägt „das wüste Schloß.“ Der Sage nach stand auf ihr ein Schloß von Holz, das in einem Kampfe zerstört wurde. Die Erzählungen von den verwünschten Jungfrauen deuten auf eine sehr ferne Zeit.

Die Straße überschreitet wiederholt den Bach, das hat sie auch in früherer Zeit mühevoller gethan, und das alte hölzerne Schloß hatte den Zweck, sie auf der Ostseite des Wassers zu decken. An der Westseite erscheint denn auch das zweite Schutzwerk, es ist die Ruine:

Das alte Schloß Reichenstein.

Fig. 118.

Ein jetzt noch 4, ehemals über 5 m hoher Wall, der an der Ostseite offen ist, umschließt einen bis 15 m breiten Graben. Anscheinend war der Wall hohl und bewohnt, die starken Zermühlungen im Innern deuten darauf. Aus dem Graben steigt ein bis 15 m hoher in seinen oberen Theilen geschütteter Spitzwall dessen Krone nur einen Durchmesser von 6 und 7 m hat.

Fänden sich nicht andere Spuren der Befestigung, dann wäre die Annahme leicht, daß das Ganze ein Hüengrab sei, aber der kleine Ringplatz trug ein Bauwerk. Es ist der höchste Spitzwall, den ich bisher aus Erde und Steinen geschüttet fand. Neben ihm steht etwa 10 m südlich ein natürlicher Fels und auf ihm der Nest einer 3 $\frac{1}{2}$ m hohen Mauer. Ersichtlich erfolgte ihre Erbauung in viel späterer Zeit. Es war große Eile sie fertig zu stellen, und so ist sie auch so flüchtig errichtet, daß sich zwischen der Schüttung von Kalk und Gestein viele faustgroße Hohlräume befinden.

Auf der Außenfläche der Steinmauer findet sich nur ein Ziegel, er hat 26 cm Länge, 12 cm Breite und 10 cm Stärke, ist roh gearbeitet und auf rohes Bindematerial berechnet, denn nach seinem Maaße beträgt die Stoffuge 2 cm.

Es ist dasselbe rohe Ziegelmaterial, wie es am alten Schloß in Winzenberg und am Ritscheberg erscheint, es dürfte den frühesten Ziegelbauten entstammen. Durch diesen Ziegel werden wir aber in den Stand gesetzt, das Alter der Außenmauer etwa auf das 12. oder 13. Jahrhundert zu bestimmen.

Nun befindet sich westlich einige Meter tiefer noch der Nest eines schräg nach unten führenden Gewölbes, anscheinend ein Gang; auch dieses ist in denkbarster Eile gefertigt, die Steine wurden zur Wölbung

ohne Auswahl genommen und ohne Rücksicht auf den BogenSchluß verbaut.

Die ganze Maueranlage war auf das geringste Maaß beschränkt, es konnte der Bau nur derart geführt werden, daß er sich vom Felsen an der Schlucht herum nach der geschütteten Kuppe zog, sich von ihr von West nach Süd im Halbkreis wieder an den Felsen schwenkte, und etwa einen inneren Raum von 10 bis 15 m Durchmesser umschloß.

Die Anlage der Schanze war von vornherein für den Mauerbau nicht berechnet, er war räumlich klein und schlecht ausgeführt, und dieser uralte Stützpunkt der Straße wird unter späteren veränderten Zeitverhältnissen auch durch den Mauerbau den Angreifern wenig Widerstand geleistet haben.

Der Ueberlieferung nach soll eine fern her geführte Wasserleitung hier bestanden haben. Es ist das wohl möglich, auch das nur 4 km entfernte Schloß Johannisberg wird auf gleiche Art aus dem Gebirge mit Wasser versorgt.

Die Sage berichtet von einem unterirdischen Gange, der nach dem Schlosse Johannisberg führte. Ich finde 900 Schritt nordwestlich einen Hohlweg, der bis 4 m tief in den Fels gehauen, theilweise als Weg benützt wird, theilweise aber auch in gerader Linie neben dem Fahrweg herläuft und dort an der Sohle nur 1 m Breite hat. Dieser tiefe Graben schwenkt dann westlich herum in der Richtung der Scheimleidenkapelle; seine ganze Länge beträgt gegen 1200 Schritt. Die planmäßige Anlage ist klar ersichtlich und die weiteren Spuren weisen in der Richtung nach dem Schloß Johannisberg; das dürfte der unterirdische Gang der Sage sein.

In der weiteren Sage erscheint eine Art Ritter Blaubart, der die geraubten Damen die sich ihm nicht fügten, in einem Gewölbe umkommen ließ.

Die Sage läßt einen christlichen Priester dem Räuber entgegen treten und seinen Fluch über ihn schleudern, aber es ist ersichtlich, daß dieser Vorgang erst viel später von frommen Gemüthern eingeschlochten wurde, denn der Räuber läßt nicht nur den Priester ungestraft ermorden, sondern er verwandelt auch seine Gegner in Felsen und die junge Dame in eine Schlange. —

Damit ist dargethan, daß er mächtiger war, als das Christenthum, denn die schuldlose Jungfrau harrt noch heute der Erlösung. Das erscheint wohl auch der Sage selbst bedenklich, und so erklärt sie den

Räuber für den Teufel selbst, der bekanntlich im Volksglauben mächtiger ist als Gott.

Die Sage, auch wie ich sie bei Peter verzeichnet finde, leidet an so vielen inneren Widersprüchen, daß es ersichtlich ist, wie eine spätere Zeit etwas in sie trug, was nicht in sie gehört.

Des Nachts sollen die Ritter zeitweise in voller Rüstung auf rothen Hengsten erscheinen.

Ich will hierbei nachholen, daß ich auch in der bereits erwähnten Sage von den sieben Kreuzen so wie sie Peter anführt, die Einschlebung einer späteren Zeit erkenne.

Es wird bei ihm Seite 128 angeführt, die sieben Fürsten hätten nach einem üppigen Gastmahle beschlossen zu sterben, damit wollte ein frommer Erzähler, dem die That sonst unbegreiflich schien, den Vorgang abschwächen. Er hätte aber erkennen müssen, daß, wenn Jemand auf der Todtenwiese geschlagen und verfolgt wird, und er flieht noch etwa 2000 Schritt weit, daß ihm da keine Zeit bleibt, noch unterwegs ein üppiges Mahl zu halten. Die sieben Fürsten starben als Helden, nicht als Schwelger.

Die Sage vom Schloß Reichenstein versetzt auch das Schloß Johannisberg in die graue Vorzeit und da der in den Fels gehauene Gang wirklich nach Johannisberg weist, so erhält sie durch ihn einen greifbaren Untergrund.

Da mir jedoch Urnenfunde oder sonstige Spuren der Heidenzeit bei dem als stolzer Mauerbau vorhandenen Schloß fehlen, so verzeichnete ich dasselbe in der Karte schwarz, wenn sich dasselbe auch ersichtlich aus einer Schanze entwickelte.

Den bis hierher verfolgten Pfad vom Karpenstein bezeichnet die Ueberlieferung als den ältesten Handelssteig von Mähren nach Schlesien.

Die zweite älteste Wegverbindung ist der Pfad von Landeck über Leuthen nach Krautewalde. Von hier führte er nach Zauernig, wird aber seit Erbauung der Straße nicht mehr benützt und auch sein Name ist verschwunden.

Neben diesem alten Pfade hat sich schon in frühester Zeit ein Saumpfad und Karrenweg entwickelt, der über den Kamm des Gebirges führte, ihm hat wahrscheinlich das heute noch dort vorhandene Schlössel als Rastort gedient, während die 711 m über N. N. gelegene Basaltkuppe, welche den Namen „die Festung“ führt, für die Sicherheit wachte, denn von ihr ist die ganze Gegend über Landeck in der Richtung

nach Mähren und Böhmen, wie auch über Jauernig nach Schlesien dem Blicke freigelegt. Von hier konnten die alten Pfadlenker die Richtung des Weges bestimmen, den sie über Jauernig und von da nordöstlich weiter zu nehmen hatten.

VIII.

Jauernig-Falkenberg.

Die Schanzen von hier bis zur Neisse sind bereits besprochen.

Die Straße leitet heute nordöstlich in gerader Richtung nach Ottmachau sie wird es wohl auch schon in der frühesten Zeit gethan haben, denn der Berg auf dem heute das Schloß steht diente von jeher als Richtpunkt.

Aber östlich gegen 3 km von der geraden Linie abweichend liegt ein Punkt der zu allen Zeiten ebenfalls ins Auge fiel, es ist der 42 m höher als das umliegende Land gelegene

Falkenberg.

Für den Uebergang über die Neisse bildete er den am rechten Ufer, wenn auch 3 km entfernt, gelegenen natürlichen Stützpunkt.

Auf ihm mögen von der Urzeit ab wohl alle Völker gelagert haben, welche jemals das gesegnete Neissethal durchschritten.

Sicher ist mir bekannt, daß auch 1807 die Franzosen hier mit deutschen Bauersleuten ihre Schanzen bauten und die Bewohner zwei Meilen in der Runde hierher das fertig abgekochte Essen bringen mußten.

Für meine Zwecke schließe ich daher den Berg mit seinen Schanzenspuren von der Besprechung aus, aber den Forscher der unter der Erde sucht, den möchte ich auf seine Umgegend verweisen.

Am linken Ufer der Neisse befindet sich der andere von der Natur geschaffene Stützpunkt, auf ihm steht das alte

Schloß zu Ottmachau.

Der 48 m hohe Hügel hat von Anbeginn den Pfadsuchern als Richtung gedient, auf ihm werden sie in der grauesten Vorzeit ihre Hütten oder Wachtposten aufgestellt haben, aus denen sich später die Beste entwickelte.

Der kleine dicht daneben liegende Hügel bildete wohl die Vorburg, die Herberge, und in viel späterer Zeit entstand in ihm eine Stätte der Gottesverehrung, die sie auch bis heute geblieben ist.

Den bereits entwickelten Gesichtspunkten entsprechend bildete sich tiefer im Schutz des Berges die größere Niederlassung, und aus ihr entwickelte sich die heutige Stadt.

Geschichtlich wird das Schloß schon 1155 am 23. April genannt und nebst Zubehör als bischöflicher Besitz vom Papst bestätigt. Der Name erscheint als Othemochow.¹⁾ An diesen Namen knüpft sich folgende Sage: Auf der Burg waren zwei Brüder, der eine wurde einst außerhalb der Burg überfallen und flüchtete, sein in der Burg befindlicher Bruder Otto hatte den Vorgang gesehen, der verfolgte Bruder rief: Ott mach auf! ehe dieser aber das Fallgatter in die Höh bekam hatte der Verfolger den Bruder am Thor ereilt und niedergestochen. Die Sage nennt den Mörder einen Ritter von Reisse. Otto soll nach ihr bestimmt haben, daß Otmachau niemals mit Reisse vereint werden dürfe davon leite sich die Verbindung mit Grottkau ab.

So wurde mir der Vorgang vor 40 Jahren erzählt und die Erzähler hatten keine Ahnung davon wie der Name Otmachau in der ältesten Zeit geschrieben wurde, so daß man annehmen könnte die Sage sei aus dem Namen gebildet worden, vielmehr wurde mir gesagt, derselbe sei aus diesem Zuruf der Sage entstanden: Otte moch ow!

Das Stadtwappen veranschaulicht diesen Vorgang und da die Vorfahren nicht direkten Unfinn für ihre Wappen wählten, so kann man wohl annehmen, daß ihm ein wirklicher Vorgang zu Grunde liegt, wenn auch geschichtlich nichts davon bekannt ist.

Der Vorgang muß weit vor der geschichtlichen Zeit liegen, da in dieser der Name schon fertig erscheint. In dieser fernen Zeit aber müssen die Bewohner der Burg Deutsche gewesen sein wie sich aus dem Zuruf ergibt.

1347 wird gesagt, daß Bischof Przejislaus in Otmachau zu residiren pflegte und am 24. Dezember dieses Jahres der Stadt das deutsche Recht verlieh.²⁾

Als Stadt war sie jedoch schon von Alters her vorhanden, wenn auch nur nach polnischem Recht, daß sie mit einem Stadtgraben umschlossen war, ist in der Urkunde ausdrücklich gesagt.

¹⁾ Schlef. Regesten Nr. 40.

²⁾ Heyne, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. II S. 595.

Behalte ich die von der „Festung“ über Jauernig nach Ottmachau befolgte Richtung bei, so gelange ich 4 km weiter auf einem alten, meist geradeaus gehenden Wege, der sich nur auf kurze Strecken den Biegungen der Kreisstraße anschließt, auf einen Berg der den Namen führt:

„Gott Vater.“

Südlich nur 700 m vom Dorfe Ullersdorf erhebt er sich 282 m über N. N.

An seinem westlichen Abhang nur wenige Schritte von der Kuppe, befindet sich eine etwa 4 m hohe Steinsäule, auf welcher eine Steinfigur Gott den Vater mit dem Zeichen der Weltherrschaft darstellt.

Der viereckige Sockel, welcher die runde Säule trägt, zeigt die Jahreszahl 1724.

Es fällt auf, daß die Säule nicht auf der Kuppe des Berges steht. Das Erdreich zeigt die Spuren, daß sich hier einstmals ein 7 m breiter Graben um einen 8 und 10 m haltenden Kern gezogen hat.

Von hier leitet ein Weg hinüber zum Wachtberg bei Tschauschwitz, auf welchem die Kirche steht.

Nordöstlich von Gott Vater führt erst ein Feldweg, dann ein befahrener Grenzrain über die Straße und am Thiergarten entlang immer geradeaus bis zum Hügel, südlich von Stephansdorf, auf welchem die Windmühle steht. Dieser niedliche runde Hügel hat ganz die Art einer künstlichen Schüttung, aber es steht mir für diese Ansicht nichts weiter zur Seite.

Über 300 m nördlich am Mühlengraben erscheint eine Stelle, welche für die Vorzeit spricht; sie heißt der Buschgarten und hier soll ein Schloß gestanden haben, das

Godschne

genannt wurde, so berichtet die Ueberlieferung.

Eine Vertiefung in den Erlensträuchern heißt „der Höllengrund“ ohne, daß Jemand sagen kann warum.¹⁾

1) Die Anlage von Stephansdorf ist der Sage nach durch den Domkapitular den langen Stephan erfolgt, zur Zeit als der Bischof in Reiffe wohnte, das kann sich wohl nur auf die Verleihung des deutschen Rechtes beziehen, denn Stephansdorf erscheint schon im Decemregister unter dem Namen Ragicowitz sive Steffansdorf. Die Verleihungsurkunde vom 1. Mai 1307 nennt den Empfänger auch nicht Domkapitular, sondern einen Reiffser Bürger, Stephan Longus. Cod. Dipl. Bd. XIV A. 40. 367. 476.

Der nächste vorgeschichtliche Ort liegt 3,2 km weiter nordöstlich in Sengwitz.

Das alte Schloß Kellersberg zu Sengwitz.

Fig. 54.

Im Garten des Restgutbesitzers Zahn in Sengwitz befinden sich noch die letzten Spuren des ehemaligen Erdwalles, auf dem das Schloß gestanden hat. Als ich dieses alte Schanzenwerk vor 36 Jahren das erste Mal sah, war es noch gut erhalten. Ein 7 m breiter Außenwall mit daran schließendem 7 m breiten, 1 m tiefen Graben umschloß einen 15,50 m langen, 12,50 m breiten und gegen 2 m hohen Erdkegel, auf dem sich 15 sehr alte, im Absterben begriffene Linden befanden.

Im Innern war ein Rübenkeller eingerichtet.

Jetzt lassen sich zwar die Grundflächen des ehemaligen Baues noch messen, aber nur noch ein Häufchen von etwa 4 cbm festgekitteter Lehm, Lett und Sand, durchsetzt mit rohen Scherben, ist von ihm vorhanden.

Nach Osten ziehen sich noch die Reste eines 56 m langen Dammes, der dann auf etwa 37 m nach Norden herumführte und sich ebenfalls nach Westen weiter zog, wodurch er einen Teich bildete. Aber die Breite der Dammkfrone von 5 m, sowie seine hohe Lage, die der tiefer liegende Quell im Wallgraben in keiner Weise bedingte, lassen schließen, daß die ehemalige Straße auf ihm entlang führte.

In derselben Richtung weiter nur 1300 m entfernt befindet sich der bereits am Käfersteig besprochene Kesselberg. Weiter in nordöstlicher Richtung erscheint nach $3\frac{1}{2}$ km die wiederholt erwähnte Kirche zu Bösdorf. Jetzt fehlen die Spuren. Erst $6\frac{1}{2}$ km weiter erscheint auf den alten Karten ein fast rundes Erdwerk von großem Umfange unter der Bezeichnung Schwedenschanze, in Wirklichkeit heißt es: „Nieder-teich“. Der nördlich gelegene 2 m hohe Damm hat eine Kronenbreite von 5 m und diente ersichtlich zu der Zeit, als er gleichzeitig das Wasser staute, als Straße. Ob es der ursprüngliche Zweck war einen Teich zu bilden ist zweifelhaft; südwestlich reichte der jetzt abgefahrene Damm

Stephansdorf und Nowag wurden am 9. Juli 1300 zu deutschem Recht ausgefekt an Stelle von 6 polnischen Dörfern Nowaki, Slavnewitz, Morawari, villa Utrici, Guthare und Radzicowiz. Schles. Regesten 2604. Ein Anklang an den Namen Gotschue ist darin nicht enthalten. Der Name Rufwinkel, den ein Erlengebüsch führt und in welchem noch vor 70 Jahren ein Haus stand, dürfte nicht von den Russen, sondern vom Dorfe Radzicowiz stammen.

ehedem bis über die jetzige Chaussee und umschloß auch höher gelegene Flächen, das hat auch vor 70 Jahren bei Aufnahme der Gegend den leitenden Major bewogen, ihn Schwedenschanze zu nennen.

Wenn das Interesse für die Vorzeit sich hier einst finden und ihr Augenmerk auf die Beschaffenheit des Bodens in dieser alten Umwallung richten wird, dann wird sich auch bestimmen lassen, welchen eigentlichen Zweck der Niederteich hatte.

Die mitten im Dorfe Hennersdorf befindliche Kirchhofsmauer besteht fast nur aus Eisenschlacke und rohem Masenerz, letzteres ist vorwiegend, doch sind geschmolzene Stücke klar und deutlich vorhanden. Ob hier auf den hochgelegenen Stellen im Niederteich nicht die Eisenschmelzer wohnten und unterhalb des Dammes ein Pochwerk hatten?

Das erste unzweifelhafte alte Schutzwerk der Straße liegt sehr nahe; der alte Damm leitete zu ihm, es ist „das alte Schloß in Hennersdorf“.

Am nordwestlichen Ende von Hennersdorf, dicht hinter dem Gutshof im Park, befindet sich ein in den Sumpf geschütteter Hügel, der noch eine Höhe von 5 m hat, dessen Oberfläche zwar vielfach verändert, sich noch auf 40 m und 55 m bestimmen läßt. Die Form ist das abgerundete Viereck. Ein Wallgraben zog sich ehemals um den Hügel, jetzt ist er nur noch auf der Nordwestseite erhalten, läßt sich aber noch ringsum erkennen. In diesen geschütteten Hügel hat sich später der Mauerbau hineingebaut, die Fundamente bis zum Grunde getrieben, schöne Keller mit sehr starken Mauern umschlossen und darauf einen viereckigen Bau gesetzt der mit 5 kleinen Thürmchen gekrönt war auf deren jedem sich eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1666 befand.

Vier davon sind auf andere Besitzungen übertragen worden (eine nach Geltendorf) und werden dort einst die Begriffe verwirren, eine ist geblieben.

Dieser Bau erwies sich in der Gegenwart zum Wohnen zu klein, die Mauern widerstanden dem Abbruch und so wurde das alte Schloß zu einer Brennerei umgeschaffen, als welche es noch besteht.

Im Jahr 1666 hatte Niemand mehr nöthig sich im Sumpf einen Hügel zu schütten um auf ihn zu bauen. Es wird in dieser Zeit nur ein Um- oder Neubau erfolgt sein, der Hügel aber ist uralt und auf ihm mag die alte Burg gestanden haben, die einst den Uebergang am linken Ufer der Reiße deckte.

Der Vorbesitzer war genöthigt den Hügel an einer Seite zu durchstechen, was ihm nur mit scharfen Hacken gelang, Leth und Sand waren ursprünglich zu einem Brei gemischt, naß aufgetragen und so fest gerammt worden, daß sie die Festigkeit einer Mauer besaßen, ganz wie zu Rapsdorf.

Gegen 2500 Schritt östlich von Hennersdorf bezeichnet die Ueberlieferung ein kleines Haus als das alte Räuberschloß.

Einsam auf einer Wiese und den Ueberschwemmungen ausgesetzt, steht ein im Erdgeschoß massives Haus. Das obere Stockwerk ist Windwerk, das Ganze sieht aus wie ein früherer Thurm.

Die Reisse beschrieb ehemals hier sehr viele Krümmungen, jetzt liegt das Häuschen am linken Ufer und mag, als es, als Stützpunkt der Straße diente, wohl von einem Arm der Reisse ganz oder theilweise umschlungen gewesen sein. Außer dem Namen deutet nichts mehr auf die Vorzeit.

2 km von hier nordöstlich an der Straße, nördlich von Gr.-Mahlen-dorf liegt ein Hügel, der den Namen führt: das kalte Vorwerk.

Ein Vorwerk im heutigen Sinne zur Bewirthschaftung der Felder kann hier auf dem 32 m hohen Hügel nicht gewesen sein, als ehemalige Vorburg aber springt sein Zweck in die Augen. Nördlich führt ein Weg über das Vorwerk Ellguth, dann über das Vorwerk Eilau nach dem alten Schloß bei Hubertusgrün nördlich von Grüben und von da nach verschiedenen Richtungen weiter. Hier am kalten Vorwerk vorüber, führt nordöstlich die alte Fahrstraße nach dem nur 2500 m entfernten Dorfe Grüben.

Zwischen dem Hügel kaltes Vorwerk und Grüben liegt eine wellige, theilweise mit Birken bewachsene Flur, die den Namen führt: Schimarken (Schöne Marken.) Der Name Marken kommt in Schlesien selten vor und deutet auf eine alte deutsche Bevölkerung. Andere Flurnamen wie Bauerwald, Bruch, Gursch, Kucker deuten auf eine ferne Zeit.

Das Dorf Grüben besteht aus drei Häuserreihen. Die nördliche, deren kleine Häuschen an der Berglehne kleben und erst später dort erbaut sein sollen, hat den Namen Fernitze, der ohne Deutung ist.

Man bekommt den Eindruck, als ob das Dorf zu denen gehöre, die Tacitus in Abhängen und Schluchten als deutsche Wohnstätten bezeichnet.

Auffälliger Weise deutet auch sein Name auf eine sehr ferne Zeit. Das älteste Decemregister nennt ihn Grebin.¹⁾ Grebe ist der von freien Besitzern gewählte Ortsvorstand, der Name ist noch in Hessen erhalten. Den Gegensatz hierzu bildet „Schulze“, als der von der Gutsherrschaft über hörige Bauern gesetzte Gemeinde-Vorsteher.

In der Bevölkerung lebt die Ueberlieferung, daß das Dorf einst eine Stadt gewesen sei. Geschichtlich ist davon nichts bekannt.

Als der Urzeit angehörig wird ein viereckiger geschütteter Hügel bezeichnet, und auch hier wird hinzugefügt, daß die Soldaten den Boden in den Helmen dazu getragen hätten.

Der Hügel war ehemals etwa 1 m höher, jetzt ist er an der Nordseite noch bis 3 m hoch und 20 Schritt an der Krone breit.

Ehemals ging auf der Südseite ein Wallgraben um ihn und dieser Graben hatte eine Fortsetzung in der Richtung nach dem Gutshof.

Der Hügel gehörte zur Erbscholtisei. Diese wurde getheilt und der letzte Besitzer hatte eine Vorliebe für den Hügel. Er trug die Kuppe ab, füllte damit den Graben aus und gewann dadurch Raum, um sich ein Auszughaus auf dieser Stelle zu erbauen.

Da wo sich jetzt die Stallthür befindet lag ehemals der Graben. Der freie Raum des Hügel hat demnach, als er noch 1 m höher war, etwa 17 Schritt und 27 Schritt betragen. Neben dem Hügel wurde eine Grube mit Asche aufgedeckt, sonst blieb nichts in der Erinnerung.

Gegen achthundert m von hier liegt der „Kirchberg“ westlich des Dorfes. Er ist theilweise abgefahren; zwei Linden, von denen die stärkere 2,95 m Umfang hat, beschirmen ein hölzernes Kreuz.

Grüben war ehemals, wie jetzt, Straßenknotenpunkt. Ich schließe nach den örtlichen Anzeichen, daß sich ein umwallter Raum auf der Stelle vom Kirchberg zum Gutshof, von da zur Straßenschanze, jetzt Auszughaus, und von da über den Kirchhof hinaus zum Kirchberg erstreckt hat. Aus dieser Zeit kann wohl die Erinnerung an die alte Stadt stammen.

Dem Plane der alten Schanzenbauer entsprechend, mußte eine sichtbare Verbindung überallhin vorhanden sein, sie fehlt aber gerade nach Westen.

3 km von hier befindet sich das Borwerk „Eilau.“ Es sind nur zwei im rechten Winkel erbaute Scheuern, ohne menschliche Wohnstätte,

1) Cod. Dipl. Siles. Bd. XIV. B. 450.

die diesen Berg krönen, den die Bevölkerung nicht Eilau, sondern Eule nennt.

Die Fernsicht erschließt sich hier über das schöne reiche Reiffethal, und ein Feuerzeichen von hier flammte bis hinauf zu den Würbener Bergen und von da zu allen dahinter liegenden Schanzen bis zum Mummelsberg, bis zum Stehndelberg bei Petersheide und weiter. Aber ich finde keinen anderen Anhalt als diese örtliche Lage und die Sage, welche berichtet, daß hier einst der Hauptsitz der Herrschaft von Grüben gewesen sei.

300 m nordöstlich liegt die höchste Kuppe der Berge, sie heißt auf der Karte „Eule“ und im Volksmunde „Oleberg.“ Das slavische Olica bedeutet einen umschlossenen Raum, ungefähr wie die deutsche Umwährung wobei nicht gesagt ist aus was sie besteht. Er fällt steil zum Reiffethal ab. Seine Kuppe ist durch Nasenbänke zum Vergnügungsplatz eingerichtet und die Bevölkerung geht nach alter Gewohnheit oft hier her. Hier müßte ein Wachtposten gewesen sein, aber ich finde nichts was als Anhalt dient als die Lage.

Die Hinterberge heißen „die Höllenberge“ und der Name deutet auf die Urzeit, auf geheiligte Bäume, unter denen die Urväter sich beugten, vor dem großen, unerforschlichen, gütigen Gott.

Ich neige zu der Annahme, daß in Grüben noch ein Volk aus der Zeit vor der Völkerwanderung sitzt. So stark sind die Slaven nicht erschienen, daß sie nicht Raum in fruchtbarem Lande gehabt hätten und genöthigt gewesen wären, sich auf leichtem Boden anzusiedeln; auch für die deutsche Einwanderung des 12. oder 13. Jahrhunderts lag gar keine Veranlassung vor sich auf solchem niederzulassen, es war gutes Land noch reichlich vorhanden. Wo aber die Bevölkerung mit urdeutschen Namen schon so früh auf magerer Scholle erscheint, da muß sie aus fernerer Zeit da sitzen und die Bedingungen ihrer einstigen Ansiedelung mußten andere gewesen sein als der Feldbau.

Westlich am Dorfe Grüben liegt ein Steinhäufen, in ihm liegen große schwere Stücke jener schon oft genannten Eisenschlacken, an denen theilweise noch der rothgebrannte und glasirte Lehm mantel des alten Windofens haftet. Es wird mir gesagt, daß diese Schlacken sehr zahlreich auftreten und der Acker theilweise mit rothgebrannten Lehm- und Schlackenstücken derart durchsetzt ist, daß er die Beackerung erschwert.

Ein Teichsystem zieht sich nordwestlich.

Ich schließe, daß die Eisenhüttenleute es waren, die hier einst dem Ort die Bewohner gaben, die dann auch während und nach der Völkerwanderung gewohnheitsmäßig hier sitzen blieben, als die ursprünglichen Bedingungen der einstmaligen Ansiedelung längst nicht mehr vorlagen. Ich schließe hieran die in dem Dorfe vorkommenden Personennamen: Schneider, Edler, Bockisch, Tompel, Schachler, Weiß, Margner, Mücke, Schöpe, Scholz, Poser, Steiner, Klose, Winkler, Seifert, Zirz, Zimmer, Hanisch, Brückner, Barsch, Schmidt, Thiel, Kunze, Ohnsaat, Schmolke, Schuch, Sinnreich, Kunert, Blaschke, Franzke, Wittwer, Drabant, Drahtschmidt, Kempe, Reinsch, Geißler, Schokaria, Herde, Heißig, Mehlich, Scheiblich, Olbrich, Korfave, Schön, Wanzke, Guthart, Henschel, Schöpe, Schwert, Bernert, Spindler, Rynast, Walter, Schelenz, Korniat, Werner, Stephan, Fiedler, Dempe, Hain, Händel, Hesse.

Zum Vergleich lasse ich die Namen der alten Bewohner von zwei Dörfern folgen, die von 1237 ab besiedelt wurden.

a) Friedewalde.

Müller, Züttner, Escher, Schwarzer, Langer, Zimmer, Heider, Gloger, Brauer, Kriebler, Altman, Hoffmann, Hellmann, Wilde, Schwoppe, Rinne, Ferschke, Ditsche, Klose, Hanke, Schmolke, Buchale, Stosche, Matschke, Walke, Glagel, Hentschel, Seidel, Regul, Baumgart, Schmidt, Kahlert, Kömelt, Langfeld, Nuprecht.

b) Halbendorf.

Mücke, Galle, Hubrich, Birkner, Mahner, Klus, Marschall, Schöneich, Kuge, Scholz, Höhne, Seidel, Galler, Weiß, Zimmermann, Mergner, Neugebauer, Gasche, Just, Kuhnert, Franzke, Hönsher, Hauke, Prabler, Hoppe.

Grüben enthält ersichtlich ältere Namen als die genannten Orte, deren Namen sich in allen umliegenden Dörfern wiederholen.

An friedliche Arbeit erinnern die Friedewalder und Halbendorfer Namen, ihr Klang ist weich; bei einem Theil in Grüben ist das auch der Fall, aber der andere Theil erscheint kampfhart und klingt rauh.

Folge ich dem alten Straßenzuge nordöstlich, so gelange ich schon 2 km weiter am Forsthaus Bogense zum alten Bogenser Schloß.

Nördlich der Straße nach Falkenberg, am Forsthaus Bogense liegt ein natürlicher Hügel, der obigen Namen führt. Hier war der Aussichtspunkt in der Richtung nach Falkenberg wie nach Grüben. Es müßte sich noch eine kleine Schanze zwischen hier und Falkenberg befunden haben, da wo jetzt das Dorf Jagdorf liegt; sie ist jedoch nicht mehr vorhanden.

Die Straße führt nach Falkenberg.

Die örtliche Lage dieser Stadt, auf einem Hügel, umgeben von Wasser und Wiesen, mußte von dem Augenblick an, wo Menschen hier herkamen zur Niederlassung einladen.

Sichtbare Zeichen der Urzeit sind nicht vorhanden, aber es ist bereits an anderer Stelle gezeigt, daß verschiedene durch Schanzen markirte Straßenzüge hierher führten, für die sie den natürlichen Sammelpunkt bildete.

Auch der Straßenzug von Landeck fand hier Verbindung nach verschiedenen Richtungen und ich schließe ihn am hiesigen Ort.

IX.

Der Bischofssteig, Richtung Jauernig: Alt-Cöln und die Form deutscher Dörfer.

Der zweite Pfad von Jauernig führte über Hahnberg nach Gefäß, Alt-Wilmsdorf, das Fürsten-Vorwerk Schwammelwitz zu dem Steig, welcher südwestlich von Sarlowitz über die Reiffe führt. Dieser alte Pfad ist stellenweise verackert aber sein Vorhandensein alten Leuten noch bekannt, er führte den Namen „Bischofssteig“. Er geht über Sarlowitz weiter nach Seifersdorf zum Vorwerk Schwedlich,¹⁾ ist hier auch noch unter seinem alten Namen bekannt, und geht weiter über die

¹⁾ Das Vorwerk Schwedlich halte ich für eine ehemalige Schanze die mit dem Hauptwerk Geborgsgräbe in Verbindung gestanden hat. Ueber Schwedlich hat sich eine Sage gebildet, der ich kurz näher treten will. Hier soll ein alter Schwede im 30jährigen Kriege sich angesiedelt, und die Bevölkerung von Seifersdorf soll zu den Schweden gehalten und dafür den Namen ungetreu Seifersdorf erhalten haben. Dieser Name kommt aber schon 1411 bei einem Zinsverkauf vor und zwar nicht hier, sondern in Seifersdorf bei Reichenbach. (Heyne's docum. Geschichte des Bisthum Breslau II. S. 633.) Auffälliger Weise schließt Heyne im Bd. II S. 193 D. Der Name sei entstanden, weil im Jahre 1478 der Besitzer des Vorwerks den

Boithmannsdorfer Mühle, vorüber an den Reudelhäusern¹⁾ nach Rüh-
schmalz. In Rühschmalz kreuzt er den Käfersteig, führt bis Zindel, aber
der Name hört auf. Folge ich aber der bisher innegehaltenen Richtung
nach Nordost, so gelange ich auf einem Feldwege über Hönigsdorf zum
Putzelberg und Bischofsdamm, östlich von Endersdorf und über den
Damm am Kaluteich führte bis zur Separation im Jahre 1824 ein
unbenutzter Weg östlich der Halbendorfer Ziegelei auf den Hügel, auf
dem jetzt eine große Sandgrube liegt; hierher kommt noch heute ein
Weg von Krain an der alten Schanze im Olbendorfer Walde vorüber
über den Mittelhof in Olbendorf und aus dem Dorfe Olbendorf, er
heißt „der lange Rain“, und geht an dem Hügel vorüber nach
Grottkau, während der erstgenannte über eine sumpfige Wiese und eine
Furth im Leuppuscher Wasser in gerader Richtung in das Dorf Leup-
pusch führte, dessen Kirche noch heute einen halben bewässerten Wall-
graben hat.²⁾

Von hier war Verbindung über Woiffelsdorf, wo der Wallgraben
um die Kirche ebenfalls noch halb erhalten ist, nach allen Richtungen.³⁾

Auf der sumpfigen Halbendorfer Wiese aber erscheint eine sonder-
bare Sage. Es lagen dort unter der Oberfläche zwei Reihen großer
Steine, (jetzt ist nur noch ein Stein dort) die Ueberlieferung sagt, daß
dieselben einem Bohnenweg als Unterlage gedient hätten. Wer hat ein
Interesse gehabt hier einen etwa 300 m langen derartigen Weg zu

Mühlzins verweigerte, während die Bezeichnung doch schon im Jahre 1411
erscheint. Für Seifersdorf bei Dttmachau ist demnach die Bezeichnung un-
getreu unrichtig, sie gründet sich auf ein Märchen. Auch der Name Schwedlig
kommt schon bei einem Richter des Bischofshofes in Reiffe im Jahre 1560
vor, also lange vor dem Erscheinen der Schweden. (Heyne Bd. III
S. 554.)

Es ist wohl eher möglich, daß dieser Herr Schwedlig der das Dorf
Gesäß besessen hat, einst auch das Vorwerk bei Seifersdorf besaß und ihm
den Namen gab, als daß ein alter Schwede des 30jährigen Krieges dies that.

1) Reudel heißt im schlesischen Dialekt soviel wie Taugenichts.

2) Leuppusch wird im ältesten Decemregister Lubca, später Lubeßz
und Lubysh genannt, es erscheint das erste Mal 1245 unter den Gütern
des Bischofs. Der Erbscholtiseibesitzer hat noch heute die Verpflichtung, dem
Landesherrn ein gerüstetes Ross bei der Durchreise zu stellen.

3) Woyslai villa erscheint das erste Mal als 1268 Herzog Heinrich
der Stadt Grottkau $\frac{8}{10}$ Hufen von Woiffelsdorf überweist. (Heyne, docum.
Geschichte des Bisthum Breslau Bd. II S. 368.)

schaffen? Halbendorf niemals, ihm liegt die Dertlichkeit ganz abgelegen, Leuppusch auch nicht.

War hier die Fortsetzung des Bischofsteiges?

An der Furth steht ein (jetzt versunkenes) Steinkreuz, eines jener sehr alten Gebilde, welche keinen Querbalken sondern auf einer Seite nur einen kurzen Ansatz haben, wodurch sie die Form eines Gesichtes erhalten und „steinerne Nase“ genannt werden. Seine Bedeutung ist unbekannt. (Siehe Figur Nr. 82.)

Angeblich soll bei Hochwasser ein Fuhrmann dort verunglückt sein. ¹⁾

Wenn ein Fuhrmann hier verunglückte so mußte auch eine Straße hier führen.

Es spricht dafür auch die Richtung des Dorfes Leuppusch. Verschiedene Forscher haben aus der Form der Dörfer auf die Erbauer geschlossen.

Ich finde, daß die deutschen Einwanderer des 13. Jahrhunderts, welche aus Westdeutschland kamen, nachweislich ihre Dörfer auf grünem Rasen erbauten und sich bei der Form ihrer Dorfanlagen nur von Zweckmäßigkeitserückichten leiten ließen. Nur die Richtung des Giebels ihrer Häuser ist allen gemeinsam, sie weist nach der Straße.

Aber wo ein Bach war, bauten sie an den hochgelegenen Ufern langaus, und ließen an jeder Seite einen breiten Streifen Aue als Viehtrieb und Fahrweg. Wo eine Straße schon bestand folgten sie ihrem Lauf und so entstanden bis $\frac{1}{2}$ Meile ja mehr als 1 Meile lange Dörfer die sich in ihrer Länge nicht von den polnischen langen Gassen unterscheiden.

Nun kam ein späteres Geschlecht dem waren die Dorfauen zu breit, sie klebten ihre Angerhäuschen mitten in den freien Raum und dadurch kam es, daß heute die Chausseen um solche Dörfer herumgeführt werden müssen, weil der Raum zur Durchführung fehlt. So ist es auch in Boiffelsdorf und Leuppusch. In anderen Dörfern erschien es den

¹⁾ Eine zweite derartige „steinerne Nase“ steht an der Grottkauer Strehleener Chaussee 45 Schritt westlich vom Kilometersteine 1,00 Feldmark Halbendorf, die drei über ihn bestehenden Sagen beweisen nur, daß Niemand weiß, was es mit dem Stein für eine Bewandniß hat. Nach der einen soll ein Fuhrmann dort versunken sein, nach der anderen sollen zwei Mägde in der Ernte beim Getreideschneiden dort vor Ueberarbeitung gestorben sein und nach der dritten soll ein Brautführer im Hochzeitszug aus Versehen die Braut erschossen haben.

späteren Bewohnern zu beschwerlich, das Wasser wie die Urväter vom Bache den Hügel hinauf zu tragen, sie bauten ihre Häuser recht bequem an den Bach, leiden an feuchten Wohnungen und rufen das ganze Land um Hilfe an, wenn ihnen bei außergewöhnlichem Regen das Wasser in den Hals läuft. —

Was nun hier Leuppusch betrifft, so hat es keinen Bach aber es weist seine Richtung genau nach der Furth an der steinernen Nase, dahin mußte also bei Anlage des Dorfes schon eine Straße führen.

Die Kirche in Leuppusch steht auf einem geschütteten Hügel, der ehemalige Wallgraben ist noch zur Hälfte um sie vorhanden.

Weiter nordöstlich liegt Weißelsdorf, auch diese Kirche steht in einem alten Rundwall. Weiter gegen 4 km nordöstlich erscheint der mit starken Eisenschlacken durchsetzte Schmiedeberg bei Seifersdorf und die Kirche in Seifersdorf die auf geschüttetem Hügel steht und an der die Wasserlache noch theilweise vorhanden ist.

3 km nordöstlich liegt die Kirche in Groß-Zenkwitz auch sie steht auf einer Aufschüttung, die jedoch durch den ausgeworfenen Boden beim Grundgraben entstanden sein kann.

4 km nordöstlich weiter erhebt sich die Kirche zu Pogarell. Sie steht auf geschüttetem Hügel der sich etwa 2 m über die alte Grundfläche wie sie sich noch neben der Straße südwestlich und auch auf der Nordseite zeigt, erhebt.

Auch der Wuchs der alten Linden deutet auf lockeren Boden. Nordöstlich in versteckter Ecke steht der stärkste Baum der Gegend, eine Linde von 6,92 m Umfang; die Krone wurde zwar wiederholt gebrochen aber die Triebkraft ist noch ungeschwächt.

Die Kirche mit ihrem bis zur Spitze gemauerten Thurm soll von Peter Wlast erbaut sein († 22. April 1153). Hier hatte ein altes Grafengeschlecht seinen Sitz und muß zahlreich gewesen sein, denn wir finden, daß sich zwei Pogarells dem geistlichen Stande widmeten der ja meist in jener Zeit zur Versorgung nachgeborener Söhne diente.

Vincenc von Pogarell war Abt in Breslau und gründete von dort aus das Kloster Camenz im Jahre 1210 das er mit Mönchen aus dem Sandstift besetzte.

Wenn schon von Peter Wlast also vor 1153 hier zwischen die heutigen Dörfer Mzenau und Pogarell eine gemauerte Kirche erbaut wurde, so mußten die Gemeinden schon vorhanden sein.

Der Bevölkerung ist nichts von einem Grafengeschlecht von Bogarell bekannt, trotzdem ein Bogarell noch 1642 genannt wird.¹⁾ (Zeitschrift d. B. f. G. u. N. Bd. XXIV S. 373.) Der dreißigjährige Krieg muß hier die Bevölkerung vernichtet haben, da sonst Erinnerungen geblieben wären.

In Bogarell ist keine Stelle zu finden wo ein Schloß gestanden haben könnte, entweder wohnten die Grafen von Anfang an in Michelau und nannten sich nur nach dem Besitz Bogarell oder das Schloß stand da wo dann die Kirche erbaut wurde.

Von Bogarell nur 2 $\frac{1}{2}$ km in nordöstlicher Richtung liegt Johnsdorf. Hier müßte eine Schanze gelegen haben, die Lage des Schloßchens am Abhang eines Hügels deutet darauf, aber es fehlt jeder weitere Anhalt. Hier befindet sich eine gärtnerische Spielerei, ein österreichischer General hat vor 100 Jahren eine Esche verkehrt gepflanzt, die Wurzeln nach oben, der Baum ist gediehen aber nicht schön.

3 km von hier nordöstlich liegt Lossen. Dieser Ort besaß schon 1257 ein Johanniterhospital das die Mühle zu Löwen durch Kauf erwarb.²⁾

Es muß schon in dieser Zeit ein lebhafter Straßenverkehr bestanden haben der hier ein Hospital nöthig machte, da doch nur 1 $\frac{1}{2}$ Meilen von hier in Schurgast schon zur selben Zeit ein Hospital vorhanden war, das allerdings der Reisse halber nicht immer zu erreichen war.

Schon 1238 erhielt Lossen deutsches Recht. (Schles. Reg. 514.)

Auch bis in die neuere Zeit hat Lossen eine gewisse Bedeutung gehabt, da hier bis zur Theilung Polens der größte Markt für podolische Ochsen gewesen ist, worüber in Lossen selbst die Erinnerung fehlt.³⁾

Daß die vorgeschichtlichen Spuren schwanden erklärt sich aus der frühen Zugehörigkeit zum Maltheser-Orden. Wenn aber die Urväter ihren Handelsweg hierher nahmen, so mußte sich vor dem Uebergange über die Oder an geeigneter Stelle irgendwo eine größere gesicherte

1) Das alte Geschlecht scheint ganz herabgekommen zu sein, denn schon 1604 kaufte die Stadt Brieg die Dörfer Mzenau und Bogarell, und der 1642 genannte Heinrich v. Bogarell besaß nur noch einen Jungen zu den Pferden.

2) Schles. Regesten Nr. 955.

3) In geologischer Beziehung bemerke ich noch, daß hier beim Bau der Eisenbahn, dreißig Fuß tief, eine Mergelschicht und Bernstein gefunden wurde in Stücken von $\frac{1}{2}$ Pfund schwer.

Niederlassung befunden haben und diese Spuren lassen sich doch nicht so leicht vertilgen. In der That sind sie auch in Lössen stärker vorhanden, als ich gehofft hatte.

Gleich hinter der Kirche, nordöstlich des Gutshofes, beginnt ein fast 20 m breiter, bis 4 m tiefer Graben, der noch klar und deutlich die planmäßige Anlage zeigt.

Ich nahm das Aufmaß zwischen den zwei Linden, von denen die östliche 3,40 m und die westliche 4,40 m Stammumfang hat.

Hinter den Gärten ist der Graben von beiden Seiten verfüllt und beackert aber trotzdem als Mulde erhalten, er zieht sich noch 300 m östlich. Dann schwenkt er nach Norden herum und besteht hier noch in einer Breite bis 25 m. Die sehr gut erhaltene Böschung steigt steil über 4 m hoch auf und erst 200 m weiter schwenkt der Graben nach Nordwest herum. Von hier ab ist er wieder verackert.

Hier in der nordöstlichen Ecke lag auch noch bis in die neuere Zeit ein Nest des Walles.

Bei der pfluggerechten Verschüttung des Wallgrabens wurde der meiste Boden von der Nordseite des Ackers entnommen, dadurch hat die verbliebene Mulde einen mehr nach Norden gerichteten Lauf erhalten.

Ob nun der Graben ehemals über die jetzige Straße hinweg ging, wo er dann am westlichen Abhang des Hügels herumgeschwenkt haben mag, um Anschluß an den zuerst beschriebenen Theil zu erhalten, das läßt sich nur vermuthen; anscheinend sind die Scheuern in ihm erbaut, denn ich finde dort unter ihnen Keller für die die Ausschachtung erspart worden ist.

Der jetzt von Gräben umschlossene Raum beträgt gegen 6 ha und stimmt ganz auffällig mit den Maassen und auch der Form einer Verschanzung für 1 römische Legion. (Figur 111, 112, man vergleiche damit Figur 107.)

Rechnet man den aus dem Graben gewonnenen Boden zur Schüttung des Walles, so erhalten wir eine Verschanzung wie sie in römischen Standlagern üblich war und wie sie Fig. 113 andeutet.

Was weiß nun die Bevölkerung von diesem ehemals gewaltigen Schanzenwerk? Sie nennt es

Hallehke.

Ich beherrsche die verschiedenen schlesischen Dialekte, mußte mir diesen Namen aber doch erst von alten Frauen übersetzen lassen, er bedeutet Hohle Ecke.

Es ergibt sich daraus, daß die deutschen Einwanderer den Namen nur nach der Form wählten die sie sahen, daß sie diese schon vorfanden und ihnen der Zweck unbekannt war. Nach der Sage ist der Graben in Kriegszeiten angelegt worden und später sollen die Schweden die Wälle abgefahren haben um damit den westlich gelegenen Hügel zu schütten und dort Weinbau zu treiben.

Das widerlegt sich von selbst. Vorhandenen Wein würden die Schweden wohl getrunken haben, aber durch jahrelangen mühevollen Anbau solchen zu gewinnen, das lag ihnen sehr fern, das kann nur der, der das Land dauernd zu besitzen denkt und es kultiviren will. Aber bezeichnend ist es, daß auch bei dieser Schanze ein mit Kiefernsträuchen bewachsener sandiger sonniger Hügel erscheint der den Namen Weinberg führt.

Die Sage vermengt anscheinend zwei sehr weit auseinanderliegende Zeitabschnitte.

Die kriegerischen Erbauer der Schanze können sehr wohl die Rebe gepflanzt haben, wenn sie Römer oder Germanen waren. Dann lag das Ganze wüst, bis die Maltheser als gute Landwirthe den Werth der abgelagerten Lehmwälle erkannten und sie im Robott zur Verbesserung sandiger Aecker abfahren ließen, das wird nach der Richtung des Weinberges gewesen sein, nur ein Wallrest blieb an der Nordostecke bis zur Neuzeit stehen. Diese Vorgänge haben sich dann in der Erinnerung verschmolzen.

Die innere Fläche der Schanze neigt nach Südost.

Nun nehme ich Abschied von dieser unbekanntem, ungenannten Stätte der Vorzeit, folge der Richtung nordöstlich und gelange $4\frac{1}{2}$ km weiter zur Schanze östlich von Rosenthal, die ebenfalls eigentlich namenlos ist und nur nach ihrer Form genannt wird:

Werder.

Es ist einer jener Rundwälle in der Form des abgerundeten Vierecks, die einen bis 1,50 m höher gelegenen Innenraum umschließen. Der Kegel hat 30 und 40 m Durchmesser und ist stark verrundet. Der Graben ist bis 10 m breit. Der schmale Eingang liegt östlich.

In geschichtlicher Zeit soll in der Schanze ein Fischerhäuschen gestanden haben.

Der Vater des jetzigen Besitzers ließ den Graben räumen und fand darin viele starke bearbeitete Hölzer.

In gerader Linie nordöstlich liegt nur gegen 3 km weiter die „Ruine bei Lichten.“

Es ist ein Ringwall, wie der bei Rosenthal, nur daß sich später in ihm der Mauerbau erhob. Westlich soll eine Kirche gestanden haben und versunken sein, es war wohl nur im Sumpf ein Wall, der in der Slavenzeit als Kirche gebient haben mag. Nordöstlich 3 km weiter liegt über der Oder der Rest einer gleichen Ruine bei Alt-Cöln. Damit ist der Punkt bezeichnet, an welchem sich ehemals der Uebergang über die Oder vollzog. Die weitere Richtung weist nach Warschau, ich bin ihr jedoch nicht weiter gefolgt.

Eine zweite Linie zweigt bei Alt-Cöln nördlich ab, die erste kleine Schanze liegt 6 km weiter zwischen den Dörfern Kauern und Tarnowitz, westlich von ihr liegt im Walde die dazu gehörige größere Schanze, ihre Wälle sind geebnet, nur rothgebrannter Lehm und Asche haben sich erhalten, die Stelle heißt:

Gdwurisko,

das heißt auf deutsch Hof. Ob der gegen 6 km nordwestlich davon liegende Brautberg und das nördliche 6 km davon liegende Dorf Groditz Spuren der Vorzeit enthalten, weiß ich nicht, da ich nicht bis dahin gegangen bin. Die Richtung von Alt-Cöln über die kleine Straßenschanze bei Tarnowitz-Kauern weist nach den Schanzen bei Dels, es scheint die Verbindung mit der Linie Nitschen-Dels dort erfolgt zu sein.

Ich kehre zurück nach Oesterreich-Schlesien, um die Spuren anderer alten Pfade zu suchen.

X.

Jauernig-Patschkau-Münsterberg und die große Schanze bei Gührau.

Die Richtung des alten Pfades vom Karpenstein herunter weist über Patschkau und er wird sich auch wenigstens annähernd da gezogen haben wo heute die Straße dorthin führt.

Die Kirche zu Weißbach wird der Sage nach als alter Heidentempel bezeichnet, auf ihr befindet sich auch eines von den genannten sieben Kreuzen, jedenfalls war hier in der Urzeit eine Schanze. Von hier dürfte der Pfad über Fuchswinkel geführt haben.

Weißbach erscheint im Liber Fund. Nr. 141 als Wyzbach was wohl nur Wies(en)bach bedeutet. Fuchswinkel ist als fuit aufgeführt. Im Jahre 1379 wird es Fochswinkel genannt, was wohl nichts anderes heißt, als Voigtswinkel. Nun hat in dem Dreieck, das zwischen dem Tharnaubach und der Neisse, und von Heinzendorf in der Richtung über Kosel zur Neisse gebildet wird, ein Ort gelegen Namens „Bogenau.“

Derselbe muß bedeutender gewesen sein als Patschkau, da Bischof Thomas 1254 am 8. März nicht letzterem, sondern dem Dorfe Bogenau Marktrecht verleiht wie es Neisse besitzt.¹⁾

Die Gerechtfame der Fischerei erstreckten sich für Bogenau gegen 4 km an der Neisse abwärts bis zur Einmündung des Tharnaubaches und aufwärts gegen 2 $\frac{1}{2}$ km bis an Kosel.

Welche Entwicklung der Ort nahm ist unbekannt, er ist wahrscheinlich zerstört, dann von Patschkau überflügelt worden, zum Dorf herabgesunken und die heutige Obervorstadt soll den Rest des ehemaligen Ortes Bogenau enthalten.

Pautschkau selbst war 1254 vorhanden, im Liber Fund. wird es Paczow genannt, aber wie schon gesagt muß der Ort unbedeutend gewesen sein, da Bischof Thomas die Necker bis zum Flüsschen Tharnaubach auch noch von ihm abzweigte und zu Bogenau gab, und für Patschkau somit sehr wenig übrig blieb.

Daß in vorgeschichtlicher Zeit in Patschkau eine Niederlassung vorhanden sein mußte, ergibt sich aus seiner örtlichen Lage.

Der Name aus dem slavischen wörtlich übersetzt würde soviel heißen wie: Warte ein bischen. Das dürfte auch den Verhältnissen entsprechen, da die Neisse nicht immer die Weiterreise gestattete. Im Verhältnis zu ihrem Alter sind die Nachrichten über die Stadt Patschkau dürftig.

Zur Zeit als die Pfarrkirche erbaut wurde muß die Umgegend schon stark bevölkert gewesen sein, denn die Ziegelbrennerei ist schon gewerbsmäßig betrieben worden. In der Regel brachten die Mönche aus Frankreich und Süddeutschland ihr dort übliches Ziegelmaaß hierher mit. Jedes Kloster oder jeder Orden baute nach seinem Maaß. Nun finde ich aber auf der Südseite der Kirche, daß Ziegeln von anderen Ziegeleien bezogen wurden, welche von diesem einheitlichen Maaß abwichen und zwar so ungünstig, daß die Ziegeln mit anderen zusammen vermauert

1) Schles. Regesten Nr. 864.

keinen Verband bildeten und die Maurer genöthigt waren, halbe Quartierstücken einzubinden, um den Verband zu erhalten. Das war damals ein ebenso arger Verstoß gegen die Regeln der Baukunst als heute. Der Fehler muß erst bemerkt worden sein, als die Ziegeln zur Verarbeitung gelangten.

In der Kirche befindet sich ein Brunnen der den Namen Tatarenbrunnen führt.

Die Kirche steht auffälliger Weise an einem Bergabhang. Ohne triftigen Grund wird eine solche Baustelle für eine Kirche niemals gewählt, stets entfaltet sich ein kirchlicher Bau am liebsten auf der Höhe, die ja auch hier sehr nahe liegt oder wenigstens auf ebener Fläche.

Anders verhielt es sich mit den Schanzen; sie wählten soviel als möglich die schräge Lage und bei Betrachtung der Vertlichkeit vermute ich, daß auch hier ursprünglich eine Schanze lag, die wie viele andere ihren Brunnen hatte. Dann kam die slavische Opferstätte in den alten deutschen Wall und an ihre Stelle trat die christliche Kirche.

Die tatarischen Reiter Schwärme hatten keine Veranlassung, bei ihrem höchstens 14tägigem Aufenthalt, Brunnen zu bauen und noch dazu am Bergabhange, für sie lieferte die Reisse und die Ebene das Wasser müheloser.

War der Brunnen aber schon vorhanden, dann werden sie ihn auch benützt haben.

Am linken Ufer der Reisse liegt „Behrdorf“ aber außer dem Namen findet sich nichts, was auf die Vorzeit deutet.

3 Kilometer von Patschkau liegt die alte Burg

Neuhaus. NOVUM CASTRUM

Fig. 88.

Als Mauerbau läge Neuhaus außerhalb meines Gebietes, aber der Mauerbau ist verschwunden, ich finde nur die alten Erdwälle und diese zeigen, daß sie lange vor dem Mauerbau bestanden haben und der vorgeschichtlichen Zeit angehören. Neuhaus bestand aus drei Theilen, der Hauptburg, der Vorburg und dem Außenhof.

Die ganze Beste war ursprünglich eine Sumpfburg und hatte in der Hauptburg, in einer Ecke, ihr höher gelegenes Hauptwerk, das auch heute noch in dem nordwestlichen Winkel vorhanden ist und an der Krone einen Raum von 31 m Durchmesser von Süd nach Nord und von 50 m von West nach Ost einnimmt.

Durch den späteren Mauerbau ist seine Gestalt verändert worden.

Auf diesem Theil der Wallkrone stehen gegenwärtig 9 Mäzzen, nach außen fällt der Wall gegen 7 m tief steil ab, nach innen sind die Unebenheiten jedenfalls durch unterkellerte Räume entstanden. Nach Osten steigt der Wall gegen 8 m hoch auf und in seinem Lauf nach Süd und West sinkt er auf eine Höhe von 2 m herab. Er ist an drei Stellen durchbrochen worden.

Dieser starke Wall wurde im Süden und Westen von zwei Außenwällen und drei Gräben umschlossen, die sich im Osten in einen gegen 30 m breiten Graben verliefen und dieser breite Graben zog sich nach Nord, schloß sich dort wieder an die dreifachen Gräben und doppelten Außenwälle.

Gegenwärtig durchschneidet dieses Vertheidigungssystem die Straße.

Von drei Seiten konnte außerhalb der Wälle das Vorland unter Wasser gesetzt werden.

Der innere Raum, den dieses Schanzenwerk umschloß, erscheint beim ersten Anblick klein, denn es zog sich am Fuße des Hauptwalles nochmals ein 10 m breiter innerer Graben und in dem von ihm umschlossenen Raum hat die eigentliche Burg gestanden.

Aber mit dem Meßband gewinnt der Raum eine andere Bedeutung, es bleibt eine Fläche von 29 m Breite und 34 m Länge, auf ihr konnte ein recht ansehnlicher Bau stehen. In Wirklichkeit hat die Burg nur 16 m Breite und 20 m Länge gehabt, es blieb also noch ein freier Raum um dieselbe von 6 bis 7 m Breite.

Die Grundform der Schanze war ursprünglich das abgerundete Bierect.

Das zweite Schanzenwerk war die Vorburg. Sie liegt westlich auf dem zweiten Außenwall, war von diesem durch einen Graben getrennt und muß eine Zugbrücke gehabt haben. Der bis 4 m hohe Schanzenkörper hat an der Krone eine Breite von 15 m und eine Länge von 50 m, hier vollzog sich der Straßen- und Herbergverkehr und unbewußt des alten Zwecks hat die Neuzeit an dieselbe Stelle eine Brauerei gesetzt, die aber einging.

Den dritten Theil der Beste bildete die nördlich gelegene Insel, sie war der eigentliche Hof, in dem sich die Gebäude für die Viehwirthschaft befunden haben, ihren inneren Raum umschließt ein bis 20 m breiter bewässerter Graben. Die Breite der Insel ist 40 m und die Länge 75 m.

Daß sich auf dem dahinterliegenden Berge ein Wachtposten befunden haben muß, ergibt sich nach der örtlichen Lage, gegenwärtig stehen andere Gebäude dort und von Spuren der Vorzeit ist nichts zu ermitteln.

Neuhaus bildete einen wichtigen Straßenknotenpunkt. So wie am rechten Ufer der Neiße eine Schanze liegen mußte, die an derselben Stelle, an welcher heut Patzschau steht, den Uebergang über die Neiße deckte, so war ursprünglich Neuhaus zu gleichem Zweck am linken Ufer errichtet.

Von hier führte die Straße nach Münsterberg in nordöstlicher Richtung; hier zog auch die alte Hochstraße vorüber, die von Reichenstein herabkam.

Der hoch gelegene Baisenberg sicherte ihren Uebergang in der Gegend von Schrom und Reichenau, dann zog die Straße über Ober-Pomsdorf; nördlich, nur 700 m von diesem Ort liegt der Katerstein, sein jetziger Name ist Schulzenberg. Er gehört nach Hertwigswaldau, in früherer Zeit stand auf ihm ein Schloß, dessen geringe Spuren noch vor etwa 60 Jahren zu sehen waren, dann verschwanden sie und jetzt steht auf der Kuppe die Nachbildung eines Thurmrestes.

Müller in seinen schlesischen Burgen nennt ein vor dem Jahre 1500 bei Hertwigswaldau gelegenes verschwundenes Schloß ohne Namen, möglicherweise ist es der an anderen Orten vergeblich gesuchte Katzenstein gewesen, der jetzt hier noch Katerstein genannt wird. An dieser Stelle muß schon in der Urzeit eine Warthe gestanden haben, welche die sichtbare Verbindung mit Baiszen und Neuhaus bildete, letzteres liegt nur 3 km entfernt und ich folge der Straße dahin zurück.

Von Neuhaus leitet ein Fahrweg nordöstlich über Glambach. Dort befand sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Teich der Rest eines alten gemauerten Schlosses, die sogenannte „Knappstadt“ der Berg östlich führt den Namen Glücklich und dem Namen und der Vertiklichkeit nach hat hier der Wartthurm gestanden.

Von hier ab muß sich schon in frühester Zeit eine Straße am linken Ufer der Neiße entlang bis nach der heutigen Stadt Neiße gezogen haben, die verschiedensten Namen der Berge weisen darauf hin, daß sie Wachtposten waren und über Dttmachau die Straße deckten.

Die Geschichte von Neuhaus hat Kopisch beschrieben.

Dann tritt die Sage ein, sie erwähnt eines unterirdischen Ganges der bis Nieder-Pomsdorf gehe. Auffälligerweise stieß man bei Umbauten des jetzigen Schlosses auf Reste eines gewölbten Ganges. Als Sage

wird erzählt, daß ein Ritter von Neuhaus in den Kreuzzügen 7 Jahre fortblieb. Seine junge Frau erhielt einen Heirathsantrag und als die Nachricht vom Tode des Ritters durch einen Knappen an sie gelangte, sollte zur zweiten Ehe geschritten werden. Am Abend vorher erschien ein fremder Pilger, begehrte Einlaß und bei dem ihm gereichten Trunke warf er einen Ring in den Becher. Die Dame erkannte den Verlobungsring ihres ersten Mannes und bald lagen sich die Gatten zum Schrecken des Bräutigams in den Armen.

Um diesen schadlos zu halten wurde ihm die blühende Tochter gegeben und das Erbe des Besizes versprochen.

Von Neuhaus zog die Straße nordöstlich weiter nach Liebenau.

Hier weicht die Kirche von der üblichen Richtung ab, der Thurm steht nach Osten.

Der Sage nach soll Liebenau früher etwa 1200 Schritt westlich am Bach gelegen haben und nach einer Zerstörung östlich der Berge erbaut worden sein.

Ein früherer Gutsbesitzer fand auf dem dort gelegenen Dominialfeld verschiedene Spuren, welche auf eine Ansiedelung deuten. Unter Schutt und Scherben hat sich auch ein Steinbeil und ein sehr großer Reiter- sporen befunden.

Liebenau erscheint im 13. Jahrhundert, das verschwundene Dorf westlich gehört der Vorgeschichte an, sein eigentlicher Name ist unbekannt. 3 km von hier und auch von der Lage des verschwundenen Dorfes ab, liegt das verschwundene „Brehme.“¹⁾ Ein gegen 600 m langer Damm mit dem bekannten Knie zieht sich durch das sumpfige Land. Auf einen Sumpf deutet auch der Name Brem. Westlich lag ein großer Teich, an seinem Südrand lag das Dorf.

Am Dammknie westlich lag das alte Schloß. Sein Erdkegel enthielt einen der bekannten Keller; die Steine wurden herausgewühlt und zu Bauzwecken nach Neu-Altmanndorf gefahren, dabei ging die Form des Walles verloren aber das Knie im Damm zeugt von der Zugehörigkeit zu den vorgeschichtlichen Schanzen.

Der Damm ist in der Gegenwart um 1 m erhöht worden, dadurch stehen die Kiefern jetzt in demselben, er ist schmaler gemacht und auch die alte Form hat dadurch gelitten.

1) Brem wird im Liber Fund. unter B. 549 erwähnt. Am 8. Juli 1291 kauft Petrus Schulz von Brem die Scholtisei in Nossen. Regesten 2196.

7 km entfernt liegt Münsterberg, aber dazwischen liegt das 3 km lange Dorf Neu-Altmanndorf; es erklärt sich also wenn eine Schanze fehlt.

Von Liebenau nordöstlich führt ein alter Pfad, folge ich ihm, so gelange ich an den Kessel bei Glambach. Neben diesem Thal heißt ein Berg der Nidel und neben ihm liegt in geschützter sonniger Lage der mit Eichen und Birken bewachsene „Weinberg.“ Nordöstlich durch Glambach gelange ich in einen Wald, „die Hölle“ und nördlich, nur 150 m entfernt, liegt ein 18 m höherer Berg, dessen Namen nicht einmal die daran stoßenden Besitzer kennen; so gering ist in der hiesigen Gegend der Sinn für die Ortskunde,

Der Berg heißt „Brehmeberg.“

Die Sage versetzt auf ihn ein großes Schloß, in dem ein mächtiger Graf hauste, dem auch das nur etwa 1500 Schritt nordwestlich gelegene Brehme gehört hat, ich nehme an auf diesem Berge stand nur der hoch gelegene Wartthurm. Ich kehre nun nochmals zurück in die Nähe von Neuhaus.

2 km nordöstlich von ihm und zwischen Liebenau und Herbsdorf liegt der „Venusberg.“

An der Westseite dieses steilen Hügels ist im Felsen ein Loch gearbeitet, anscheinend ein alter Stollen, dieses Loch war ehemals tiefer; warfen die Leute einen Stein hinein, so hörten sie, daß er in das Wasser fiel.

Hier in diesen Berg versetzt der Volksglaube die „Venusmännle.“ Es sind gutmüthige Geschöpfe die Niemand etwas zu leide thun; wenn sie backen, da machen sie zwar in den Dörfern die Backtröge in denen gerade eingeteigt ist, leer, fährt aber ein Bauer vorüber und ruft: „Back mir o an Kuchen mete!“ da findet er bald einen solchen auf seinem Pfluge, er muß ihn dann aber auch essen.

Mir fällt es auf, daß hier bei der Nennung der Venusmännchen auch die Spur einer bergmännischen Thätigkeit erscheint. (Siehe Zobten, Mullwitzberg.)

Folge ich der Richtung des Pfades am Brehmeberg vorüber nun wieder nordöstlich, so gelange ich 3 km weiter zur Kirche in Lindenau; sie steht auf einer Anhöhe, der Todtengräber gräbt auch die Gräber bis zur vollen Tiefe in Mutterboden, da ich aber nicht genau ermitteln konnte, ob in dem umliegenden Lande der gute Boden ebenso tief liege, so kann ich auch nicht behaupten, daß die Kirche auf geschüttetem Hügel stehe.

4 km nordöstlich weiter erscheint der Fenskeberg. Ein etwa 20 m hoher Hügel steht ringsum frei, umschlossen von höher gelegenen Bergen und nördlich von ihm fließt ein Bächlein.

Das umliegende Land ist Lehm, der Berg ist ein Mischboden, die Nordseite zeigt bis zur Kuppe Sand, Kiesel und auch einige größere Steine, die Südseite besteht bis ebenfalls zur Kuppe aus Lehm, so daß es den Anschein gewinnt, der Hügel sei geschüttet. Der Sage nach sollen Keger auf dem Berge verbrannt worden sein, geschichtlich ist davon nichts bekannt, aber unter dem bischöflichen Regiment war das nichts unmögliches. So wurde z. B. am 25. April 1725 in Münsterberg einem Soldaten, der eine Hostie geschändet hatte, die rechte Hand abgehauen, er dann lebendig verbrannt und seine Asche ins Wasser geworfen. (Zimmermann, Beschreibung von Schlesien 1783 Bd. I, 41.)

Dann haufen in dem Berge die Venusweibchen. Auffällig ist, die Bewohner um Neuhaus in den Dörfern um den Berg der Venusmännle wissen nichts von diesem Berge, und die Bewohner von Kamnig, zu dessen Dominialacker die Venusweibchen gehören, wissen nichts von dem Venusberge bei Neuhaus und doch erscheinen Männchen und Weibchen hier nur 12 km von einander.

In der Luftlinie wiederum 3 km nordöstlich erscheint eine alte Schanze unter dem Namen:

Der Geldberg.

Fig. 52.

Nördlich von Dscheschdorf, fast auf der Kuppe des flach ansteigenden Hügels liegt auf der westlichen Seite ein Ringwall in langer Rundform. Der äußere Wallgraben hat nur noch eine Tiefe von $\frac{1}{2}$ m, eine obere Breite von 8 m. Der zweite Graben ist bis 2 m tief und oben bis 9 m breit.

An der Nordseite zeigen sich Spuren eines dritten Walles.

Der innere freie Raum hat eine Länge von 108 und eine Breite von 126 m. Alles ist so dicht mit Gesträuch bewachsen, daß es äußerst schwer hält, die Maaße zu nehmen und sich überhaupt zurecht zu finden.

Die Sage berichtet nur, daß hier beim schnellen Rückzug eine Kriegskasse vergraben worden sei. Auf Schatzgräber deuten zwei tiefe Löcher.

Wasser und Wiese befinden sich westlich in geringer Entfernung, wo sich auch große Teiche befunden haben, an denen auch Eisenschlacken vorkommen.

Nach Südost wird die Schanze von einem nahen Hügel überragt, sie kann nur zu einer Zeit angelegt worden sein, als man Feuerwaffen noch nicht kannte.

Die Schanze bei Gläsendorf.

1100 m östlich des Dorfes, an der Stelle wo sich am Hohlweg die Wege nach Seifersdorf und Polnisch-Tschammendorf scheiden, befindet sich ein bis 7 m hoher Wall.

Südllich desselben liegt ein bis 2 m tiefer, 1,50 m an der Sohle breiter Graben, der auch als Feldweg benützt wird; über ihm erhebt sich in dreifacher Abstufung die Spur einer Umwallung des Berges.

Anscheinend muß das Ganze eine große Ausdehnung gehabt haben, denn noch jetzt haben diese Spuren eine Länge von 110 m.

Zu ermitteln ist Nichts. In nördlicher Richtung liegt das Schloß und Dorf „Deutsch-Jägel.“ Ersteres ist wiederholt umgebaut, die Sage bezeichnet es als zur Schanzenzeit gehörig, aber es ist nichts Sicheres zu ermitteln; die alte Straße führte über den Fuchsberg und Wilme.

Ich folge dem Wege nordöstlich; in der Luftlinie 3000 m von Gläsendorf liegt der Honigsberg, seine Besprechung erfolgt später.

Die nächste Spur der Vorzeit war

Das alte Schloß in Rogau.

Wenn man von Kühschmalz nach Rogau kommt, so ist von den Linden ab die erste Befestigung links der Ort, an welchem sich das alte Schloß befunden hat. In der Urkunde in der Chronik von Reiffe, Seite 209, 210 ist erwähnt, daß, als die Stadt im Jahre 1668 am 10. Juli das Gut Rogau für 1200 Thaler kaufte, von dem ehemaligen Schloß nur noch die Keller vorhanden waren.

Die Ueberlieferung berichtet von einem unterirdischen Gange, welcher sich in südlicher Richtung über Bechau bis Reiffe gezogen habe, ich halte das nur für einen alten Landgraben, denn nur 1500 Schritt nördlich von hier tauchen eben solche Gräben auf, sie führen den Namen:

Die Cotterngräben bei Rogau.

Fig. 20.

Nördlich des Dorfes Rogau waren noch vor etwa 20 Jahren die Reste von Wall und Graben auf die Länge von 715 m vorhanden, sie stehen

auch in der alten Forstkarte unter diesem Namen und in dieser Länge verzeichnet.

Die noch jetzt vorhandenen geringen Ueberbleibsel zeigen an der Grabensohle eine Breite von 5 m.

Der eine Graben zog sich von Rogau am Waldesaum entlang der Richtung nach den Totterngräben bei Gührau, dem Lauf der Kreisgrenze folgend.

Der andere zweigte von ihm ab, bog nach Westen herum in der Richtung nach Wilme, in ihm lagerte 1813 beim Durchmarsch eine Abtheilung Russen, und von da ab wurde er Russengraben genannt.

Vor mehreren Jahren fand ein Gärtner aus Polnisch-Zägel beim Einebnen des Dammes einen Topf alter Münzen, die dem 14. Jahrhundert angehörten und für die er vom Museum schlesischer Alterthümer 25 Thaler erhielt.

Derartige Gräben sind in Hessen vielfach vorhanden. Dort, wo die Bevölkerung seit der Urzeit sitzt, haben sie auch die alten Namen behalten und heißen Lampertsche, Lambersche u. s. w., das heißt Landwehrgäben.

Weiter sind die Gräben bei Rogau auch nichts. Sie dienten als Grenze einzelner Stämme, gleichzeitig zur Vertheidigung, und vermittelten die Verbindung der Dörfer mit den großen Schanzen und dieser unter sich. Ihre innere große Breite gestattete auch einen Verkehr mit den damals schmälern Wagen.

Eine solche Verbindung führte, wie die Reste zeigen, von Gührau nach Rogau und südlich weiter. Die Sage vom unterirdischen Gange ist nur so weit richtig, als sich rechts und links der 2 m tiefen Gräben ebenso hohe Dämme befanden, und da diese noch jetzt an vielen Orten in Schlesien und Hessen mit undurchdringlichem Strauchwerk bewachsen sind, so waren die Gräben gleichsam unterirdisch.

Der zweite Graben nach Wilme verband die tief gelegene Gührauer Schanze mit der hochgelegenen Wilmer Schanze; beide ergänzten einander.

Dem Hauptgraben folgend gelange ich durch Wald und Sumpf an

die Totterngräben bei Gührau.

Fig. 21.

Westlich des Dorfes Gührau, hinter der Wassermühle und den Dorfweiden, befindet sich auf dem nach West schräg abfallenden Hügel ein Ringwall den die Grottkau-Münsterberger Chaussee durchschneidet.

Der südwestliche Außengraben bildet gleichzeitig die Grottkau-Strehleener Kreisgrenze.

Es zweigen dann zwei Gräben südwestlich ab. Der äußere leitet im großen Bogen in der Richtung nach der Mühle, verliert sich öfters ganz im Sumpf und umschließt den an der Schanze gelegenen Acker. Der innere Graben führt gut erhalten zur Kruppe des Hügels an der Chaussee. Die Gräben sind bis 12 m breit, bis 2,50 m tief und dementsprechend sind die Dämme. Nördlich läuft der äußere Graben als Kreisgrenze im Bogen nach Nordost, und die beiden Innenwälle verlaufen wo sie östlich zum Hügel aufsteigen.

Was auf der Westgrenze des kleinen Ländchens der Schanzenberg westlich Nimptsch war, dasselbe waren hier an der Ostgrenze diese Wälle.

Zur Zeit der Gefahr waren sie der Stütz- und Sammelpunkt für die Bevölkerung der umliegenden Dörfer, und in friedlichen Zeiten vereinigte sich hier der Verkehr von mehreren Straßen.

Die umwallte Ringfläche ist 172 m lang und 68 m breit, der zweite nur durch Außengräben umschlossene und durch Sumpf gedeckte freie Platz hat einen Flächeninhalt von 7 pr. Morgen, das Ganze somit gegen 12 pr. Morgen. Der Boden ist ein leichter Kornboden, Sumpf und Wald sind um die Schanze nach Süd und Ost vorherrschend.

Der Name Tottern ist ein Werk der Neuzeit und scheint einem früheren benachbarten Pastor zu entstammen. Alte Leute nennen sie nur die Gräben.

Auch bei einem Verkauf von Wilme im Jahr 1375 wird die Grenze bis an „die Gräben“ bei Gührau bezeichnet. Der Name Tottern war also noch nicht üblich.

Die Sage berichtet: Der König in der Schanze war gestorben, er wurde mit aller seiner Rüstung begraben.

Die Gefangenen mußten sein Grab machen; als sie dies gethan hatten wurden sie alle umgebracht, damit keiner von ihnen verraten könne, wo sich das Grab des Königs befände.

Ferner wird erzählt, daß sich des Nachts oft plötzlich in der Schanze ein Lärm erhebe als ob viele Wagen mit lose darauf liegenden Schwertern und Spießen herangerasselt kämen. (Dasselbe wird in Sonnenberg und an der Schubertskuhle bei Guntershausen in Hessen erzählt.)

Nun tritt ein Vorgang ein, der auf die Sage von der Bestattung des Königs einiges Licht wirft, ich hole jetzt einen Ort nach, den ich vorhin übergang, es ist:

Der Honigsberg.

Er liegt südlich von Polnisch-Tschammendorf etwa 1 km entfernt, etwa 80 m höher als das nach Norden gelegene Land, ist dicht mit Laubholz bewachsen und gewährt nach Nord und West eine weite Aussicht.

Eine auf ihm auftretende größere Steingruppe führte zu der Annahme, daß sich in ihm ein Steinlager befinde und als zum Chausseebau Steine gebraucht wurden, schloß der Besitzer einen Lieferungsvertrag. Das war im Sommer 1887. Die Arbeit begann, es fanden sich so große Steine, daß sie ohne Sprengung nicht zu entfernen waren. Nachdem die Abfuhr von 200 cbm erfolgt, stießen die Arbeiter auf eine gegen 2 m lange, 1 m breite, aufrecht stehende Steinplatte und nachdem sie entfernt war, zeigte sich ein mit Steinen ausgefüllter leerer Raum von etwa 4 m Länge, 1,50 m Höhe und 1 m Breite.¹⁾

Reste eines ehemaligen Thürgerüstes ließen schließen, daß dieser Raum auch noch durch eine Thür verwahrt gewesen war.

Eine Mischung von Lett und Sand war ursprünglich in flüssigem Zustand um diesen Steinbau geschüttet worden, wodurch sich alle Ritze geschlossen hatten. Diese Höhlung hat längere Zeit offen gestanden, es hat aber Niemand das Innere genau untersucht, die Arbeiter waren bemüht schnell und viel Steine zu gewinnen, und als der größte Theil des Baues von ihnen befreit war, stürzten die Erdwände zusammen. Der Steinbruch war zu ende, das Aeußere wurde geebnet und was sich eigentlich im Erdreich der Steinkammer befunden hat, oder noch befindet, ist für immer begraben. Zur Herbeischaffung einer so großen Steinmasse für den Bau und Verschuß einer Steinkammer wie hier, müssen ganz außergewöhnliche Veranlassungen vorgelegen haben, nur eine große Anzahl kräftiger Männer, die auch die erforderlichen Hilfsmittel besaßen, konnten die vielen und schweren Steine heranschaffen und zum Gipfel hinaufbringen.

Das große Schanzenwerk zu Bührau, in welchem die Sage den König begraben sein läßt, liegt nur 4 km von hier.

Die Annahme liegt nahe, daß die Leiche des Königs aus der Schanze in dem schon genannten Totterngraben, hier her gebracht worden sei.

¹⁾ Die Maaße beruhen auf Schätzung der Arbeiter.

In der Schanze konnte die Beerdigung doch nicht ungesehen erfolgen, hier an dieser abgelegenen Stelle war es möglich, hier konnten auch ohne Aufsehen die Gefangenen ermordet werden.

Für gewöhnliche Sterbliche werden doch nicht 200 cbm (etwa 33 Eisenbahnwagenladungen) Steine zum Verschuß der Thür des Grabes aus der Ferne herangeschafft und den Berg hinaufgebracht, hier liegt eine außergewöhnliche Veranlassung vor.

Als ich von der Steinkammer Kenntniß erhielt und die Stelle aufsuchte, war sie schon wieder von den Arbeitern verlassen und geebnet, nur einen Streifen schwarzer Brandasche sah ich in dem frisch abgehöschten Hügel.

Der Bau-Unternehmer, der die Arbeit geleitet hatte und den ich erst später sprach, war der Ansicht, daß die ganze Kuppe des Honigsberges künstlich aufgeschüttet sei.

Da, wie ich bereits sagte, die Höhle längere Zeit offen stand und von vielen Leuten gesehen wurde, so will es mir nicht recht wahrscheinlich dünken, daß Niemand sie untersucht habe.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß in einiger Entfernung ein alter Schatz zur Veräußerung gelangt, von dem Niemand wissen wird, woher er stammt.

XI.

Glatz, Camenz, Münsterberg, Rummelsberg, Brieg, Ritschen, Abzweigung vom Rummelsberg über Haltauf, Drieborn, Gührau, Grottkau.

Ehe der Wagenverkehr sich mühsam durch den Warthapafß seine Straße bahnte, muß der Saumpfad am Vogelberge vorübergeführt haben.¹⁾

¹⁾ Wie beschwerlich selbst noch in neuester Zeit wo eine vorzügliche Kunststraße durch den Warthapafß führt, der Verkehr gewesen ist ehe die Eisenbahn denselben übernahm, ergibt sich daraus, daß bis zur Eröffnung der Bahn Tag für Tag in Wartha 24 Pferde zum Vorspanndienste bereit standen und vollauf zu thun hatten.

Vom Vogelberg aus lag nach Nord und Ost die schöne, große schlesische Flur dem Blicke offen, die Richtung nach den Sternen ließ sich von hier aus mit Leichtigkeit mit den örtlichen Verhältnissen vereinen.

Im fernen Nordosten über Kalisch und Warschau, wie andererseits über Bromberg zur Ostsee lag das Ziel, dem die ersten Wanderer zustrebten, dieser Richtung folge ich.

Die Beschaffenheit der Straßen von Tolmersdorf und Maifritzdorf läßt schließen, daß hier in der Urzeit nur ein Saumpfad führte.

Die erste vorgeschichtliche Spur finde ich erst nördlich von Maifritzdorf.

1300 m nordöstlich von Maifritzdorf, 3800 m südlich von Camenz und etwa 1100 m westlich von Wolmsdorf liegt östlich des Fußweges von Maifritzdorf nach Camenz eine Stelle die den Namen trägt:

Der Kirchhof.

Bis zur Zusammenlegung der bäuerlichen Grundstücke befand sich hier ein hufeisenförmiger Wall von etwa 2 m Höhe mit eben solchem Graben.

Der freie Innenraum hat gegen 20 m betragen.

Seit etwa 40 Jahren ist der Graben verfüllt, der Wall ist geebnet und nichts ist geblieben als der Name Kirchhof.

Von hier zog sich der Pfad nördlich etwa 300 m von dem Wald entfernt, welcher „die Benschchen“ heißt, nach dem langen Berggrüden, der westlich am Dorfe Schrom liegt und den Namen „Schromberg“ trägt. Dieser Name erscheint unter der Bezeichnung „Zram“ das erste Mal in einer Verkaufsurkunde, in welcher die beiden Grafen Zesco und Dirsko von Bycen, Söhne des Grafen Dyriscus, am 25. Juli 1283 ihr Erbgut Tachschöberc oder Pencawice an den Abt und das Kloster zu Camenz verkaufen.¹⁾

Als Grenze werden genannt, die Reisse bis zum Einflusse des von dem Berge Zram herabfließenden Wassers; das hier erwähnte Wasser ist der Bizkenbach, sein Lauf ist jetzt abgelenkt, er mündet nördlich der Chaussee in die Reisse, ehemals lief er nach Osten an der Reisse entlang und mündete in sie am Durchbruch des Schromberges.

Das Feld zwischen ihm und dem Berge heißt die Taschenberg-Necker und ein Grundstück das zwischen der Rogauer Baache und dem

¹⁾ Schles. Regesten Nr. 1753.

Vitzkenbach liegt, hatte bis zur Ablösung des Robotts die Verpflichtung, die Taschenberg = Mecker zu beackern. Das Dorf mit dem deutschen Namen Taschenberg hat also westlich des Schromberges gelegen.

Das Dorf Schrom wird am 20. August 1293 erwähnt, wo Moycho, Sohn des Grafen Dyrislaus von Bycen (Baißen), eine Hufe Land in Dörndorf an seinen Vogt überträgt.¹⁾

Am 12. April 1293 wird die Kirche in Schrom als Tauschobject genannt.²⁾

Am 29. September 1294 verkaufte Micho (Sohn des Grafen Dyrislaus von Baißen) für 384 Mark 8 Hufen von seinen Erbgütern in Schrom an den Schulzen Heinrich in Reichenau.³⁾

Auf dem Schromberge heißt die am weitesten nach Osten vorspringende Kuppe, die jetzt mit Kiefern bewachsen ist, „der Guckberg.“ Der Name deutet auf eine alte Warte; der Berg steigt von drei Seiten steil auf und schließt sich nach Norden an den bis zur Reisse reichenden Birkenberg. Von der ehemaligen Warte ist nichts mehr vorhanden. Alte Gräben, welche der Sage nach von den Schweden errichtet wurden, sind verfüllt und verackert, denn diese Felsen bedeckt die fruchtbarste Muttererde. Es ist deshalb nichts geblieben als der Namen.

Nur 600 m vom Guckberge entfernt fließt die Reisse und hier ist noch jetzt eine Fähre und eine Furth, an der das Wasser kaum einen halben Meter Tiefe hat.

Es muß hier in frühester Zeit der Saumpfad seinen Uebergang vollführt haben, denn am linken Ufer der Reisse ragt als zweite Schutzwehr der Baißeberg empor, der von Weitem schon das Aussehen einer natürlichen Festung hat.

Der Baißeberg.

Nach dem jetzigen Besitzer auch Büttnerberg genannt, ist ein steiler Felskegel, der sich südlich der Kirche und des Dorfes Baißen erhebt und von dem der Reissefluß und das umliegende Land nach Süd, Ost und Nord weithin zu überblicken ist.

1) Schles. Regesten Nr. 2293.

2) Schles. Regesten Nr. 2378.

3) Schles. Regesten Nr. 2332. (Schrom war demnach nicht mit Tachsfchebere identisch wie in Nr. 1753 der Regesten vermuthet wird.)

Ein 10 m breiter Wallgraben umschließt die etwa 5 m aus ihm heraussteigende Kuppe. Ursprünglich hat der Graben nur eine Breite gegen 7 m gehabt, aber der Außenwall ist in ihn geebnet worden und der Pflug hat darüber seine Furchen gezogen, denn auch bis auf diese Kuppe reicht das fruchtbare Land.

Der Sage nach hat hier ein altes Schloß gestanden, aber mehr ist nicht bekannt.

Der Außenwall hat auf der Südostseite eine kleine Vertiefung, der Herr Besitzer erklärte mir, daß trotz aller Nachschüttungen diese Stelle immer wieder einsinke, es solle hier ein Brunnen gewesen sein. Es ist dieselbe Erscheinung wie ich sie an der Schubertsöhle bei Guntershausen in Hessen fand. Der Brunnen hier auf dem Baitzberge muß aber eine Tiefe von ungefähr 40 m gehabt haben, denn so tief liegt der Wasserspiegel der Reisse.

Die Kuppe des Berges ist jetzt verrundet und hat nur eine Kronenbreite bis 10 m. Für ein Schloß der Urzeit war das mehr als ausreichend, aber an dieselbe Stelle hat sich später der Mauerbau gesetzt und diesem genügte der Raum nicht.

Die Mauern wurden deshalb bis herunter an die Wallböschung geführt.

Für gewöhnlich ist kein Mauerwerk sichtbar, aber der Herr Besitzer hatte die Güte das Steingerölle zu beseitigen, und damit trat Mauerwerk zu Tage, in welchem sich Holzkohlenreste befanden, ebenso wie sie in alten Burgen vorhanden sind in denen es keine gewölbten Keller, sondern nur durch Balkenlagen gebildete giebt.

Ich nehme daher an, daß die Kuppe des Berges hohl sei und, daß bei sachkundiger Nachgrabung die einstmaligen jetzt verschütteten Keller noch bloß gelegt werden können.

Am Fuß des Berges in einem Steinbruch fand der Herr Besitzer ein Gürtelmesser aus gutem Stahl, dessen Länge ungefähr 0,30 m betrug. Die Spitze brach beim Biegen ab. Die Schalen fehlten aber, von den 6 oder 7 Nieten war die mittelste etwa eine Erbse stark, gegen 15 mm lang, von reinem Golde.

Der ehemaligen alten Schanze fehlte aber die Fernsicht nach Westen, und da erscheint im Park zu Camenz in der Luftlinie nur 1000 m entfernt der höchste Punkt der Gegend, der die Fernsicht überall hin hat, der sogenannte „Hutberg“. Sein Name sagt, daß er der Urzeit angehört.

Gegenwärtig steht ein Pavillon an dieser höchst gelegenen Stelle und es wäre thöricht, dort noch nach Spuren der Vorzeit zu suchen.

Am Gutberg vorüber führt der alte Weg über Gallenau, und genau 3 km nordwestlich im Niederwald befindet sich einer jener oft genannten Hügel, wie das Weillbergel bei Liebenau.

Er war ehemals mit einer Steinsetzung umgeben, der Förster brauchte dieselbe zum Brückenbau, ließ sie fortnehmen, den Hügel bepflanzen und nannte ihn Hünengrab.

Etwa 1,5 km südwestlich liegt ein Hügel der den Namen führt: die Jungfer.

Der Sage nach soll auf ihm ein unbezungenes Schloß gestanden haben. (Gegenüber trägt ein Berg den Namen Vockschädel.)

Ich fand auf der Südseite nur einen Steinbruch und soweit der Boden die Felsen bedeckt, hat die Forstkultur jede Spur der Vorzeit vernichtet; dichtes Kieferkanicht¹⁾ bedeckt den Hügel. Aber es muß sich hier bis zum dreißigjährigen Kriege doch ein Schloß befunden haben, denn an der Westseite fanden Eisenbahnarbeiter silberne Münzen aus jener Zeit und eine kleine silberne Glocke, der ein Eberzahn als Klöppel diente. Die Funde befinden sich im Besitz der Herrschaft Camenz.

Ich kehre nach dem Hünengrab zurück.

Von hier ab führt ein Zweig der Straße über das 3 km entfernte Kunzendorf und 4 km weiter erscheint das Dorf Zadel.

Die Kirche in Zadel steht auf geschüttetem Hügel und Herr Joger aus Frankenstein fand in einer Tiefe von 7 Fuß, Reste der heidnischen Bestattung.

Ostlich des Dorfes an der Kiesgrube sollen sich zahlreiche Reste heidnischer Bestattung finden.

Dicht an Zadel erscheint Frankenstein, wo sich die Straße mit anderen Straßen kreuzte.

Ich kehre nochmals zum Niederwald bei Gallenau zurück; an dem sogenannten Hünengrab, das nichts anderes war als eine Straßenschanze, zweigt eine Linie über Stolz ab.

Auf dem Kalkberge nordwestlich des Dorfes befanden sich nach Zimmermann's Beschreibung von Schlesien 1783 noch die Reste eines Thurmes von dem ehemals vorhandenen Schloß.

1) Dieser übliche Name bedeutet Kieferwaldung im Alter von etwa 10 Jahren, wo die Aeste noch tief herab reichen und die Stämme noch schwach sind.

Ich fand nur auf dem nördlichen Ausläufer des Berges einen 1 m hohen, gegen 30 Schritt im Halbkreis verlaufenden Damm mit vorliegendem Graben, der gleichzeitig die Grenze bildet, sonst fand ich nichts, Gruben aller Art sind reichlich vorhanden, aber sie haben mit Befestigungs-Anlagen nichts zu thun.

3 km weiter leitet der Weg an der Thielau-Kuppe vorüber und im Seitendorfer Walde finden sich Reste alter Wälle.

Der Weg führt über Kobelau nach Tepliwoda, ich bin nach Kobelau jedoch nicht gekommen.

Von Tepliwoda führt ein Fußpfad über Neobschütz bis Steinkirche, ein anderer über Siegroth und Reichau, Roth-Neudorf und Klein-Johnsdorf nach Prauß, hier liegt für die Forschung noch ein reiches Gebiet.

Ich nehme die erste Linie wieder auf und kehre nach Baizen zurück.

Geschichtlich läßt sich über Baizen nur ermitteln, was über Schrom bereits angeführt wurde.

Der Ort hieß ursprünglich Bycem, im Laufe der Zeit änderte er sich in Baizan, dieser Name steht auch auf einem alten Kelch in der Kirche und zuletzt wurde Baizen daraus. Der älteste Besitzer wird Graf Dyrislaus genannt, der seinen drei Söhnen ein sehr großes Erbe hinterließ, das diese schleunigst zerrissen. (Siehe unter Schrom.)

Der See von Camenz.

In der hiesigen Gegend finde ich eine Sage, die viel Wahrscheinlichkeit besitzt.

Der Schromberg wird durch die Felsen am linken Ufer der Neiße nur durch eine gegen 300 m breite Oeffnung getrennt, durch welche die Neiße fließt. Nun hat sich die Ueberlieferung erhalten, diese Stelle sei einst geschlossen gewesen, die ganze Gegend aufwärts von Camenz habe einen See gebildet und erst ein hervorragender Mann habe die Felsen durchbrochen und den See entwässert.

Ich fand schon vor Jahren dieselbe Sage in der Gegend von Wartha, wo gesagt wurde das heutige Dorf Frankenberg sei einst ein See gewesen, ich konnte jedoch nicht ermitteln wo sich die Thalsperre befunden hätte.

Die Beschaffenheit der Abhänge am Ufer des Staudebaches bei Frankenberg zeigt, daß hier wirklich einst das Wasser 26 m höher gestanden hat, als der heutige Wasserspiegel der Neiße.

Die stufenweisen Abwässerungen des Ufers sind dieselben wie sie sich an der Unstrut westlich von Erfurt finden, wo auch die Sage lebt, daß einst die Steine zur Erbauung der drei Burgen „die drei Gleichen“ zu Rahn hinauf gefahren worden seien, und auch bei Böddiger in Hessen zeigen die jetzigen Ufer der Eder dieselben stufenweisen Abwaschungen die bis zur Durchbruchsstelle am Weinberg und der heiligen Ecke reichen.

Vergleiche ich aber die Höhenangaben von der Gegend bei Camenz und Frankenberg, so hat der Schromberg, welcher mit seinen Felsmassen das Reiffethal schloß, heute eine Höhe von 271,9, die Ufer des Staube-Baches, westlich von Dürr-Hartha liegen 271,6 und die Feldflur bei Frankenberg 253 m über N. N. Sie liegt also fast 19 m tiefer als der Fels der das Thal bei Camenz sperrte; daß nach langen Zeiträumen der Spiegel des Sees immer tiefer sank, das zeigt sich an den stufenweisen Auswaschungen, wie sie an den nördlichen Ufern des Staubebaches erhalten sind.

Bei seinem höchsten Wasserstande hat er von dem Schromberg, östlich Camenz, bis hinauf nach Wartha gereicht.

Auffällig bleibt es, daß sich in der hiesigen Gegend die doch erst im 12. und 13. Jahrhundert wieder mit Deutschen bevölkert wurde, eine Ueberlieferung dieses sehr weit zurückliegenden Vorganges erhalten hat, während ich in Hessen an ähnlicher Stelle keine Ueberlieferung über einen gleichen Vorgang ermitteln konnte.

Ich kehre nach dieser Abschweifung wieder nach Baißen zurück. Neben dem Pfade welcher hier in frühester Zeit über die Reiffe gekommen ist, hat sich auch eine Straße entwickelt, dieselbe kam von Reichenstein herab über Schlottendorf, Reichenau, hat unter dem Namen „die alte Hochstraße“ an den heute noch bestehenden Furthen die Reiffe überschritten, und von Baißen ab nach verschiedenen Richtungen geführt.

Daß später als sich das Kloster Camenz eine halbe Meile westlich stromaufwärts gründete, dasselbe auch die Straße zu sich lenkte, bedarf keines Beweises, von da ab hörten aber auch die Einnahmen auf der Burg in Baißen auf, und es erklärt sich wohl der Rückgang der Familie des Grafen Dyrslaus, der sich in den Verkäufen der Güter bekundet.

Ich folge nun der alten Straßenrichtung nordwestlich wo sie sich durch Schanzen belegen läßt und gelange zur

Schanze bei Alt-Altmanndorf.

Südöstlich von der Mitte des Dorfes 900 m entfernt, befand sich auf flachem Hügel ein Rundwall, dessen Spuren sich nur noch in den

Bodensenkungen der ehemaligen Gräben verfolgen lassen. Zwei Riesgruben, welche sich auf dem ehemaligen Ringplatz befinden, werden auch die letzten Spuren bald verschlungen haben. Die Größe des Ringplatzes betrug ungefähr 60 m Breite und 145 m Länge.

In Gierichswalde ermittelte ich den Tagearbeiter Pietsch, welcher im Jahre 1824/25 in den Wälden noch das Vieh hütete. Nach seiner Aussage waren dieselben mit Haselnuß und Birken bewachsen, während sich auf dem umgebenden Land starke Eichen befanden.

Der Boden ist Korn- und Weizenboden, Wiese und Wasser sind 600 m entfernt.

Der Sage nach soll von hier aus in der Richtung nach dem Stolzwalde eine fürchterliche Schlacht geschlagen worden sein, ein 300 Morgen großer Fleck am Niederwald bei Gallenau heißt noch heute der Siegteich.¹⁾

Ich folge dem alten Grenz- und Straßenzuge weiter nordöstlich und gelange zum Höllbusch, dessen Namen zwar auf die Vorzeit deutet, in dem jedoch keine Spur von ihr verblieb.

Müller in seinen Burgen Schlesiens erwähnt in Schlaufe eines vor dem 15. Jahrhundert vorhandenen Schlosses; gegenwärtig ist nichts mehr davon bekannt.

Ich gelange zum Marienhof und damit bin ich in ein Gebiet gekommen, in welchem der Sage nach die Tataren hausten.

Die Schanzen bei Klein-Schlaufe.

Fig. 85 und 86.

Zweihundert Meter nördlich des Vorwerkes Marienhof befindet sich ein bewaldeter Berg er führt den Namen „Großbusch“.

In diesem Berge befinden sich gegrabene Einschnitte von etwa 40 m oberer Breite und gegen 12 m Tiefe, sie sind so breit, daß sie befahren werden, sie steigen allmählich an, so, daß sie westlich das hochgelegene Land erreichen.

Rechts und links laufen Arme aus, zwischen ihnen stehen bis 10 m hohe, oben schmale Dämme, nun sagt die Ueberlieferung, daß ehemals von einem Damm zum andern Baumstämme gelegen haben,

¹⁾ Zwischen Stolz und Prozan soll es mit Heinrich dem IV. von Breslau und Boleslaus zu einem Gefecht gekommen sein, aus dieser Begebenheit dürfte wohl die Sage die fürchterliche Schwedenschlacht gebildet haben. (Zimmermann nach Douglas.)

diese seien mit Reisig und Erde überdeckt gewesen und darinnen hätten die Tataren gehaust.

Zahlreiche Funde von breiten kleinen Hufeisen, Pferdegebissen, Knochen von Pferden und Menschen bestärken diese Sage.

Die Gräben und Dämme erstrecken sich über einen Raum von etwa 500 m Länge und Breite.

200 m nordwestlich liegt in einem Birkengebüsch eine ebensolche Ausgrabung auf einem Raum von 200 m Länge und theilweise in derselben Breite in der Form des abgerundeten Vierecks. Sie heißt „der Fegebeutel“. Fig. 85.

Daran schließen sich nördlich wieder andere Ausgrabungen.

Nun gebe ich gern zu, daß in der beschriebenen Art Wohnungen gebildet worden sein können, sie würden ja den Höhlen und Schluchten entsprechen in denen Tacitus thatsächlich in der Gegend, die wir heute bewohnen, die Eisen grabenden Gothiner wohnen läßt.¹⁾

Ich gehe auch noch weiter und gestatte den Tataren hier eine kurze Raft, aber sie haben diese Gänge doch nicht gegraben.

Der Augenschein lehrt, daß der Boden nicht aufgeworfen wurde, dies ist nur bei einzelnen Dämmen der Fall, von allen anderen ist er abgefahren.

Die Anlage ist derart, daß die leeren Wagen den Berg herab in die einzelnen Gänge kamen und dann beladen zum Berge heraus fuhren. Nach mäßigem Uberschlag enthielten diese Gänge 1 Million Kubikmeter Boden, wo ist dieser hingekommen?

Das heutige Vorwerk Schlaufe ist erst in der Neuzeit erbaut, Münsterberg liegt eine halbe Meile entfernt und hat seine Sandgruben in der Nähe, der Boden hier ist auch kein Mauer-Sand, er ist ein Mischboden, meistens Schlieffsand.

Münsterberg hat zwar eine Zeit lang einen Theil dieser Fläche als Pathenknißpel besessen, die alten Grenzhausen sind noch vorhanden aber die Ausgrabungen reichen darüber hinaus auf das Gebiet von Oßersdorf und Krelkau. Wohin ist der hier abgefahrene Boden gekommen? Wer hat diese gewaltige Arbeit vollführt? Darüber fehlt jeder Anhalt.

Der Berg ist der höchste Punkt der Gegend, 3 km nordöstlich von hier liegt Münsterberg und 3 km nördlich von dort liegt „der Schloßberg“. Ein von drei Seiten steil aufsteigender Hügel, gedeckt von den

1) Tac. Germania 43.

rechts und links liegenden Höhen, hat obigen Namen der in der Bevölkerung fast ausgestorben ist. Es ist eine Bergkuppe von nur bis 12 m Kronenbreite die dann als schmaler Kamm verläuft und sich an die hinteren Berge schließt.

Es kann hier nur ein kleiner Bau aus Holz und Lehm bestanden haben.

Am Fuße des Berges befindet sich ein Brunnen mit gutem Wasser, neben ihm liegende Bordsteine mit eingehauenen Falz lassen auf seine ehemalige Einfassung und seinen Verschluss durch einen Deckel schließen. Der Name ist „Schloßbrunnen“.

Sonst ist nichts von der Vorzeit hinterlassen.

Von hier in nordöstlicher Richtung 4 km weiter erscheint in Heinenzendorf ein „Wal.“

Er gleicht den unter Nr. 76, 77 scizirten. Ein auf ihm stehendes Haus führt den auf seine ehemalige Bestimmung deutenden Namen, „die Gucke“. Die nächste Spur erscheint erst gegen 5 km weiter in Pogarth. Der Name bezeichnet eine Umwehrung.

Nordwestlich des heutigen Dorfes lag ehemals an der Stelle die jetzt „Alt-Pogarth“ heißt ein anderes Dorf, es bedeckte eine Fläche von 900 m Länge und 400 m Breite. Von zwei Seiten wird es von einem schluchtartigen Graben und Hohlweg umschlossen, Natur und Menschenhand mögen hier vereint gewirkt haben den Ort zu schützen.

Die bisherigen Funde sind leider nicht beachtet worden.

Von hier nur 2 km leitet der Weg zu dem ersehnten Ziel, hinauf zum

Rummelsberg.¹⁾

Fig. 72.

Er zeigt die Reste eines ehemals dreifachen Erd- und Steinwalles, der in Absätzen von 7 m, 6,50 und 4,50 m zum Ringplatz aufsteigt und die von Südost nach Nordwest herumlaufenden Gräben haben eine Breite von 2,50 bis zu 13 m.

Bei der Zerstörung der Burg durch die umliegenden Städte wurden aber selbst die Wälle vernichtet, wahrscheinlich bildeten sie auch die einzige Stärke des Platzes, denn altes Gemäuer konnte ich nicht er-

1) Müller's vaterl. Bilder. 1837 S. 83.

Schles. Provinzial-Blätter 1865 S. 200.

Schles. Regesten 4. Bd. S. 350.

Strehlen und der Rummelsberg von Dr. Schimmelpfennig.

mitteln, wie denn auch außerhalb des jetzigen Aussichtsthurmes ein gemauerter Keller nicht vorhanden ist, nur ein Loch im Felsen wurde mir gezeigt. Der ganze spätere Burgbau kann nur aus Holz und Lehm bestanden haben.

Der eigentliche Ringplatz, dessen Größe durch spätere Planierungsarbeiten verändert worden ist, läßt sich von Süd nach Nord auf die Länge von 72,50 m, von Ost nach West mit 55 m Breite bestimmen.

Die ganze ursprüngliche Schanzenanlage gehört dem abgerundeten Viereck an.

Daß der Berg in dem Schanzengürtel der Urzeit ein hervorragender Stützpunkt war, muß nach seiner Lage und der Richtung der an ihm vorüberführenden alten Straßen angenommen werden.

Daß jedoch für gewöhnlich hier oben eine starke Besatzung gewesen, verbot wohl auch in der Urzeit der Mangel an Wasser, jedenfalls lagen die erforderlichen Streiter am östlichen Fuß des Berges, in Pogarth und Deutsch-Tschammendorf, wohin auch die hinabführenden Wälle weisen. Der Berg ist bewaldet, der Wald war früher auch in der ganzen, mit fruchtbarem Lehmboden gesegneten Gegend vorherrschend.

Alte Sagen sind durch die Ritterzeit verwischt, vorgeschichtliche Funde aber verstreut worden.

Auf der Ostseite des Berges leiten 7 Gräben hinab und lassen noch auf eine Länge von 4 bis 500 m die planmäßige Anlage erkennen.

Walдарbeiter wußten mir darüber nichts anderes zu sagen, als daß sie von Raubrittern angelegt worden seien, um geschützt nach Crummendorf und herauf zu gelangen.

Geschichtlich ist nur zu ermitteln, daß 1439 den Brüdern Opitz und Hayn v. Czirnaw gestattet wurde, den Rummelsberg zu bauen und zu festigen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts schüttete man jedoch zu diesem Zweck nicht mehr Steinwälle, da baute man Mauern. Die Ausführung des Steinwalles auf der Nordostseite muß älter sein, aber die Vorgeschichte des Berges schweigt.

1443 wurde die Burg von den Breslauern zerstört. 1446 von neuem aufgebaut, muß sie aber ums Jahr 1475 nochmals zerstört worden sein, denn wohl nur um den Händeln ein Ende zu machen, kaufte der Herzog, als er das an Hans Czirn versetzte Land Strehlen wieder einlöst, den Rummelsberg zurück. Hans Czirn wohnte in Sieben-

hufen und daß er den Rummelsberg nicht vergessen hatte ergibt sich daraus, daß er sich „Hans vom Berge vffm Siebenhufen gefessen“ schrieb.

Sein Tod ist etwa 1493 erfolgt. Die Sage läßt ihn nochmals in einen Kampf mit den Breslauern gerathen, wobei diese das feste Schloß Brieborn erobern und den Ritter Hans mit seinem eigenen Schwert erstechen. Der verstorbene Amtsrath v. Schoenermark bezeichnete den im Oberstock gelegenen jetzigen Speisesaal, nach der Ueberlieferung als die Stelle, wo Hans v. Czirn erstochen wurde.

Daß Hans v. Czirn (im Volksmund Zorn genannt) ruhig auf Siebenhufen sitzen geblieben, ist um so weniger anzunehmen, als er eine für damalige Zeiten große Macht besaß.

Das Brieger Landbuch vom Jahre 1470 nennt im „Anschlag zu Strehlen reisigen Gezeuges“ auch den Ritter von Czirn; derselbe hatte zur Landesvertheidigung zu stellen: 32 Fußgeher, 3 Wagen und 6 Rosse. Strehlen selbst hatte zwar 40 Fußsoldaten und 3 Wagen zu stellen, aber die 6 gerüsteten Rosse (mit Reiter) wogen die 8 Fußsoldaten mehrfach auf.

Hans v. Czirn war ein für damalige Verhältnisse sehr reicher Mann, der Herzog hatte ihm nicht nur gegen baares Geld das ganze Strehlener Land verpfändet, er besaß auch in 7 Dörfern 128 Bauern.

Wer damals 20 Bauern besaß, galt schon für reich und konnte in der Stadt als Rentner leben.

Welchen Wesens sonst Hans Czirn gewesen, wird am deutlichsten durch die Sage bezeichnet, welche von ihm sagt: Er habe mit dem Teufel zusammen vom Rummelsberge bis hinab nach Siebenhufen Regel geschoben. (Wo er dann sitzen blieb.) Es liegt also die Wahrscheinlichkeit vor, daß er von Neuem Händel begann und unterlag.

Auch seine Söhne konnten den Rummelsberg nicht vergessen, sie kauften ihn 1493 am 16. Januar von der verwittweten Herzogin zurück. Die Verkaufsurkunde enthält aber die Bedingung, daß die Befestigung durch drei Gräben nicht mehr gestattet sei. Damit verlor der Berg als Beste seinen Werth, es ergibt sich daraus aber klar, daß die Burg wirklich zerstört war.

Es bleibt noch etwas über den Berg nachzutragen. Der Name Romsberg dürfte wohl dem wendischen (G)rom- oder (D)romsberg entstammen, das mir als gleichbedeutend mit Gewitterberg bezeichnet wird.

Diese Deutung entspricht den Verhältnissen. Noch heute gilt der Berg in der ganzen Gegend über Grottkau bis zur Reisse als Wetter-

scheide. Die Gewitter ziehen an ihm nördlich und entladen sich dann nordöstlich in der Gegend von Klein-Dels und Brieg. Ein kleinerer Theil zieht südöstlich zur Reiffe.

Nun geht es aber mit dem (Groms-) Roms- oder Rummelsberge genau so, wie es im Leben der Menschen oft auch geht, nicht er ist es, welcher das Wetter ablenkt, sondern seine Umgebung, seine Vorberge, die sich nach Süd, West und Nord erstrecken, sie thun es; denn als vor einigen Jahren die Kuppe des 2,6 km südwestlich gelegenen, 22 m niedrigeren Leichnamsberges nur zum Theil abgeholzt worden war, zog ein Hagelwetter über diese Höhe hinweg am Rummelsberg vorüber, zerschlug die Ernte bis hinab an die Reiffe und das hat sich seitdem mehr oder weniger wiederholt. Glücklicher und auffälliger Weise kommen aber in hiesiger Gegend in neuerer Zeit die Gewitter nicht mehr aus West, sondern aus Südost.

Die Bäume auf dem Leichnamsberg lassen auf ein 200jähriges Alter schließen, es könnte sich also dieser Vorgang in jener Zeit schon einmal vollzogen haben und auffälliger Weise berichtet die Grottkauer Chronik, daß im Jahr 1659 am 2. Mai und 23. Juli ein Hagelwetter die Saat und die Ernte vernichtete. Die armen Menschen wußten sich nicht zu helfen; die Bewohner Halbendorfs gingen nach Grottkau zum Pfarrer, dieser gab ihnen die heilige Maria Magdalena als Schutzpatronin und der damals gestiftete Gelöbnißtag wird noch bis heute am 22. Juli, oft schon mitten in der größten Erntearbeit, sehr streng mit Beten, kirchlichem Umzug und festlicher Bewirthung gehalten.

Geholfen hat das aber schon damals nichts, denn am 14. August 1659 zerschlug ein drittes Hagelwetter den Rest der Ernte.

Zweckentsprechender dürfte es sein, Mittel zu finden, daß die Vorberge des Rummelsberges niemals ganz abgeholzt werden.

Ich kehre zur Urzeit zurück.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Reisenden stets zum Rummelsberg hinauf stiegen, das thaten sie wie alle Anderen wohl nur in der Noth.

Ich schließe vielmehr: Auf dem Guhrberg stand eine Warthe und die eigentliche Verkehrschanze war das alte Bogarth. Von hier leitete die Straße nordwestlich am Berge herum.

Ich folge nordöstlich dem „Töpferwege,“ der seinen Namen davon haben soll, daß ehemals in Töppendorf große Töpfereien bestanden, wie die Thongruben beweisen, und gelange nördlich des Rummelsberges zu

einer Stelle, die den Namen „Sammelbirke“ führt. Dort soll ein Vorwerk gelegen haben, über welches ich jedoch nichts Näheres ermitteln konnte.

Unsere Landleute verstehen unter Sammel eine Semmel und hochdeutsch bezeichnen sie diese Birke daher auch als Semmelbirke. Damit hat sie jedoch nichts zu schaffen. Der Sage nach sollen sich die geflüchteten Bewohner des zerstörten Dorfes Goschwitz dort gesammelt haben.

Später hat an dieser Stelle bei den Jagden die Versammlung der Förster stattgefunden und aus den abgeholzten Birken sind immer wieder neue entstanden von denen wohl die stärkste nach alter Ueberlieferung immer als Sammelbirke stehen blieb, wenn die alte einging.

Gegen 1000 m nördlich steht ein verstümmeltes Steinkreuz, das „Zigeunerkreuz“ genannt; angeblich sollen dort einige Zigeuner ermordet worden sein, es ist jedoch nicht anzunehmen, daß ihrem Andenken ein Kreuz errichtet worden sei. Da an der Stelle aber Urnen gefunden worden sind, so dürfte hier eine Wohnstätte, vielleicht das sagenhafte Vorwerk gestanden haben.

Nur 1200 m nordöstlich von hier stand das verschwundene Dorf „Goschwitz;“ es ist von ihm nichts weiter zu ermitteln, als ein von Steinen gemauerter Brunnen.

2 km nordöstlich lag „das alte Dorf Töppendorf“ das in unbekannter Zeit verschwand.

Hier will ich mir eine Bemerkung erlauben, deren etwaigen Werth zu bestimmen, ich den Herren Urnenmännern überlasse. Das vorgeschichtliche Töppendorf soll große Töpfereien besessen haben und ihre Handelswege erscheinen hier noch als Töpferwege.

In Alt-Töppendorf müssen sich noch viele Scherben finden und aus ihrer Beschaffenheit würde sich ermitteln lassen, wie weit östlich die Waare ging.

Wir ist nicht bekannt, ob eine Zusammenstellung aller noch jetzt in Deutschland üblichen Topfformen schon gemacht wurde, aber meines Wissens hat jeder alte Stamm noch heute seine besonderen Formen im Topfgefäß, z. B. in Schlesien werden zur Aufbewahrung der Milch breite Milchschüssel verwandt, am Rhein aber enge hohe Töpfe fast ohne Hals und ohne Henkel. In Oberschlesien kommen noch heute unglasirte irdene Kochtöpfe vor. Nun meine ich, wenn man weiß, welche Formen noch heute jeder deutsche Stamm in seinen Gefäßen besitzt, dann hat man eine sichere Grundlage zum Rückschluß auf die Vorzeit. Das zu

ermitteln, ist gar nicht so schwer, da die wirkliche Töpferei heute in wenigen Händen liegt, diese sich aber den alt hergebrachten Gebrauchsformen der einzelnen Absatzgebiete anschließt.

Dann giebt es aber auf dem Lande auch noch sehr alte Töpfe zur Aufbewahrung trockener Dinge, es wird sich also die erforderliche Grundlage noch schaffen lassen.

Vom Rummelsberg nordöstlich fehlen zwei Schanzen, die nächste findet sich erst etwa 300 Schritt südlich von Ruppertsdorf. Dort lag da wo die Straße zwischen dem alten und neuen Krynbad ein Knie bildet, bis in die Gegenwart im Teiche

„das alte Schloß von Ruppertsdorf.“

Es war einer jener geschütteten Hügel wie bei Rapsdorf und an anderen Orten.

Der Teich ist trocken gelegt und der Erdkegel abgefahren. Es muß sich auf ihm noch in späterer Zeit eine Wohnstätte befunden haben, denn unter anderem sind auch Pfeilspitzen und eiserne Kugeln gefunden worden.

Von dem alten Schloß 1 km nordwestlich befindet sich eine sagenhafte Stelle, es ist

„der Teufelsgraben.“

Die Bewohner von Ruppertsdorf drücken sich gelinder aus und sagen Geiersgraben. Er hat eine Länge von ungefähr 450, eine Breite von etwa 55 und eine Tiefe von 5 m. Er zieht sich von Süd nach Nord zwischen der Kirche und dem Galgenberge dicht an der Chaussee bis zum Wege von Ruppertsdorf nach Krippitz.

Nachweislich hat er lange Zeit die Gemeinde-Lehmgrube abgegeben, dadurch jedenfalls die große Breite und Tiefe erhalten und den Wall verloren; ursprünglich wird er das Maaß des weitesten Pferdesprunges von etwa 7 m nicht überschritten haben.

Die Sage die sich an den Graben schließt ist folgende:

Es war hier einst ein sehr strenger Herr, der verurtheilte einen Mann wegen einer Kleinigkeit zum Tode am Galgen. Auf vieles Bitten versprach er ihm Gnade, wenn er bis zum Abend einen langen Graben so breit und tief anfertige, daß er nicht im Stande sei mit dem Pferde über denselben zu springen.

Der Mann begann seine Arbeit, sah aber die Unmöglichkeit der Ausführung bald ein, setzte sich hin und weinte. Da kam ein kleines graues Männchen zu ihm und sagte, er solle sich ruhig auf sein Angesicht legen und sich nicht umsehen, er werde ihm helfen. Der Verurtheilte befolgte dies, blickte aber doch einmal nach der Seite und sah dabei eine Unmasse Raben, welche damit beschäftigt waren, den Graben auszuheben.

Gegen Sonnenuntergang rief der fremde Herr den Mann er solle aufstehen. Als er aufstand sah er Niemand, aber der Graben war fertig. In demselben Augenblick kam auch schon der strenge Herr angesprengt, wollte den Graben überspringen, stürzte aber hinein, brach den Hals und gerieth somit in die Hände des Teufels.

So wird die Sage in Ruppertsdorf, wo man den Graben nur Geiersgraben nennt, in Marienau und in der Gegend von Niehmen, wo man ihn als Teufelsgraben bezeichnet, übereinstimmend erzählt. In Grottkau kennt man den Graben gar nicht, aber in Michelau haben alte Leute ein Sprichwort, wenn sie eine Sache, die recht herzhast angefaßt und schnell beendet wird, bezeichnen wollen, so sagen sie: „Nu, nu, das geht ja wie beim Ruppertsdorfer Graben machen!“

Die Sage, die in ähnlicher Art ja auch bei einer Wasserleitung von Trier bis Cöln am Rhein erscheint, spricht für ihr hohes Alter, und deutet die Schnelligkeit an, mit welcher die Werke zur Landesvertheidigung ausgeführt wurden. Auch heute sagt man noch bei ähnlichen Ausführungen: „Ach das wimmelt nur so, da hat es Menschen wie Raben!“

Von hier nur $3\frac{1}{2}$ km nordöstlich führt die Straße nach Wanssen, und damit bin ich wieder auf der bereits beschriebenen und durch Schanzen belegten Linie Wanssen-Brieg-Nitschen angekommen.

Abzweigung Rummelsberg-Galtorf.

Ich kehre nun wieder in die Nähe des Rummelsberges zurück. Sowohl von Ratschwig aus, als auch von dem Straßenzug über Habendorf führt ein Fußweg südöstlich in den Grund, welchen das Goywasser durchfließt.

Zwischen diesen beiden Pfaden liegt eine alte Schanze ein ver-schobenes Viereck, das der Volksmund mit dem Namen „altes Sieben-hufener Schloß“ bezeichnet. Fig. 97.

Ein 7 m breiter, 2 m tiefer Graben umschließt auf der Westseite einen Erdkegel von 34 m Länge, die Südseite von gleicher Länge fällt steil zum Bach ab. Westlich beträgt die Kronenbreite 23 und nördlich 22 m.

Auf der Ostseite ist in früherer Zeit eine Nachgrabung geschehen, wobei die Schatzgräber auf einen Keller stießen und eiserne Ringe fanden, anderes nicht beachteten.

Auf der Nordostecke steht eine Eiche von 2,50 m Umfang.

Der königliche Förster Herr Ulbrich pflanzte im Frühjahr 1890 Fichten auf diese Stelle, er fand in einer Tiefe von 0,80 m roth gebrannten Lehm und noch 20 cm tiefer stieß er auf Brandschutt.

Diese Stelle harrt auch noch der eingehenden Untersuchung.

In der Zeit als die Schanze angelegt wurde, muß das Goywasser eine größere Bedeutung gehabt haben, denn der Zweck der Anlage ist ersichtlich nur gewesen, den Uebergang über das Wasser zu sichern, dazu hat auch die Vorburg gebient, welche sich gegen 50 m aufwärts am anderen Ufer befindet.

Sie ist ein 2 m hoher an der Krone nur 7 m breiter und 8 m langer Erdkörper, der am Bach das Viereck zeigt und auf der Südseite mit dem Lande zusammenhängt.

Auf ihm steht ebenfalls eine Eiche von 2,57 m Umfang und es können wohl 200 Jahre vergangen sein, seitdem der Zufall eine Eichel an diese Stelle legte und den Baum entstehen ließ.

Noch etwa 50 m aufwärts befindet sich ein größerer Erdkörper derselben Form und mit gleich starken Eichen, auf welchem anscheinend ein größeres Gebäude gestanden hat.

Der Südrand des Grundes steigt gegen 30 m steil auf, an ihm winden sich beide Pfade hinauf und führen nach

D ä t z d o r f.

An der Ostseite des Gartens am alten Gerichtskretscham, zeigt sich die Spur eines gegen 50 m langen Dammes, der von der Straße gegen 1 m hoch aufsteigt und dann flach nach innen abfällt, er soll ehemals höher gewesen sein, darauf deutet auch die Stelle, auf welcher das eingefallene alte Dorfgefängniß „die Klaus“ steht. Aber es sind weder Funde noch Ueberlieferungen bekannt.

Die Erinnerungen reichen anscheinend nur bis zum 30jährigen Kriege wo von 16 Bauerngütern 9 eingingen und außerdem 3 wüste Hüfen entstanden.

Dem Wallrest und der Klaufe gegenüber befindet sich ein höher gelegenes Ackerstück mit dem Namen „der Biebelgarten“, auf ihm ist der Pflug mehrfach auf Mauerwerk gestoßen, der Name dürfte wohl aus dem 30jährigen Kriege stammen.

Von Dägendorf führt der Fußpfad wieder südöstlich und 3 km weiter gelange ich nach

Kunern.

Im Schloßgarten erhebt sich gegen 10 m hoch ein geschütteter Hügel, er hat an der Krone nur einen Durchmesser von 7 und 8 m auf ihm stehen 3 Linden mit einem Stammumfang bis 2,50 m.

Westlich zieht sich außerhalb des Gartens ein Hohlweg der den Erdkegel von dem Berge trennt mit dem er etwa 2 m tiefer einst östlich zusammenhing.

Ueber den Zweck oder den Namen des Erdwerkes ist in Kunern selbst bei älteren Leuten nichts bekannt. Einige sagen: Vor etwa 40 Jahren stand eine Säule mit einem runden Dach darauf und da nannten wir den Berg Laubeberg, dann ist am Fuß des Hügels ein kleiner Eiskeller von der letzten Herrschaft angelegt worden und da hieß er Kellerberg.

Eine Gutsherrschaft wohnt hier nicht mehr, es ist aber ersichtlich, daß in dem Park ehemals eine verschönernde Hand waltete, da aber die älteren Bäume auf Erdkegeln stehen, so sind die Planierungsarbeiten erst in späterer Zeit erfolgt. Auch die Gartenmauer ist in den Erdhügel eingeschnitten wie an der Schanze zu Wüßtebriesse. Fig. 98.

Die Leute der Umgegend nennen den Hügel „der Galgenberg“ und da auch die außerhalb des Parkes neben dem Hohlwege stehende alte Linde „die Galgenlinde“ heißt, so halte ich den Namen Galgenberg für richtig, wenn er auch den Gutsherren der Neuzeit nicht genehm gewesen sein mag und sie ihn zu ändern versuchten.

Von hier in derselben Richtung weiter nur 1,2 km entfernt, liegt an der Stelle wo sich heute wie ehemals mehrere Straßen vereinen, das Schloßchen Haltauf.

Der alte Pfad vom Kummelsberg herab leitete hier vorüber, der Straßenzug von Nimptsch-Schönjohnsdorf und ebenso der von Frankenstein-Heinrichau vereinten sich an der „Gucke“ in Berzdorf und kamen hier vorüber. Der Straßenzug von Münsterberg kam hier her und von hier ab ging ein Dammweg über den Krynbach östlich. Von dem heutigen Schreibendorf ab leitete ehemals wie heute die Straße an der

Schanze Fuchsberg bei Wilme vorüber nach der großen Schanze bei Gührau, und eine Abzweigung ging und geht von Polnisch-Jägel an den Totterngräben, am alten Schloß in Rogau, am Schloßberg im Walde bei Striegendorf, von dem außer dem Namen nichts bekannt ist, vorüber nach Striegendorf und geradeaus zum alten Schloß Burgberg, das schon mit dem Käfersteig genannt ist. Von hier zog der Weg über den großen Damm bei Enderdorf weiter nach Grottkau.

Das war die eigentliche älteste Straße von Schreibendorf herüber nach Grottkau und weiter.

Nun erscheint es auffällig, daß von Haltauf südlich nur 1,7 km entfernt an der Straße nach Münsterberg ein Münchhof (Mönchhof) gleich hinter der „Kunert'schen Hölle“ erscheint.

Hatte der „Haltauf“ den Zweck, die Straßen nach dem Mönchhof abzuleiten? Sie über Münsterberg zu führen statt über das heidnische Nimptsch? —

Wenn dem so war, dann mußte Münsterberg aufblühen, Nimptsch aber durch Ablenkung der Straße zurückgehen und auch die alte Hahnstraße veröden.

Es ist auffällig, daß hier in der Gegend um Münsterberg so oft der Name Hölle erscheint. Meist sind es in Wäldern versteckte schwer zugängliche Orte die ihn führen, aber auch bewaldete Höhen tragen ihn und auch hohe, im Reichensteiner Gebirge gelegene Berge werden so benannt.

Ich schließe, daß bei Einführung des Christenthums hier und im Gebirge alte deutsche Gemeinden noch aus der Urzeit saßen. Treu ihrem alten Gott mögen sie die der Staatsgewalt verborgenen Plätze gesucht haben um ihm zu dienen.

Die Geistlichkeit wird diese Stätten des alten Glaubens als Hölle bezeichnet haben. Dieser Name ist deutsch, slavisch würde er Piekto lauten.

Betrachte ich nochmals den zurückgelegten Pfad vom Mummelsberg herab bis Haltauf, so ist er nichts anderes als der alte Fluchtpfad zum Mummelsberg.

Sobald von den Würbener Bergen und vom Fuchsberg bei Wilme die Feuerzeichen aufflammten, da floh die Bevölkerung, die das heutige Schreibendorf bewohnte, nach nordwestlicher Richtung, die Feuerzeichen von dem Galgenberg in Kunern leiteten weiter und die genannten Schanzen bildeten die Schutzwehren bis der Fuchsgraben bei Ratfchwitz

oder Tottergraben bei Siebenhufen und Habendorf erreicht war in dem man sicher nach dem Rummelsberg hinaufzog.

Nachdem aber das Christenthum seinen „Mönchshof“ und seinen „Münsterberg“ errichtet hatte, da setzte man an die Straße den „Halt-auf“ der auch die Flüchtlinge nicht mehr nach den alten, sondern nach den neuen Schutzwehren leitete und dadurch verödete auch die Schutzwehr über den Goybach, das alte Schloß im Grunde bei Siebenhufen.

Ich kehre nun nochmals zum Rummelsberge zurück, denn noch ein anderer Pfad leitete in östlicher Richtung weiter.

Eine Warte oder Vorburg muß sich der örtlichen Lage nach südlich am Fuße des Rummelsberges da befunden haben, wo sich jetzt seit etwa 50 Jahren die Colonie Guhrberg befindet. Aber ich habe nichts ermitteln können.

Auffällig ist nur, daß hier wo sich doch Berg an Berg reiht, die Slaven gerade diesen Berg Gora also Berg nannten. Die späteren Deutschen fügten dem ebenfalls ihren Namen Berg hinzu und so entstand ein Guhrberg also Berg-Berg.

Von Guhrberg nur 1500 Schritt östlich findet sich im Thal vor Habendorf und gegenüber von Ratschwig ein alter Schanzenrest er führt den Namen

der Fuchsgraben.

Ein 40 m langer und 18 m breiter Innenraum wird von einem bis 2 m hohen Wall umschlossen. Auf der Mitternachtsseite ist er abgefahren. Auf der Morgenseite zieht sich ein bis 7 m breiter Graben um den Wall und leitete das von der Anhöhe nördlich herabkommende Wasser um die Schanze herum nach dem Grundbach.

Auf der Mittagsseite ist die Schanze offen.

Hier lag in der Gefahr der Zufluchtsort für die Bewohner von Ratschwig und, daß nördlich der Schanze ein Graben als gedeckter Gang nach den Vorbergen des Rummelsberges geführt hat, das läßt sich noch an der Mulde erkennen, in welcher jetzt eine Wasserfurche läuft.

Abzweigung nach Gührau und Grottkau.

Nur 1 km von hier östlich befindet sich auf höher gelegener Stelle im Wirthshausgarten ein Rest der Vorzeit, er heißt:

die alte Schanze zu Gabendorf. OWIESNO

Fig. 96.

Aus einem 7 m breiten Graben steigt ein an der Sohle 21 m und an der Krone 12 m breiter Erdförper bis 4 m hoch. Seine Länge ist an der Sohle 30 und an der Krone 20 m. Er ist durchweg aus Lehm geschüttet und als in früherer Zeit dicht an den Graben eine Scheuer erbaut wurde, da gab der Lehm der Schanze das beste Bindematerial für die Steinmauer, denn unsere Landleute mauren heute noch meist genau ebenso wie vor 2000 Jahren; sie verwenden für geringe Steinbauten keinen Kalk, sondern eine Mischung von Lehm und Sand.

Hierbei wurde auf der Südostseite so tief in den Erdkegel eingedrungen, daß jetzt an dieser Stelle die Kronenbreite nur noch 3 m beträgt.

Es fand sich eine im rechten Winkel geführte Mauer; aus den verschiedenen Dingen die der Innenraum barg, sind nur erhalten geblieben abgerundete Steine, längliche hölzerne Kugeln und Steinkugeln von 125 mm Durchmesser, kleine Hufeisen, zugespitzte Holzklöße zc.

Von der Schanze östlich führt der Rest eines bis 1 m hohen Dammes gegen 40 m lang bis an die Dorfstraße.

An der Mittagseite ist der Garten so auffällig geebnet und die darum liegende andere Rasenfläche zeigt so deutliche Mulden, daß ich schliesse, hier habe eine größere Umwallung von 28 und 80 m Durchmesser gelegen.

Im Wandel der Zeiten ist nur Eines geblieben, das Wirthshaus. Das war diese Straßen-Westseite ehemals auch zum Theil.

Es erscheint mir gar nicht unwahrscheinlich, daß sich hier in dieser abseits gelegenen Gegend ein Gebäude auf der Schanze bis zum dreißigjährigen Kriege erhalten haben kann.

Auf der Mitternachtsseite des Dorfes (diese Bezeichnungen sind üblicher als Norden zc.) läuft in der Richtung zum Kummelsberg der Totterngraben. Es ist eine Thalmulde mit der sich am Berge auch der Ausläufer des Fuchsgrabens vereint und hier ist ersichtlich ehemals ein eingeschnittener Gang gewesen, der der Bevölkerung in der Zeit der Noth als Fluchtgraben hinauf zum Kummelsberge gedient hat.

Damit findet auch die Sage ihre Erledigung, nach welcher ein unterirdischer Gang vom Kummelsberge bis Siebenhufen gehen solle.

Nur 3 km von der Schanze in Habendorf liegt das Schloß Prieborn. Es ist bereits besprochen. Der Name heißt im Russischen soviel wie „am Wasser.“ Das entspricht auch der Lage.

Von hier 3 km erscheint eine andere Spur der Vorzeit, es ist

der Galgenberg bei Arnsdorf.

Er ist ein allein stehender, spitz aufsteigender Regel mit abgerundeter Kuppe, er liegt an der alten Straße; die Sage berichtet, daß auf ihm ein Schloß stand, verschiedene alte Funde sind leider verstreut worden. Jetzt liegt auf ihm ein Steinbruch.

3000 m weiter östlich erscheint

die Schanze im Rossgarten und im Pfeifferpüschel zu Ober-Arnsdorf.

Zwischen beiden aber liegt die Stelle eines alten Besitzes, für den zwar nichts vorliegt was auf die Urzeit weist, den ich aber mit erwähnen will, es ist

das Sängergut in Ober-Arnsdorf.

An der Stelle wo sich jetzt das Restgut des Besitzer Anlauff befindet, befand sich ehemals ein Schloß mit Gutshof. Aber es gab auch dem Namen nach ein altes Schloß.

Südlich der Dorfstraße, dicht an derselben, ist noch ein alter Keller erhalten, es ist eine Erdkuppe bis 2,50 m hoch, darin liegt ein Keller und auf ihm mag wohl ein kleiner Bau gestanden haben. Südlich von ihm liegt noch der Rest eines Teichdammes.

Das Gut wurde parzellirt und die Gebäude abgebrochen, mehrere kleine Besitzungen stehen jetzt an der Stelle des ehemaligen gräflichen Besitzthums.

Woher der Name Sängergut stammt, konnte ich nicht ermitteln, vielleicht war es das erste Gut bei Anlage des Dorfes, die Urbarmachung erfolgte nicht durch Rodung, sondern durch Absengen des Waldes.

Die Sängerviese, der Sängeracker bezeichnen mit diesem Namen nur ihre Zugehörigkeit zum Gut.

Hierbei will ich noch bemerken, daß sich in hiesiger Gegend viel schwarze Stellen im Acker finden, welche leicht zu der Annahme verleiten könnten, daß ein Abbrennen des Waldes erfolgt sei, nach den darüber sorgfältig eingezogenen Erkundigungen ergibt sich jedoch, daß diese Brandstellen von den Lagerfeuern herkommen die die österreichische Armee im 7 jährigen Kriege bei ihrer Lagerung in hiesiger Gegend unterhielt.

Jetzt gelange ich zu einer vorgehichtlichen Stelle, sie heist:

Die Schanze im Rossgarten (Pfeifferpüschel) zu Ober-Arnsdorf.

Fig. 53.

Etwa 4 km südöstlich von Brieborn und etwa 200 m südlich von Ober-Arnsdorf befindet sich auf sumpfiger Wiese eine alte Schanze des abgerundeten Vierecks, sie besteht aus einem inneren 4,50 m hohen, an der Krone 11 und 14 m lang und breitem und an der Sohle 20 und 23 m messenden Erdkörper, den ein Außenwall von 100 m in der Länge und 72 m in der Breite derart umschließt, daß sich der Regel an den südlich gelegenen Außenwall lehnt und so der freie Schloßplatz in voller Ausdehnung nach Norden liegt. West- und südwestlich sind Wall und Graben abgetragen und verfüllt, oder sie waren nie vorhanden. Der Hauptkegel selbst ist stark zernüßt. Westlich ist das Gelände moorig und als Pferdeweide nicht geeignet, die weitere Umgebung ist ein guter Kornboden. Wasser quillt innerhalb der dicht bewachsenen Schanze.

Der Name Rossgarten kann nicht durch ehemalige Benützung der Schanze als Aufenthalt für Pferde entstanden sein, denn der Innenraum ist sumpfig. Ueber die Schanze ist nichts bekannt. Funde sind nicht beobachtet. Sie gehört zu den mittleren Straßenschanzen und deckte die Straße, die sich vom Rummelsberg in der Richtung nach den Totterngärten bei Gührau zog. Die Häuser können nur auf Pfählen gestanden haben.

Die Schanze „das alte Schloß“ am Gutshof bei Wilme.

Westlich, nur 1500 m von der Schanze im Pfeifferpüschel entfernt, lag auf der südwestlichen Seite des Gutes Wilme außerhalb der Wirthschaftsgebäude eine kleine langrunde Schanze, wie sie als Vorkurg an größeren Schanzen meistens auftritt.

Ein Vorwall, ein Wallgraben von etwa 1 m Tiefe, dann ein bis $3\frac{1}{2}$ m hoher Erdkegel von 14 m oberer Breite und 12 m Länge.

Dieser Erdkegel wurde vor einigen Jahren von dem gegenwärtigen Besitzer Herrn Reichel abgefahren und hierbei ergaben sich folgende Funde: Der Regel war ursprünglich hohl, eine Steinwand von 1 m Stärke umschloß im Innern einen 11 m langen und etwa 9 m breiten

und 3 m hohen Raum. Diese Steinmauer war ohne Mörtel, nur mit Lettmischung aufgeführt.¹⁾

Der ganze Innenraum war mit Brandschutt aller Art bis oben auf gefüllt und auf diesem standen große Eichen. Bei der Beseitigung des Schuttes fand sich als Grundlage ein festes Lehmtenne, auf diesem zunächst Nische, in ihr Urnenscherben bis zu 11 mm stark, aber auch solche von nur 4 mm Wandstärke die zierlich gearbeitet, gerändelt, eine bessere Form verrathen, auch aus einer besseren Masse bestehen, als diejenigen, von denen die plumpen, rohen, dicken nur aus gewöhnlichem Lehm gefertigten Scherben stammen. Die mir übergebenen Reste gehören 5 Urnen an, von denen jede in Form und Material von den anderen abweicht.

Dann fand sich unter einer Lage Brandschutt ein kleines, sogenanntes Schweden- oder Tataren-Hufeisen von 107 mm Breite und 116 mm Länge, hinten noch gute Stollen, vorn aber stark abgelaufen, dann zwei eiserne Eggenzinken 23 mm stark und bis 175 mm lang. Es hat sich demnach im Erdgeschoß nicht nur das Vieh, sondern auch das Ackergeräth befunden. Dann folgte eine Thürhaspe zum Einschlagen in eine hölzerne Säule, ganz so wie sie auch heute noch im Innern der Holzhäuser zur Verriegelung der Thür mittelst eines Holzvorsteckers vorhanden sind, ohne die Spitzen noch 115 mm lang, 80 mm breit, 8 mm stark und im Viereck Raum für einen Holzriegel von 40 und 60 mm lassend. Es ist an ihr an der Stirnfläche noch ersichtlich, daß sie in das Holz geschlagen wurde und die schräg gebogenen Spitzen, soweit sie im Holz gesteckt haben, deuten darauf hin, daß eine äußere Gewalt auf die Thür gewirkt hat.

Ferner fanden sich die Reste zweier Thürbänder mit Nagellöchern, zwei etwa handbreite Eisenstücken, deren Bestimmung nicht mehr erkennt-

¹⁾ Der Raum war somit ein Keller, gleichviel zu welchem Zweck, und wenn später derartige Räume aufgefunden nur als „Keller“ bezeichnet wurden, so ist die Erklärung vorhanden, warum die Schanzen selbst beim Fehlen des wirklichen Namens nur den Namen Keller erhielten.

Da aber dieser Keller höher als das umgebende Land lag und sich seine innere lichte Höhe auf 3 m sicher abmessen ließ, so muß angenommen werden, daß auch das vorhandene Lehmtenne seinen bestimmten Zweck hatte. Ich halte dasselbe für die richtige Tenne einer Scheuer; die Höhe der Umfassungswände gestattete das Ausreiten wie das Ausdreschen des Getreides, dann war aber auch hier die Stallung für das Vieh und die Urnen müssen ihren Standort entweder in einer Nische oder im 1. Stockwerk gehabt haben.

lich, die aber mit dem Stalldünger, dessen kreuz und querliegende Strohfäden in den Abdrücken noch genau ersichtlich sind, zu einer unförmigen Klostmasse verwachsen. Ein Stück eisernes Winkelband, ein bajonettartig gebogenes Stück Eisen von 12 mm Stärke und 48 cm Gesamtlänge, das ebenso als Kurbel an einem Schleifstein wie an einem Handmühlstein gewesen sein könnte. (Wie ich aus Lindenschmit ersehe, war es ein Hausschlüssel.) Endlich die 16 cm lange 11 mm starke vierkantige glatt abgebrochene Spitze eines Dolches, und ein Stück aus dem Boden eines grün und gelb glazierten Ziegels.

Der Herr Besitzer gelangte auf Grund der örtlichen Wahrnehmungen zu der Ueberzeugung, daß sich auf dieser kleinen Schanze ein, mehrere Stockwerke hoher Bau befunden haben müsse, dessen Balkenlagen durch Lehm und Erdschüttung bedeckt waren und ich schließe mich dem an.

Es lag immer unter einer Schicht Brandasche eine Schicht gerötheter Lehm mit Schutt und Erde aller Art.

Nach über der einen Meter starken Steinmauer kann sich nichts anderes als nur eine Balkenlage mit Estrich von Lehm befunden haben.

Der Befund aber ergibt, daß der Bau den verschiedensten Zwecken diene, wie ich dies schon beim alten Schloß in Taschwitz annahm.

Besonders sei noch erwähnt, daß hier ein Exemplar, wohl der ersten Versuche der Ziegelbrennerei gefunden wurde. Ein Ziegel über 0,30 m lang, entsprechend breit und stark, war mit Stroh durchzernet, gebrannt und gut erhalten

Um über die früheren Verhältnisse seines Besitzthums Klarheit zu erhalten, scheute der jetzige Besitzer, Herr Reichel, weder Mühe noch Kosten und durch eine Urkunde aus dem Staatsarchiv zu Breslau und durch mühevollen Forschung des Herrn Pastor Dr. Schimmelpfennig zu Arnsdorf gelangte er zu folgendem Ergebnis:

Joachimus Schoff (Schafgotsch) verkaufte von seinem Besitzthum Schreibendorf an Petrus, seinen Waffenträger, der von seinem Gut Wilhelm den Namen Wilhelmine führt, 3 Huben mit einer halben Ruthe. Dieser Verkauf wurde von dem regierenden Herzog Volko am Donnerstag vor Jacobi 1375 bestätigt.

Wilme war also zu dieser Zeit schon vorhanden und im Besitz des Petrus, sonst konnte derselbe nicht nach seinem Gut den Namen Wilhelmine führen, wenn er es erst erwarb, wie angenommen worden ist.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Wilme eingäschert, verstrauchte und blieb als Wald liegen, bis es in neuerer Zeit wieder als Vorwerk errichtet

wurde und dann an den jetzigen Besitzer kam.¹⁾ Daß nun aber nicht im dreißigjährigen Kriege der auf der kleinen Schanze befindliche Bau zerstört wurde, sondern lange vorher, beweist die Aufdeckung alter Mauern, die Herr Reichel in seinem Gehöft machte.

Er fand neben der Schanze 3 m tiefe Grundmauern, und im Gehöft das Fundament eines Gebäudes von 12 m innerer lichten Breite und 19 m Länge, daran einen Vorbau von 3 m breitem, freien Innenraum im Viereck, also das Fundament eines viereckigen Thurmes, das waren die Gebäude, die im 30jährigen Kriege zerstört wurden, mit dem Bau der kleinen Schanze hatten sie nichts gemein. Die Kellermauern und auch der Brunnen gehörten ebenfalls dem Massivbau an.

¹⁾ Im Jahre 1858 wurde das erste Gebäude errichtet, von 1882 ab ist das neu erbaute Schlößchen bewohnt, aus einer Waldwüste ist wieder ein blühendes Landgut geschaffen und somit hier jetzt erst die letzte Spur der Verwüstung des 30jährigen Krieges beseitigt.

Dem jetzigen Besitzer lag daran, den Titel Rittergut für dasselbe wieder zu erlangen. Dieses Gesuch wurde abgelehnt, weil der Waffenträger kein Ritter gewesen sei.

Diese Annahme steht mit der Geschichte nicht im Einklang. Im Jahre 1013 am 24. Mai erscheint zu Merseburg Herzog Boleslaw und huldigt dem König, dem er hier zugleich als Schwerträger dient, wofür er „das lange begehrte Lehen“ erhält. Schlef. Regesten bis 1250 S. 8.

Ich führe noch ein zweites Zeugniß an, wo der Schwerträger dem höheren Adel angehörte.

Als Kaiser Otto I. im Jahre 998 in Rom einzog, machte er den Grafen Ansfried zu seinem ordentlichen Schwerträger. Während der Kaiser an der Schwelle der heiligen Apostel sein Gebet verrichtete, mußte er das Schwert des Kaisers über dessen Haupt halten und zwar aus Vorsicht gegen die Treulosigkeit der Römer. (Thietmar von Merseburg 4. Buch 105/22.)

Die Annahme liegt nahe, daß auch der Gutsbesitzer Petrus, Lehnsmann von Schafgotsh war, und in diesem Sinne Waffenträger genannt wird; daß in Wilme ein Schloß stand, beweist nicht nur der Name Schloß und Schloßhau, sondern vor allem die Aufdeckung der Fundamentmauern des Schlosses und Thurmes.

Die Größe des zum Ritterdienst verpflichteten Grundbesitzes war sehr verschieden. Das Capitular vom Jahre 802 setzt 12 Hufen fest, aber schon das Capitular Aquense von 807 unter Karl dem Großen bestimmt zur Zeit einer Hungersnoth, daß 3 Hufen das mindeste Maaß von Vermögen sei, das zur unentgeltlichen Heeresfolge verpflichtete.

Das Capitulare Ludwigs II. vom Jahre 866 ergänzt die Bestimmung noch dahin, daß nach uraltem Herkommen der zum Kriegsdienst Aufgerufene für 3 Monate die Verpflegung und auf 1 Jahr Kleidung und Bewaffnung mit zu führen habe.

In der Urkunde werden dann noch zwei Vorwerke erwähnt, Bele und Mückwitz, aber weder der kleinen noch der großen Schanze auf dem Fuchsberge geschieht irgend welche Erwähnung, sie mußten schon sehr lange vor der urkundlich belegten Zeit verwüstet sein.

Durch den Restgutbesitzer Herrn Anlauff in Ober-Arnsdorf erfahre ich noch, daß sich ehemals im Walde bei der kleinen Schanze, die das Schloß genannt wurde, etwa 15 kleine, etwa $1\frac{1}{2}$ m Höhe, bis 5 m im Durchmesser haltende Erdhügel vorfanden, von denen alte Leute sagten, daß dort das Dorf Wilme gestanden habe, die Waldfläche hieß „der Schloßhau“.

Nur 600 m von hier südlich befindet sich auf einem gegen 15 m hohen Hügel eine größere Schanze, welche den Namen führt:

Der Fuchsberg.

Fig. 22.

Es ist ein einfacher Rundwall mit schmalem auf der Südseite befindlichen Eingang, glücklicher Weise liegt er auf Sand, sonst wäre er längst der rastlosen Thätigkeit des Landmanns zum Opfer gefallen, wie der Eichwald, der noch vor etwa 25 Jahren seine riesigen Wipfel zum Gruß den Berg hinauf neigte.

Die Schanze, die gegenwärtig theilweise entholzt, theilweise dicht bewachsen ist, gehört nach Form und Lage der langen Rundform an. Ihre Längsrichtung geht von Ost nach West. Von der Mitte schrägt der Ringplatz nach allen Seiten ab, er mißt 71 und 90 m. Der Wallgraben ist durchweg begehbar und hat eine Tiefe bis $1\frac{1}{2}$ und eine obere Breite von 7 bis 9 m.

Nördlich in einer Entfernung von 20 m zeigen sich Spuren eines zweiten Walles.

Eine Sage ist nicht bekannt, was seinen Grund darin hat, daß im 30-jährigen Kriege die umliegenden Ortschaften stark verwüstet, Wilme selbst aber so stark vernichtet wurde, daß sich an seiner Stelle ein Eichwald bildete.

Erst an entfernteren Orten gelang es mir, von alten Leuten, die in Deutsch-Jägel geboren waren, zu erfahren, daß die Sage besteht, aus den Kellern des Schlosses zu Deutsch-Jägel solle ein unterirdischer Gang nach der Schanze auf dem Fuchsberge und von da nach Wilme führen.

Die dieserhalb mit den Vorbesitzern von Deutsch-Jägel geführte Correspondenz ergibt, daß auch dort diese Sage besteht, aus ihr würde sich

folgern lassen, daß der ehemalige Totterngraben auch einen Ausläufer nach Deutsch-Jägel hatte, daß also das Schloß schon in der Zeit, als diese Wälle in Thätigkeit, auch schon vorhanden gewesen sein muß, wenn auch in anderer Art.

Wie ich bereits gesagt, war der Fuchsberg nur das hochgelegene Außenwerk der 2500 m von hier in der Tiefe gelegenen großen Schanze bei Gührau.

Nur 300 m südlich vom Fuchsberg zieht die heutige Grottkau-Münsterberger Kreisstraße vorüber und ihr folge ich zurück in die Schanze bei Gührau, in der sich die verschiedenen alten Pfade und Straßen vereinten und die nun in der Richtung nach Grottkau weiterführt.

Der örtlichen Lage nach mußte sich die nächste Schanze in Würben befinden.

Die im Vorjahr auf der Westseite in Würben dicht an der Straße in der Kreisfiesgrube gefundenen Verbrennungsgruben und gut erhaltenen Steinhämmer in denselben begründen meine Annahme.

Es ist noch eine Schanze nachzuholen, die eine gerade Verbindung von Gläsendorf über Wilme an die Reiffe-Breslauer Straße bei Jäschmittel schuf, sie hieß:

Der Schloßlahof im Niedertheid in Nieder-Arnsdorf.

Da wo der Damm ein Knie bildet stand ein Erdkegel, wie sie mehrfach beschrieben wurden. Auf dieser Stelle erhob sich ein alter, viereckiger Bau aus Holz und Lehm.

Sonst ist nichts über die Vorzeit bekannt, aber an diese Stelle schließt sich eine Begebenheit aus dem vorigen Jahrhundert, die ich, damit sie nicht verschwindet, hier als Anmerkung folgen lasse.¹⁾

¹⁾ Besitzer des Schloßlahofes war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Herr Schmidt. Sein Bruder, der Canonicus Schmidt war in dem Verrath an Friedrich dem Großen theilhaft. Herr Schmidt besaß eine kleine, sehr zierliche Frau, die von dem Nachbarschloß in Polnisch-Tschammen-dorf stammte.

An dem Abend, als sich der Verrath vollziehen sollte, gab Schmidt große Gesellschaft, — es waren Musikanten hier; der Besitzer hatte zu Ehren

Ich habe bereits gesagt, daß ebenso wie bei Nimptsch die vorgeschobenen Schanzen von Stoschendorf über die Lindenberge bis zur großen Ringmauer bei Klein-Gütmannsdorf, auch hier den Würbener Höhenzug entlang die Deckungsschanzen vorhanden sein mußten und bei Besprechung des Käfersteiges ist bereits auf den Windmühlenberg, die Kirche, (den Berg zwischen Würben und Hohengiersdorf,) dann auf die Kirche zu Hohengiersdorf und die Schanze zu Gutschen hingewiesen worden.

Von allen diesen Punkten reicht die Fernsicht über Grottkau hinaus zur Meisse.

Folge ich jetzt der Straße, so gelange ich nach Voigtsdorf.

Am Ende des Dammes, an welchem das versunkene Schloß liegt, nicht weit von dem jetzigen Gutshof zu Voigtsdorf, hat der tiefgehende Pflug eine große Fläche mit Brandschutt zu Tage gefördert, am Auslauf des Dammes hat sich also eine größere Ansiedelung befunden. (Nicht zu verwechseln mit der bereits genannten Brandstätte, westlich des alten Schlosses.)

seiner Frau ein Gedicht verfaßt, das im Takt der Musik gesungen und mit Tanz begleitet wurde, es lautete:

Klein und appetitlich,
Fein, sehr hübsch und niedlich
Muß mein Schatz von Liebe sein.

Nachdem das eine Weile gedauert hatte, so daß auch das zuschauende Hofgesinde das Liedchen schon auswendig sang, pochte es bestig an die Thür. Der Besitzer sprang durch das Fenster in den Garten. Als man die Thür öffnete, drangen preussische Dragoner ein und forderten den Hausherrn zu sprechen. Dieser war jedoch auf einem gesattelt bereit gehaltenen Pferde bis Polnisch-Tschammendorf zu den Oesterreichern entkommen und lehrte nie mehr zurück.

Seine Frau siedelte später wieder zu ihren Eltern über.

Das Gut wurde mit zu den Charitee-Gütern geschlagen. Das Schloß stand unbewohnt und verfiel. Anfang dieses Jahrhunderts wurde es abgebrochen und die Stelle geebnet, mit der Vorzeit hatte es nichts zu thun. Das Knie im Damm aber deutet auf einen früheren alten Bau.

Der Stiefgroßvater des Herrn Anlauff, der im Jahre 1826 im Alter von 92 Jahren starb, hatte schon als „Junge“ auf dem Schloßlahof gedient, er war auch noch dort, als sich die Unterbrechung der heiteren Tanzgesellschaft zutrug. Er hat die Begebenheit und auch das Liedchen an seinen Stiefenkelsohn Herrn Anlauff, der jetzt auch schon 78 Jahre zählt, übermittelt und diesem habe ich wörtlich nachgeschrieben.

Ich folge der Straße weiter und gelange nach Halbendorf, die heutige Straße zwingt sich in kurzem scharfem Bogen in das Dorf, die alte Straße führte südlich über den breiten Damm des Galgenteiches zur Altstadt Grottkau und von hier aus war Verbindung nach allen vorhin beschriebenen Straßen, über Mitschen, Brieg, Michelau, Schurgast, Löwen, Falkenberg u. s. w.

XII.

Straßenzug Wartha-Lasfowitz (Budorgis?) nebst Abzweigungen.

Wie im nächsten Straßenzug beschrieben wird, läuft der alte Pfad von Wartha nach Frankenstein in fast gerader Linie.

Von Frankenstein führt er über Rocksborn, Kobelau nach Tepliwoda. Diese Strecke ist noch zu untersuchen. Von Tepliwoda führt er in gerader Linie nordwestlich; nur 2,5 km weiter erscheint in Raag eine alte Umwallung die den Namen führt:

Der Schloßplan,

das heißt der Platz für ein kleines Schloß. Ein solches soll der Ueberlieferung nach hier gestanden haben.

Es ist eine Insel wie in Groß-Guhrau, hat einen 7 m breiten bewässerten Graben und einen bis 30 m im Viereck haltenden Innenraum der gegenwärtig mit Fichten bepflanzt ist.

Von hier nur 1500 m weiter führt derselbe Pfad nach Ober-Johnsdorf. Das alte Schloß liegt in der Tiefe auf einer Insel und der Mauerbau scheint hier aus einer alten Schanze entstanden zu sein, aber es war vor einigen Tagen abgebrannt und ich konnte daher keine Ermittlungen vornehmen.

Der alte Pfad führt nordöstlich, 3 km weiter liegt

das alte Schloß Neobschütz,

Fig. 105,

geschützt gegen alle Stürme in stiller Thalschlucht.

Es bildete ehemals die erste große Schanze auf dem Pfade von Tepliwoda herüber. Nordöstlich des Schlosses ist das Gefindehaus in

den ehemaligen Wall eingebaut, dann zieht sich derselbe noch 28 m östlich in einer Sohlenbreite von 12 m und einer Höhe bis 4 m, schwenkt dann im Viereck herum nach Süden, aber er ist nur noch 72 m lang in Stücken soweit erhalten als er durch alte Obstbäume geschützt wurde, alles Andere dazwischenliegende ist abgefahren.

Der freie Innenraum der Schanze betrug gegen 80 m von Ost nach West und 106 m von Süd nach Nord, darinnen steht das alte Schloß mit 33,20 m Länge und 31,80 m Breite.

Von hier soll der Sage nach ein unterirdischer Gang nach Ober-Johnsdorf führen und dort mit dem Gang, welcher vom alten Schloß Teplivoda kommt zusammentreffen. Durch alte Leute ermittelte ich, daß im Jahre 1842 außerhalb des Schlosses dieser Gang einfiel und dabei traten eine große Zahl Urnen, Scherben und braune Menschenknochen zu Tage.

Der damalige Gutsverwalter Michaelis sagte: Das sind Menschenknochen die müssen ihre Ruhe haben, und ließ sie wieder in die Erde betten.

Ob im Schloß die Thür des Ganges vorhanden ist, konnte ich nicht erfahren; die Herren Beamten der herzogl. Güter kommen fremd aus Thüringen und haben andere Aufgaben als nach solchen Dingen zu suchen und die alten Leute sterben aus.

Hier in Neobschütz muß auf einer Höhe ein Wartthurm gestanden haben, ich konnte jedoch nichts darüber ermitteln.

Ich habe den alten Pfad nur bis hierher verfolgt, ich wollte seine Richtung nur markiren. Er leitet weiter über Stein-Kirche nach Strehlen.

Von Strehlen führt nördlich ein Fußweg über Gulendorf, er läßt sich bis Grebelwitz verfolgen, wo er in verschiedenen Richtungen abzweigt, denn auf die Länge von nur 1 Meile führen vier Fahren über die Oder.

Die ganze Gegend bildet eine Fundstätte, schon Kruse beschreibt von Sackerau bis Jäschkowitz Funde aller Art, römische Münzen, Urnen, kupferne Nadeln u. dergl.

Für mich erschien wichtiger das Dorf Zedlitz, es wird schon 1203 genannt, beim Austausch der Güter, welche der Bischof zur Ausstattung des Klosters Trebnitz abgegeben hatte und wofür er Zedlitz erhielt.

1362 wird eines im gerodeten Walde an der Oder belegenen Burgwalles gedacht.

Ehe ich hier weiter gehe, kehre ich nochmals nach Strehlen zurück um den richtigen Straßenzug nachzuholen.

Die älteste Straße von Strehlen nach Dhlau mag über Ruppersdorf und Wansen gegangen sein, dahin leiten auch die Schanzen, der gerade Weg über Brojewitz dürfte einer späteren Zeit angehören, an ihm fehlen sie.

Von Wansen weisen die Spuren über Weigwitz nach Wüstebriefe und von dort zu den Bergen bei Goy. Das Wort erscheint schon Anfang des 13. Jahrhunderts ohne indeß bestimmte Beziehung zu dem hiesigen Ort zu haben. Der polnischen Sprache kundige Oberschlesier unterscheiden zwischen Goy das sie auf Lehmgrube, und Goi das sie auf Gesträuch beziehen. In den ältesten Urkunden heißt Goy jedoch nur Gesträuch, Gebüsch, auch heute ist es in Oberschlesien noch die Bezeichnung für den Förster.

Das hiesige Dorf Goy wird sicher das erste Mal im Jahr 1298 am 28. November genannt, wo in dem Zehntenstreit des Pfarrers von Weigwitz der Pfarrer von Gano als Schiedsrichter erscheint. (S. Reg. Nr. 2526.)

Die Ueberlieferung berichtet folgendes:

Die Berge südlich des Dorfes waren Wald, in ihm wohnte ein Förster, später siedelte er nach dem Dorfe über und noch heute wird eine Stelle die Försterei genannt.

Ferner in der ältesten Zeit stand auf dem Berge ein Kloster.

Geschichtlich ist davon nichts bekannt.

Ich finde an Ort und Stelle folgendes:

Südwestlich des Dorfes befindet sich eine Lehmgrube von 180 m Länge, 90 m Breite und 7 m Tiefe, daran schließt sich hinter dem Kirchhof eine zweite solche Grube von 90 und 50 m und mir will es scheinen, daß das Dorf auch wenn es oft verbrannte diese großen Gruben zu seinem Aufbau nicht grub, sie können wohl aus viel früherer Zeit und nach ihnen auch die slavische Benennung stammen.

Den höchsten Punkt bildet der dicht an den Gruben liegende Mühlberg. Von hier ist eine völlig freie Rundschau auf meilenweite Ebenen.

Nordöstlich dicht an der Mühle liegt der einzige nur noch 5 m lange Rest eines Walles, auf ihm steht der im Jahr 1854 gesetzte Vermessungsstein und nur ihm ist es zu danken, daß dieser Wallrest noch erhalten ist. Auf seiner Südseite befindet sich der Rest eines Grabens, also im Innern, daraus ergibt sich, daß noch ein zweiter Wall vorhanden gewesen sein muß. Auf der Südostseite des Wallrestes zeigen

sich unter rothgebranntem Lehm und Sand als Unterlage Branderde ganz wie anderen Ortes in bloßgelegten Verbrennungsgruben.

Da wo die Mühle steht ist erkenntlich, daß Einebnungen erfolgt sind.

Unterhalb des Wallrestes zeigt sich im kräftigeren Wuchs des Getreides eine Einsenkung die in südöstlicher Richtung läuft und erkennen läßt, daß hier ein Wall und Graben seinen Lauf nahm.

Dieselben Spuren finden sich bis zum Federberge.

Es erscheint auch hier der treue Begleiter alter Schanzen, der Weinberg.

Dieser ganze Höhenzug, der bei einer Länge von 1000 m, 36 m höher liegt als das ebene Land, beherrschte die ganze Gegend und mußte schon in der frühesten Zeit das Ziel der Wanderer bilden.

Daß das der Fall gewesen ist, ergibt sich aus den Spuren von Asche und den auf den Höhen bis in die Neuzeit vorhandenen, großen Massen Steinen aller Art, die sonst in diesen fruchtbaren Gefilden gar nicht vorkommen.

Seit 60 Jahren wurden sie zu Häuser- und Straßenbauten abgeföhren, leider sind vorgeschichtliche Funde nicht beachtet worden und der Wallrest auf dem Mühlberge ist der letzte stumme Zeuge der Schanze, die noch in der Ueberlieferung lebt.

1 km südlich liegt „der Türkenberg“, an ihm stoßen 3 Grenzen zusammen, er zeigt noch deutlich die Spuren einstiger Umwallung, er war der Vorposten am linken Ufer der Ohle für die bis 12 m höher gelegene gesicherte Wallburg bei Goy.

Hier hat der Urnengräber noch ein langes Gebiet der Thätigkeit. Ich berühre die Stelle nochmals.

Von hier mußten die Pfade nach Ohlau leiten, theils über das heutige Dorf Baumgarten, zu dem der Weg wohl ehemals nicht immer begehbar war, da starke nasse Adern auftreten. Die Hauptrichtung dürfte auf den Höhen entlang, bei Jägdorf über die Ohle geführt haben zu der Anhöhe, die gegen 1000 Schritt südlich des Bahnhofes Ohlau liegt und an deren Westseite die tiefer liegende Ohlewiese den Namen führt: Schwarze Born.

Hier soll der Sage nach eine Stadt gestanden haben. Ich komme auch auf diese Stelle noch im Zusammenhang zurück.

2,5 km von hier liegt das alte Schloß in Ohlau.

O h l a u.¹⁾

Der Raum zwischen Oder und Ohle, auf welchem sich heute die Stadt befindet, hat nur 1 km Breite. In der Vorzeit war er jedoch schmaler.

Da wo sich heute das Schloß befindet, reichte östlich und nördlich die Oder bis an den Fuß desselben und der Hügel hat von Ost nach West nur eine Länge von 200 m und von Nord nach Süd eine Breite von etwa 100 m gehabt. Dieser Platz war am weitesten in die damaligen Gewässer vorgeschoben und auf ihm muß sich schon in der frühesten Zeit eine menschliche Niederlassung befunden haben.

Sehr viel später mag dann eine Erweiterung derselben nach Südosten erfolgt sein und wiederum sehr lange darnach haben sich in geschichtlicher Zeit die heutige Stadt, und an Stelle der alten Schanze der Mauerbau des alten Schlosses entwickelt.

Die örtlichen Verhältnisse sind noch nicht derart verwischt, daß sich dieser Vorgang nicht aus der Beschaffenheit der Oberfläche erkennen ließe. Wird man bei Bauten den Untergrund prüfen, so wird sich erkennen lassen, daß zwischen Schloß und Stadt ein Wassergraben gelegen hat.

¹⁾ Geschichtlich finden sich über Dhlau folgende ältere Nachrichten:

Im Jahre 1003 lebte dort der hl. Sieghardus als Einsiedler.

1148 und 1193 wird Dhlau bei Bestätigung der kirchlichen Besitzungen genannt.

1203 verschreibt Herzog Heinrich Dhlau einen Zins von Jedlitz.

1204 schenkt Heinrich zur Beschuhung der Brüder im Vincenz-Stift zu Breslau die herzogliche Abgabe podvorove genannt, die auch auf dem Dorfe Dhlau lastete.

1206 vertauscht Heinrich mit dem Vincenz-Stift das ihm gehörende deutsche Hundsfeld und erhält dafür Dhlau mit den zwei Kirchen.

1218 hatte die deutsche Colonie zu Dhlau 6 Malter Zins an das Kloster zu Veubus zu zahlen.

1234 besaß Dhlau bereits einen herzoglichen Schulzen und deutsches Recht.

1234 schenkte Heinrich dem Kloster Czarnowanz die obere Mühle in Dhlau.

Aus diesen ältesten Nachrichten ergibt sich, daß Dhlau schon früh in geschichtlicher Zeit vorhanden war und für seine Bedeutung sprechen die schon 1206 vorhandenen zwei Kirchen, das Vorhandensein von mehr als einer Mühle und die frühe Verleihung deutschen Rechtes.

(Schles. Regesten bis 1250 unter Dhlau.)

Was ich bereits bei Reisse anführte zeigt sich auch hier, immer an der Seite eines Flusses nahm die früheste Ansiedelung schnelleren Fortgang, an welcher höher in der Kultur stehende Reisende längeren Aufenthalt zu nehmen genöthigt waren, das zeigt sich am Rhein wie an der Oder, es war mit Glogau, Steinau, Breslau, Ohlau, Brieg, Oppeln pp. und auch an der Reisse der Fall.

In Ohlau mußte sich von vornherein für fremde Händler ein Stapelplatz entwickeln, denn die alte Straße, die ich von Reisse herab Schritt für Schritt mit Schanzen belegt habe, sie endete hier in Ohlau; eine Fortsetzung von hier war nur zu Schiff möglich.

Die Oder zog sich in langen und scharfen Krümmungen nordöstlich von dem heutigen Lorenzgut herüber bis zum Watt und über den Reitplatz, zog dann die ganze Gegend versumpfend nördlich, sich bald rechts bald links windend bis Ottag und staute ihre Wasser bis zum heutigen Borwerk Breschine, um sich dann westlich bis dicht an das Dorf Zedlitz heran zu ziehen. Wo in Ohlau die Beladung der Fahren und Rähne erfolgt ist, werde ich später zeigen, jetzt will ich die Entladestelle ermitteln.

Nördlich 3,50 km von Ohlau liegt der 3 m höher gelegene Weinberg (Winagora) und an diesen schließt sich der bis zur Höhe von 14 m aufsteigende Kieferberg.

Dieser Höhenzug erstreckt sich von Südost nach Nordwest in einer Länge von 3,5 km bei 800 m Breite.

Nordwestlich bildet den Ausläufer der Schmiedeberg bei Sackerau. Dieser Höhenzug wird von Südost nach Nordwest von der Ohle umflossen, deren alter Arm bis an den Fuß der Berge reicht und eine jetzt üppige Wiesenfläche von 7 km Länge und 1 km Breite, die sich von Ohlau bis Märzdorf zieht, deckte als Sumpf in der Vorzeit den Zugang zu den Höhen. Döstlich, nördlich und herum nach Westen staute sich die breite Wassermasse der Oder.

Das umschlossene Gebiet bildete eine natürliche Festung. Den Hügel durchzieht ein mehrmals unterbrochener, natürlicher Wall, Mulden, Thalkessel und Bergkuppen wechseln mit einander, ja eine wasserreiche Bucht von 500 m Länge und 100 m Breite zieht sich sogar mitten in die Hügel hinein, an ihr, geschützt von den Höhen, konnten viele Menschen wohnen und daß sie es thaten, beweisen die bis zur Gegenwart auftretenden Funde an Urnen und Geräthen aller Art. Diese Bucht ließ sich durch einen vorliegenden, jetzt noch vorhandenen Damm

sperrern, sowohl gegen Hochwasser wie auch gegen Fahrzeuge, und der Wasserstand in ihr konnte durch den Damm regulirt werden.

Auch an dem westlichsten Ausläufer, dem Schmiedeberge bei Sackerau, auf dem ein Wartthurm gestanden haben mag, finden sich zahlreich Urnen, und unter anderen Funden schlecht geschmolzene Eisenschlacken, welche die gewerbliche Thätigkeit der Urbewohner bekunden.

Die Sage berichtet, daß auf dem Weinberge ehemals Weinbau, sogar bis zu Anfang dieses Jahrhunderts betrieben wurde. Auf dem Kieferberge soll eine Stadt gestanden haben, die Verbindung mit dem Schwarz-Born nördlich bei Ohlau gehabt. Die Stadt soll den Namen Wohlau geführt haben und untergegangen sein. Eine Stelle nördlich führt den Namen Rosgarten.

Daß für gewöhnlich hier eine Entladung der Handelswaaren erfolgt sei, nehme ich nicht an, das würde allen kaufmännischen Grundfäßen widersprechen, aber in der Noth gab es auch keinen sichereren Zufluchtsort.

Goy und Kieferberg waren die hochgelegenen Außenwerke von Ohlau; alle drei Orte deckten und ergänzten sich.

1 Meile nordöstlich von Ohlau liegt am Arm der alten Oder und des Breschiner-Sees das Vorwerk Breschine, ein gegen 2 m hoher Wall umschließt dasselbe mit einem Innenraum von 90 und 70 Schritt. Funde stehen mir nicht zur Seite und ich würde die Umwallung fallen lassen, wenn nicht andere Anzeichen hohen Alters vorhanden wären. Es stehen hier alte Eichen; bald tritt nördlich ein alter Damm auf, auf dessen stark gewundenem Rücken sich auch die heutige Kunststraße zieht, an deren Seiten bis über 5 m im Umfang haltende Eichen den alten Straßenlauf markiren, dadurch gewinnt die Annahme Wahrscheinlichkeit, daß schon in früherer Zeit an dem umwallten Vorwerk eine Landungsstelle war, von der aus der Waarentransport zu Lande erfolgte.

Folge ich dem alten Wege weiter, so zweigt er östlich von Zeltisch ab und führt auf demselben Damm von 1,50 m Höhe und 8 m Kronenbreite und mit denselben alten Eichen bis an den Mühlbach der auch Misbach genannt wird, hier endet er.

Aber an seinem Ende auf der Westseite erhebt sich ein 3 m hoher geschütteter Hügel von 6 und 7 m oberem Durchmesser, auf ihm steht schon seit langer Zeit ein dürftiger Eiskeller und darnach wird er auch nur Eiskeller genannt. Daß das aber nicht der Zweck seiner Anlage sein konnte ergibt die in halber Höhe in seiner Böschung stehende Eiche

von 5 m Umfang. Als sie sich aus dem Keim entwickelte, da barg man noch nicht Eis für Lagerbier oder für den Küchenbedarf.

Der Hügel war nichts anderes, als eine Straßenschanze, deren sichere Spuren bis zu ihm leiten.

Nur 500 m rückwärts nach Südwest befindet sich in der alten Oder eine andere Landungsstelle, sie heißt „**Der Berg**“ und liegt südlich des Dorfes Zeltſch.

Ein geschütteter Hügel von 4 m Höhe, 80 m Breite und 100 m Länge mit einer dem Strom entgegenlaufenden Spitze von 50 m, an deren Seiten Raum zum Landen blieb, wird von einem bis 80 m breiten Wasserarm umschlossen. Ehe ich den Ort selbst behandle, hole ich seine Verbindungen nach. Als dieser Hügel im Strom zur Aufschüttung und Bebauung gelangte, mußte schon eine Verbindung vom Kieferberg nach hier zu Lande bestehen, denn 3 km vom Kieferberg nördlich befindet sich im Wolfsgarten ein alter, viereckiger Rundwall mit breitem, bewässerten Graben, der den Namen Keller führt. Er trägt auch den Spitznamen die französische Batterie. Als nämlich im Jahr 1806/7 die Franzosen in die Gegend kamen, da vergruben die Bewohner von Zedlitſ ihre werthvolle Habe an diese verborgene Stelle und gaben ihr den zweiten Namen.

Ursprünglich war hier die am linken Oder-Ufer liegende Uebergangsschanze, und die Bewohner von Zedlitſ folgten nur einem alten Brauch, wenn sie mit ihren Werthsachen dahin flohen.

Dieser alte Wall ist aber nicht mehr in ursprünglicher Form erhalten, es hat nach der Südseite eine Veränderung stattgefunden, wahrscheinlich benützte man schon im Hussitenkriege diese Schanze, um den Uebergang über die Oder nach dem festen Schlosse auf dem Berge bei Zeltſch zu sperren, und da mag man wohl auf der Südseite drei Geschütze postirt haben. Weiteres läßt sich nur durch Nachgrabungen ermitteln. Bis dahin halte ich das Alter der Schanze für unsicher.

Für die frühe Besiedelung der Gegend in geschichtlicher Zeit sprechen folgende Urkunden:

1203 verschreibt Heinrich dem Dorfe Ohlau einen Zins vom Dorfe Zedlitſ.

1208 bei der Ausstattung des Klosters Trebnitz mit Grundbesitz erhielt Bischof Thomas als Entschädigung für von ihm an das Kloster überlassenes Land vom Herzog Heinrich I. Bozthechovo Sedlisce et

prata circumiacencia, in einer zweiten Urkunde Bozcechovo Zedlische genannt. (Reg. 126 und 127.)

1245 wird unter den Bisthumsgütern Seblce genannt. Die Nachkommen des Zagadlo behaupten das Dorf.

Zagadlo wird 1260 und 1264 als herzoglicher Diener erwähnt.

1362 am 6. November bestätigt Herzog Ludwig von Brieg, daß Gregor Sagabil den vierten Theil seiner Güter in Czedlicz, nämlich das Mlod mit Wohnhaus, nebst einem schon gerodeten Wald, mit dem Burgwall, sammt dem Oberufer, ferner den vierten Theil der Scholtisei, des Kretschams und des Dbriczwaldes für 210 M. an die Gebrüder Simon und Franco Quos verkauft habe. (Zeitschrift d. B. f. G. u. N. Schl., Bd. VI, 51.)

Es wird in vorstehenden Urkunden ein damals schon wüster Burgwall im schon gerodeten Walde genannt; ist es auch schon 700 Jahre her, so wollte ich ihn doch zu ermitteln versuchen. Amtliche Auskunft war ohne Ergebnis, aber nachdem ich dem Postagenten Herrn Pult die ungefähre Lage bezeichnet, erhielt ich Nachrichten zur weiteren Klärung, und bei meiner Anwesenheit konnte ich den Wall feststellen.

Es ist ein bis 2,50 m hoher Sandhügel auf der Oberzige-Wiese, (dem alten Dbriczwalde). Er hat eine Länge und Breite von 90 und 100 m, auf der Ostseite ist die Böschung noch gut erhalten und zeigt das Viereck, die anderen Seiten sind abgebösch und der Hügel beackert. Die alte Oder zog dicht an ihm vorüber.

Alte Karten bezeichnen die Wandlungen seines Namens mit Dbrzietsberg, Ueberschußberg und jetzt als Organistenberg.

An ihm führt der Pfad von Zedlitz nach der Colonie Oberke und der dortigen Fähre; als aber die Oder einen anderen Lauf hatte, muß die Fähre hier gewesen sein und der Zielpunkt am anderen Ufer ist auf dem Todtenberge bei Rattwitz zu suchen.

Hier her zum Burgwall dem jetzigen Organistenberg hat die Verbindung vom Ausläufer des Kieferberges, vom Schmiedeberg, und von Sackerau geführt; ein weiterer Punkt markirt sich in der alten Urnenfundstätte, dem Stafksberge. An diesem letzteren Hügel wurde auch ein Becher und ein Kelch neben den Urnen gefunden, es ist das nicht auffällig, sondern beweist nur, daß auch dieser Hügel aus alter Zeit, wie die französische Batterie (der Keller), zum Verstecken der Werthfachen benutzt wurde und der Besitzer jedenfalls unkam.

Das Auffinden des geschichtlich in so früher Zeit schon wüst im gerodeten Wald liegenden Burgwalles ist für mich ebenso werthvoll, wie in Hessen die Ermittlung der Wälle auf der Büraburg, die schon im 8. Jahrhundert genannt wird.

Am anderen Ufer der Oder erscheint ein Wall in Tschirne und einer in Margareth, südlich der Dörfer. Ich bin ihnen jedoch nicht gefolgt; sie dienen mir nur zum Beweise, daß an der Oder die alten Besten einst gerade so zahlreich waren wie am Rhein, und nur Bauart und örtliche Lage einen Unterschied im Bestande machten.

Jetzt kehre ich zum „Berge“ in der Oder zurück.

Zeltsch, zu dem der Berg gehört, wird schon im Jahre 1245 in einer päpstlichen Bestätigungsurkunde der kirchlichen Besitzthümer unter dem Namen „Zalche“ genannt. (Reg. 637.)

1268 wird der Ehescheidung Wenzeslaus in Gels (Zeltsch) gedacht. (Reg. S. 169.)

Am 18. Februar 1277 läßt Herzog Boleslaus von Liegnitz den jungen Herzog Heinrich IV. durch einige Abeligen in Zeltsch des Nachts im Bette überfallen und nach der Burg Lähnhaus bei Hirschberg führen, wo er denselben gefangen hält.

1293 am 3. März verkauft Herzog Heinrich seinen Wald Laschowicz (Laskowitz) bei Zeltsch seinem Koch Jacob um 60 Mark Silber Bres. Gewichts und Bres. Münze so, daß derselbe 40 kleine Hufen daselbst zu deutschem Recht aussetzen, 2 Hufen der Kirche, und sich selbst je die 5. Hufe ratione locationes vorbehalten soll.

Ferner soll zur Scholtisei gehören der dritte Pfennig vom Gerichte, eine freie Schänke, eine freie Mühle, wenn das ohne Schaden geschehen kann, eine Fleischbank, Bäckereien und Schustereien, außerdem aber überweist er in diesem Dorfe 40 freie Hufen den herzogl. Bäckern, Brauern und Köchen u. s. w. (Reg. 2269.)

Das alte Dorf Zeltsch hat nicht an seiner heutigen Stelle gelegen, sondern es lag 900 m südlich der alten Burg und war fast ringsum vom Wasser umgeben, die Stelle heißt Alt-Zeltsch.

Wahrscheinlich ging es bei einer Ueberschwemmung zu Grunde und erbaute sich dann nördlich, dicht am alten Schloß, da wo es heute steht. Auf diesen Vorgang dürfte sich die Urkunde vom 3. März 1293 beziehen.

Auch die Bemerkung bei Anlage der Mühle „wenn dies ohne Schaden geschehen kann“ ist bezeichnend; die Mühle steht nämlich

dicht neben dem schon besprochenen sog. „Eiskeller“, und durch ihre Anlage wurde die ebenfalls beschriebene Straße mit den alten Eichen zerstört und hat anders geführt werden müssen. Dadurch haben wir einen Anhalt für das Alter der Eichen, des Eiskellers, und des alten Dammweges.

Im Jahre 1444 war Bischof Conrad, durch dessen unseligen kriegerischen Drang Schlesien und vor Allem das Bisthumsland zur Einöde gemacht worden war, zu dem Entschluß gelangt, sein Amt niederzulegen.

Das Domkapitel billigte dies und wies ihm das Schloß Zeltsch zu lebenslänglichem Wohnsitz an. Es bewilligte ihm jährlich 1000 gute ungarische Gulden und die Dörfer Meleschwitz, Kottwitz und Rattwitz. Der Bischof aber mochte fühlen, daß er auf der einsamen Oberinsel wohl nur ein Gefangener sei und ging vorerst nicht dahin.

Nachdem sich aber zwei Jahre Niemand fand, der das verwüstete Bisthum übernehmen wollte, da auch die Annahme Verbreitung fand, der Bischof sei unfreiwillig dem Drange des Domkapitels gefolgt, so nahm Conrad die bischöfliche Würde wieder auf, aber ich gewinne den Eindruck, als ob dies nur dem Namen nach geschehen sei, denn thatsächlich weilte er doch hier in der Einsamkeit im alten Oberwall bei Zeltsch, wo er am 9. August 1447 starb. (Heyne Bd. III S. 538, 708 und 710.)

Dadurch wird dieser „Berg“ für die schlesische Geschichte bedeutsam. Der Mann, der sich mit großen Plänen trug, unsägliches Unheil schuf, starb hier zwar in Amt und Würde aber doch als Verbannter.

1549 wird eine Katharina Erasmus als Patronin der Kirche im Dorfe Zeltsch genannt.

Im Jahre 1518 ist ein Bau des Schlosses auf der Insel erwähnt und im Jahre 1634 bemächtigte sich der schwedische Hauptmann Spremberg desselben unter Führung des Breslauer Bürger und Fleischers Blasch und nahm die dortige österreichische Besatzung gefangen. Das Schloß wurde zerstört (Heyne Bd. III S. 930.)

Diese Angabe Heynes stimmt aber mit einer Inschrift, die ich ermittelte, nicht überein.

In dem bisherigen Brauhause ruht das Gewölbe auf einer Steinsäule und auf der Kopfplatte der Säule findet sich folgende Steinschrift:

Anno 1642 Am Tage Jakobi wurde dieses Schloss von den Schweden geplündert und (unleferlich (ist) zerstört worden.

Hier stand also das älteste Schloß, da wo bisher das Brauhaus war. Nun befindet sich nur wenige Schritt davon ein anderer Schloßbau, auch als Ruine; auch nördlich deuten große Keller auf einen Bau, möglicherweise erfolgte die Zerstörung 1642 schon zum zweiten Mal.

Der Brunnen wurde erst in der Neuzeit aufgefunden, er ist gegen 30 Fuß tief, reicht bis unter das Grundwasser der Oder und wurde durch eine Röhreitung gespeist, die aus einem Quell bei „Neufuche“ südlich des „Neuwerks“ gegen 5 km weit hier her leitete.

Gegenwärtig ist auch die Brauerei eingegangen, auf friedliche Weise, aber der Innenraum macht den Eindruck, als ob eine Zerstörung durch Feindeshand erfolgt wäre.

Mich jammert diese uralte aus der grauesten Vorzeit herüberreichende und geschichtlich denkwürdige Veste und ich habe deshalb ihre Geschichte möglichst reichlich angeführt. Heute noch wie ehemals wird in der Nähe der Schiffsbau betrieben.

Jetzt betrachte ich das besprochene Gebiet um Dhlau im Zusammenhang. Auch hier an der rechten Oberseite heißt es, daß die Stadt vom Kieferberge bis zum Schwarzborn bei Dhlau gereicht habe. Wo ist der Schwarzborn? das wissen die Erzähler am rechten Oderufer nicht.

Ich habe ihn bereits genannt, er liegt südlich des Bahnhofes Dhlau auf der Anhöhe, dort müßte in der Urzeit ohnedies ein Wacht haus gestanden haben, die Stelle aber, die Schwarzborn heißt, ist eine natürliche Bucht von 300 m Länge und 150 m Breite, ihre Ufer fallen gegen 5 m tief zu den Wiesen hinab. Die Ohle fließt jetzt 150 m westlich, aber es ist klar ersichtlich, daß ehemals die heutigen Wiesen eine Wasserfläche bildeten und das Wasser die Bucht füllte. In diese sehr ferne Zeit reicht die Sage.

Für die Waarenführer vom Gebirge über Meisse-Grottkau, sowie über Kühschmalz, Olbendorf herab gab es keinen besseren natürlichen Einschliffsort als hier am Schwarzborn.

Die hoch gelegene Schanze Goy übersah alle Vorgänge in der weiten Runde, dort lag das Hauptwerk der Gegend, es sah auch hinüber zur Einfahrt in den Kieferberg und zum Vorwerk Breschüne. Wenn sich auf dem Hügel am Schwarzborn die sagenhafte Stadt bildete, so erscheint das ganz natürlich, als Zufluchtsort diente dann immer noch die alte

Schanze am späteren Schloß in Dhlau, dort mag auch die Stelle gewesen sein, wo der heilige Sieghardt 1003 seine Hütte aufschlug.

Ich überlasse es nun den Forschern auf geographisch-geschichtlichem Gebiet, zu ermitteln, für welchen Ort die Stadienrechnung des Ptolomäus stimmt: Kieferberg, Schwarzborn (Dhlau) oder Goy mit seinen befestigten Bergen.

Jetzt gelange ich nach Laskowitz, dem Kruse sein Budorgis widmete. Der Name Laskowichi erscheint im Jahr 1203 bei Nennung der Besitzungen des Klosters Trebnitz.

Dann wird der Wald Laskowitz (Laskowitz) 1293 genannt, der zur Anlage von Zeltsh abverkauft wurde.

Die Nachrichten sind sehr spärlich, aber es zeigt sich doch, daß der Ort schon 1203 vorhanden war und das, was der Volksmund als alte Stadt, als Rinneck (Ring) und alte Laste bezeichnet, einer früheren Zeit angehören muß.

Lask heißt Wald. Die alte Laste ist ein mit etwa 15- bis 20jährigem Kiefernholz bestandener Sandhügel, 700 Schritt östlich von Laskowitz.

Überall, da wo der Wind freies Spiel mit leichtem Sande hat, bilden sich die verschiedensten Formen, das ist auch hier der Fall gewesen, so lange der Hügel nicht mit Kiefern bewachsen war. Es ist daher nicht mit Sicherheit zu sagen, ob die zwei wallartigen Erhöhungen von denen die kleinere einen Winkel von 23 Schritt und 80 Schritt und die größere einen solchen von 40 und 136 Schritt Schenkellänge bildet, ob sie natürlich oder künstlich entstanden.

Füchse haben tiefe Löcher gegraben, aber sie bringen nur Sand zu Tage.

Nördlich schließt sich an den Hügel eine bis 4 m tiefe Sandgrube aber auch in ihr findet sich nichts, das auf die Vorzeit deutet.

Nur nördlich außerhalb über ihr, deutet eine Grabenspur und eine glatte Böschung auf Bearbeitung der Fläche.

In der Sandgrube ist vor hundert Jahren eine eiserne Thür gefunden worden und bei der reinen trockenen Beschaffenheit des Sandes kann sie schon sehr lange dort gelagert haben, ohne zu leiden. Die alte Stadt soll der Sage nach verfallen sein.

Das ist Alles, was die Bevölkerung weiß. Ich muß gestehen, hätte Kruse nicht sein Budorgis über den hiesigen Ort geschrieben, so

würde ich Anstand nehmen, so unsichere Spuren wie ich sie finde, auch nur zu erwähnen.

Der alte Weg von Nitschen nach Massel hat sich durch die hiesige Gegend gezogen, es mag hier eine Ansiedelung gewesen sein, die Wegrichtung weist über Meleschwitz und dort wurden auch vor kurzer Zeit große Urnen gefunden; nördlich von Laskowitz erscheint ein Hexenberg, weiter nordöstlich auf dem Hügel Kowoluwste soll eine kleine Glocke gefunden worden sein, aber das sind unsichere Zeichen, denn Urnenfunde allein sprechen nicht immer auch für eine Schanze und in der Zeit der Noth versteckte die Gemeinde oder der Dieb auch kleine Glocken.

Was nun 5 km im Walde von Laskowitz als alte Burg bezeichnet wurde, der Platz auf der zwei alte Eichen standen, so ist das nur ein kleiner Hügel, eine Schanze gewesen, die den Weg nach Dels gedeckt hat.

Was nun das damals erwähnte Pflaster bei Birgsdorf betrifft, so konnte ich dasselbe nicht ermitteln und enthalte mich jeden Urtheils darüber, obgleich die Annahme sehr nahe liegt, daß es wie anderen Ortes nichts weiter als ein Pflaster alter Höfe und Dungstätten war, ganz so wie sich das im Walde an dem verschwundenen Zülzendorf und am Kieferberg im Walde an dem verschwundenen unteren Dorstheil des heutigen Oberecke ergeben hat.

Große schlecht geschmolzene Eisenschlacken finden sich überall im Laskowitzer Walde und bekunden, daß hier dieselben Bewohner waren, welche ihre Spuren auch an der Reisse und Lohe hinterließen.

Sie waren nicht mehr Nomaden und düngten ihre Felder.

Soweit die Erinnerung in der Edda zurückreicht thaten dies die deutschen Vorfahren.

In der Edda ist in „der Erschaffung der Stände“ die Grundlage bloßgelegt, auf welche sich alle Herrlichkeit und alles Elend der Vorzeit gründet. Es wird da als Beschäftigung der Knechte ausdrücklich genannt;

. . . sie knüpften die Hürden,
düngten die Felder, fütterten Schweine,
trieben die Gaißen und gruben Torf.

Von dem zweiten Stande, dem der Bauern wird gesagt:

Arbeit kriegt er die Kräfte zu üben
im Stiere führen und Feldbestellen,
im Balkenschlagen und Scheunenbauen,
als Karrenkünstler, mit Karst und Pflug.

Auf diese Grundlage stützte sich der dritte Stand der Herren.
Das war schon in der Urzeit.

Wenn wir heute neben den alten Schanzen gepflasterte Düngerstätten finden, so hat das gar nichts Auffälliges; sollten die beladenen Düngewagen bei der Ausfahrt nicht versinken, so mußten die Gruben gepflastert werden, damals ganz ebenso wie heute.

Wird man bei derartigen Funden schärfer nachsehen, so wird der Irrthum der aus der Annahme gepflasterter Straßen entsteht schwinden. Derartige Funde beweisen mit Sicherheit nur, daß menschliche Wohnungen in der Nähe waren, weiter aber nichts.

Ich nehme an, daß sich in Laskowitz die Straßenzüge Ohlau-Dels, und Nitschen-Massel kreuzten und durch Schanzen gedeckt wurden, mehr aber nicht.

Nun hat sich damals Bandtke längere Zeit im gastlichen Pfarrhause aufgehalten und hat hier in ländlicher Einsamkeit seiner Phantasie voll die Zügel schießen lassen. Vor allem schrieb er polnische Romane in historischem Gewande, daraus erklärt sich sein Ideengang.

Daß alte Schanzen irgend welche Bedeutung hätten wußte er nicht, er urtheilte nach dem was er im Umkreis einer halben Meile fand, vereinte alle die Punkte zu einem Ganzen wie das oft von Urnengräbern geschieht; im Uebrigen verfuhr er genau so wie es in Zauer geschah, und es mit der großen Altstadt in Nimptsch noch geschieht. Er rechnete sich und Anderen solange Budorgis vor bis er fest daran glaubte.

Als Kruse ankam fühlte er sich wohl enttäuscht, denn von Budorgis wußte in der Bevölkerung Niemand etwas, aber er vertraute doch seinen beiden Berichterstattern und schrieb sein Buch mit diesem Titel.

XIII.

Glatz, Wartha, Nimptsch, Schwedenschanze bei Oswitz und Quarre bei Prottsch.

Es lag von vornherein nicht in meiner Absicht, über die Grenzwehr in Wartha hinauszugehen, ich that dies erst, als der Druck der Karte schon vollendet war, Glatz und die beiden Nitschanschen haben deshalb in ihr keine Aufnahme gefunden.

Zu allen Zeiten hat Glatz nicht nur den Schlüssel zur Grafschaft, sondern auch die Ausfallpforte von Böhmen nach Schlesien gebildet.

Die ältesten Pfade aus Schlesien, welche sich über das Gebirge aus verschiedenen Richtungen südlich wanden, leiteten hier her, und als sich ein Karrenverkehr von Böhmen nach Schlesien entwickelte, da bahnte er seine Geleise von hier aus durch den Paß. In Glatz lag daher aus der fernsten Urzeit auch der Stützpunkt für den Handel.

Ich will daher wenigstens von Glatz ab die weitere Schanzrichtung markiren, ihr braucht der spätere Forscher nur zu folgen.

Auf der Höhe südlich von Neuland und 3 km südlich von Glatz erscheinen die sogenannten Schwedenschanzen, es sind Wälle von unregelmäßigen Formen, die wohl in den verschiedensten Kriegen benützt und verändert worden sein mögen, ich markire sie nur, aber nördlich von Neuland und 2,5 km südlich von Glatz liegt auf dem östlichen Gipfel der Comthurwiesen ein gegen 1 m hoher und 15 m im Durchmesser haltender, im ehemaligen Sumpf geschütteter Hügel, der in die älteste Zeit weist und dem die sogenannten Schwedenschanzen als südlich gelegenes Vorwerk dienen.

Neben ihm nördlich erhebt sich ein Berg, dessen Kuppe die planmäßige Arbeit zeigt, auf ihm lag bis in die neuere Zeit „die alte Jungfernschanze.“

Daß sich in Glatz Schanzen aus der Urzeit nicht erhielten, ist nicht befremdlich, eine Steintafel bezeichnet aber auf dem Donjon eine Stelle, auf welcher in der Vorzeit ein Schloß stand, und die Sage versetzt in dasselbe eine Art Brünhilde, die dort das Regiment übte, sie wird als eine gelbhaarige große starke Jungfrau genannt, die im Pfeilschuß sehr geübt, viel Böses gethan und dann vermauert worden sein soll (Müller vat. Bilder 88). Es ist auffallend, daß, während nach Tacitus die Germanen im Weibe etwas heiliges, vorahnendes erblickten,¹⁾ hier auf den stärksten Besten, wie zu Steinseifersdorf, dem Otterstein, und Glatz Jungfrauen als grausame Uebelthäter bezeichnet werden.

Entstammten die Beherrscher dieser wichtigen Besten der deutschen Urzeit und hielten sie dieselben gegen die slavische Einwanderung? Es scheint so, und es ist auch nicht anzunehmen, daß sie dieselben freiwillig aufgegeben haben werden. —

1) Tac. Germ. 8.

Wir wissen, daß die deutschen Frauen der Urzeit nicht nur zu kämpfen, sondern auch heldenhaft zu sterben verstanden, bei Betrachtung der Sagen über die genannten drei Vesten und die geschmähten Jungfrauen nehme ich an, daß in letzter Linie der Oberbefehl bei der Verteidigung in die Hände der Töchter überging, welche dann ebenso heldenhaft kämpften und starben als die Väter.

Man vergleiche damit die Sagen vom Burgberg und Sauberg, vom Honigberg und den Totterngräben bei Gührau, so wie vom eiligen Abzug aus den Schanzen von Gräbitz bis zum Zülzwalde, die einem Ueberfall weniger gewachsen waren, ebenso die Sage von der Einnahme des schwach besetzten Zobten und man gelangt zu der Ansicht, daß hier wirklich ein Kampf auf der ganzen Linie erfolgte und daß die Sagen wohl doch zur Völkerwanderung zurückreichen.

Glag wird schon früh geschichtlich erwähnt, schon 981 am 17. März beim Tode Slavnic wird Glagco genannt. (Schles. Reg. 3.)

1093 erhielt Wladislaw das Land Kladsko als böhmisches Lehen. (Schles. Reg. S. 17.)

1097 setzt Bretislaw von Böhmen Konrad von Brünns Sohn Udalrich in Kladsko gefangen, (Reg. S. 18) damit ist erwiesen, daß Glag schon ein fester Ort war, gleichviel, ob das sagenhafte älteste Schloß oder die Stadt als Gefängniß diente.

1114 verbrennt Sobieslaw Kladsko. (Reg. S. 24.) Er befehlt es, denn 1129 erneuert und verstärkt er die Befestigungen von Kladsko (Reg. S. 26). 1137 schließt er am 30. Mai in Glag mit Boleslaw Frieden (Reg. S. 28). 1169 wird Grogmata als Kastellan von Glag als Zeuge genannt (Reg. S. 44). 1183 wird die von Bogusch in Glag erbaute Wenzelskirche erwähnt (Reg. S. 49). Es erscheinen eine Reihe Kastellane von Glag als Zeugen und die Quellen über Glag fließen reichlich.

1286 mußte die Bevölkerung um Glag sämtliche Eier nach Glag bringen. Die Weißeier wurden in eine Bütte geschlagen und zum Grundkalk der Pfeiler an der steinernen Brücke verbraucht, die Dotter in der anderen Bütte wurden der Löffel für einen Heller verkauft. (Gesammelte Nachr. v. Frankenstein Seite 72.) Weißei ist ja ein vorzüglicher Klebestoff, ich führe die Angabe nur an, einmal um zu zeigen, wie früh und verkehrsreich die Straße von Böhmen durch den Warthapafß benützt worden sein muß, wenn man sich schon 1286 entschloß, die Brücke über die Neiße zu mauern. Andererseits läßt die Lieferung der vielen

Gier auf eine zahlreiche Bevölkerung der Umgegend von Glas schließen. Die Spuren der Schanzen zwischen Glas und Wartha sind vorhanden, ich beginne jedoch erst mit Verfolgung des Weges nördlich von Wartha.

Von Wartha zog sich der alte Weg steil hinauf zwischen den Schanzen auf dem Kahlertsberg und dem Herrenberg hindurch in der Richtung nach Frankenstein, links liegt der Wachtberg mit 8 und rechts der Buchberg mit 5 Schanzen die alle für Feuerwaffen umgebaut sind, die Richtung vom Herrenberg bis Frankenstein ist fast geradlinig.

Heute führt von Wartha eine bequeme Straße im großen Bogen um den Buchberg über Frankenberg, Baumgarten nach Frankenstein, in der Zeit aber, als die Schanzen den erst beschriebenen Weg deckten, muß das heutige Frankenberg noch ein See gewesen sein, sonst wären sie an dieser Straße errichtet worden.

Da wo sich heute die Trümmer des viereckigen Schlosses südlich an Frankenstein erheben, muß schon in der frühesten Zeit eine Schutzwehr gelegen haben, die örtlichen Verhältnisse deuten darauf hin. Diese alten Mauerreste müssen lange vorher bestanden haben, ehe sich Frankenstein entwickelte; denn auffälliger Weise gehört die Feldmark des Schlosses gar nicht zu der dicht daran liegenden Stadt, sondern zu dem 2 km entfernten Dorfe Tarnau, mit ihm mußte es einst in Verbindung stehen. Die Sage erwähnt eines unterirdischen Ganges, der vom Schloß bis nach Tarnau führe, aber verfallen sei. Es wurde mir der Eingang gezeigt, ich nehme jedoch an, daß er nur ein Stück nach Außen geführt und dann ein gedeckter Wallgang die Rückzugslinie von Tarnau bis zum Schloß gebildet habe. Knie erwähnt Tarnau schon 1227.

Koblitz versetzt die Gründung der Stadt durch Franken in das Jahr 1020. Daß die Gegend schon früh bevölkert war, ergeben die im Jahr 1828 an der Ziegelei gemachten Urnenfunde. 1121 wurde das Kloster zum hl. Kreuz gegründet und dotirt (diese Stelle wird angezweifelt) und 1279 verlich Volko der Stadt das Niederlagsrecht auf Salz und Blei. (Gesammelte Nachrichten v. Frankenstein R. Ulke 1829 nach Koblitz.)

Welchen Namen das zu Tarnau gehörige alte Schloß einst gehabt, ist unbekannt, da der Name Tarnau doch nur auf eine von den Slaven vorgefundene Verschanzung deutet.

Die alte Straße führte über Prozan. Die Kirche steht auf einem Hügel und nach der Ueberlieferung soll an ihrer Stelle ein altes Schloß gestanden haben. Für die Richtigkeit der Ueberlieferung spricht der Um-

stand, daß schon von altersher die Pfarre, die Dominial- und Jagdgerechtigkeit über 9 Hufen besaß. Ein Pfarrer von Prozan, Nicolaus von Posen, wird schon 1361 als Zeuge genannt. (Heyne Bd. II S. 538.)

Nach der Sage wurde Heinrich der Bärtige (1201—1239) auf der Jagd an der Stelle, wo die Kirche steht, von einem Bären mit der Proze angegriffen, er hieb sie ihm ab. Daraus soll der Name entstanden und an der Stelle die Kirche erbaut worden sein. Das Schloß mußte also zu dieser Zeit schon nicht mehr bestanden haben.¹⁾

Die Begrüchtung weist nach dem gegen 2 km nordöstlich entfernten Gumberg, er beherrscht die Gegend, auf ihm mußte mindestens ein Wachtthaus stehen, aber ich finde nur Steinbrüche. Die Ueberlieferung weiß nur, daß auf dem westlich gelegenen Ackerfleck, welcher Streitbusch heißt, zwei Brüder gegeneinander gefochten haben.

3 km weiter nördlich liegt in Zülzendorf das alte Schlößchen im viereckigen abgerundeten Wall und kann in dieser Form wohl schon in der Urzeit bestanden haben, aber andere Wahrzeichen fehlen, nur die Sage nennt einen unterirdischen Gang, welcher nach dem Kosemitzer Mühlberg geführt haben soll.

Nur 2 km nördlich liegt Klein-Ellguth auch hier war ein altes Schloß und wurde in der Neuzeit abgebrochen; auch hier taucht die Sage vom unterirdischen Gange auf, er solle nach dem Siebenborn am Kosemitzer Mühlberg geführt haben.

An diesem Berge befindet sich an der Westseite auch wirklich ein in den Fels mit dem Schlegel gearbeiteter Eingang.

Auf dem Berge selbst ist gegenwärtig Herr Berg-Ingenieur Neutsch an der Arbeit, die alten Stollen wieder aufzudecken und nach Mickelerzen

¹⁾ Der älteste Name von Prozan ist Wzurocona, so wird es bei einem Gütertausch im Jahre 1202 genannt. (S. Reg. 78) Dann gewinnt es den Anschein als ob es auch den Namen Dobrogostowo geführt habe. Später erscheint es als Bezurocona und Beswrocena zu dem Strutauna zu gehören scheint, und zuletzt hat sich der Name umgewandelt in Prozan.

Die erste polnische Bezeichnung würde bedeuten „die Wiederkehr“. Faßt man den Namen Beswrocena als deutsch auf, so würde er eine Wiesen- und Wurzelau (Kräuterei) bezeichnen, damit läßt sich das Dobrogostowo (eine gute Stätte, Herberge) dem Sinne nach vereinen.

Die Deutung des Namens von der Proze eines Bären ist haltlos, wenn auch die Thatsache möglich ist.

Die weiteren Nachrichten über Prozan finden sich im Cod. Dipl. Bd. XIV 13. 384.

zu suchen. Anfang dieses Jahrhunderts grub man hier Chrysoptas, die alten Gänge aber, die nicht mit Pulver, sondern mit dem Schlegel hergestellt sind, haben ein viel höheres Alter.

In Dirsdorf erscheint nur ein Weinberg und erinnert mich daran, daß auch in dieser Gegend schon in früherer Zeit ein bedeutender Weinbau gewesen ist, denn Koblig sagt: „1540 wurde in Frankenstein der Wein so wohlfeil, daß man das ganze Quart für 8 Heller kaufte und sich viele Leute zu Narren, manche sogar zu Tode tranken.“

3,5 km weiter erscheint Nimptsch, da es im Straßenzug Reichenbach eingehend behandelt wird, so durchschreite ich es und halte erst 800 Schritt östlich vom Schloß an der Tataren- oder Schwedenschanze, an der Walkmühle. Ein bis 3 m hoher, an der Sohle bis 15 m breiter und gegen 120 m langer Damm zieht sich von der Walkmühle westlich und schwenkt mit einer Biegung nach Südwest herum. Dieser Damm war nichts weiter als ein Teichdamm; aber für die Vorgeschichte der Stadt, für ihre Befestigung, war er nicht ohne Einfluß.

War dieser starke Damm geschlossen, so staute sich das Wasser der großen Lohe bis an das Südennde der Stadt, und da auch auf den tiefgelegenen Ländereien westlich der Stadt eine Bewässerung möglich war, so hat die hochgelegene Beste wie eine Insel aus einem See hervorgeragt und die alte Bezeichnung Seestadt Nimptsch ist nicht bloß scherzhaft zu nehmen.

Nur 300 m nördlich liegt das Schloßchen Neudeck. Müller in seiner Geschichte schlef. Burgen erwähnt hier eines vor dem 15. Jahrhundert verschwundenen Schlosses. In der Bevölkerung lebt nur die Sage, daß einst das ganze Dorf vernichtet wurde. Von dem jetzigen Schlosse konnte ich nur ermitteln, daß es an einer schon früher bebauten Stelle errichtet worden sei, ich komme noch darauf zurück. Urnenfunde in dem Antheil Wilkau erwähnt schon Knie.

Von hier 1300 Schritt östlich an der Chynastlehne befinden sich die Spuren alten Bergbaues. Ein in den Fels gearbeitetes Loch von 2 m Breite und nur noch 0,5 m über dem Quell hoch soll ein alter Stollen sein, ich erleuchtete es und sah Wasser und Schutt. Die Lehne höher hinauf befinden sich noch zwei kleinere Löcher. Auf der anderen Seite des Quelles im Acker des Bauer Franz war ein größeres, jetzt verschüttetes Loch. Der Gesamtname ist: Die Goldlöcher. Vor etwa 50 Jahren sollen sie von einem Bergmann $\frac{1}{2}$ Jahr lang untersucht worden sein und sein Befund soll das Gestein für etwa in 50

Jahren erst reif erklärt haben. Ich habe kurzer Hand Herrn Ingenieur Neutisch auf diese alten Stollen aufmerksam gemacht.

Ich kehre zum Schloßchen Neudeck zurück, nur gegen 400 Schritt westlich liegt im Wasser das ebenfalls umgebaute Schloßchen Vogelgesang.

Zwischen beiden Schloßern fließt der Höllebach und das Guhlauser Wasser.

In der Vorzeit muß die zwischen ihnen liegende Wiese eine gegen 120 m breite Wasserfläche gewesen sein, der Weg nach der Beste Pristram führte hier vorüber und die beiden Schanzen, aus denen sich die Schloßer entwickelten, waren nach den bereits anderen Ortes entwickelten Gesichtspunkten nöthig.

Ich folge der Straße in nördlicher Richtung nach Gr.-Wilkau. Das Schloß war ehemals umwallt und bewässert, es kann der Urzeit, aber auch erst der Zeit der deutschen Einwanderung entstammen.

Zimmermann Vd. I S. 34 nennt ein bei Wilkau vor dem 15. Jahrhundert verschwundenes Schloß, das den Namen Chynast geführt habe und im Busche auf dem Berge liege. Ich ermittelte Folgendes:

2½ km südöstlich von Gr.-Wilkau und nur 1500 m nordöstlich vom Schloß zu Neudeck auf dem Berge soll Schloß Chynast gestanden haben.

600 m nordöstlich von der Kuppe kaufte vor etwa 20 Jahren Herr Stammwitz aus Wilkau eine Eiche, beim Roden stieß er auf Mauerwerk und als die Eiche fiel, versank sie, sie hatte ein Gewölbe von etwa 2 m Tiefe durchschlagen.

Weitere Untersuchungen wurden nicht angestellt. Der Wald wurde gerodet, zu Acker gemacht und es fand sich dabei viel Mauerwerk, das Niemand beachtete.

Die Stelle heißt Jenkwitz, es soll ein Dorf dieses Namens dort gestanden haben.

340 m südöstlich der Bergkuppe liegt die Chynastlehne mit ihren „Goldlöchern.“

In geschichtlicher Zeit finde ich keinen Anhalt für die Namen von Schloß und Dorf, sie müssen viel früher verschwunden sein als die Sage berichtet.

Die Kuppe des 252 m über N. N. liegenden Berges hat einen Durchmesser von 100 m im Quadrat, auf ihr konnte ein großer Bau stehen.

Südtlich fällt der Berg gegen 400 m flach ab, ein Quell rieselt nordwestlich, dort mag das Dorf Chynast gelegen haben. Lag auf dem Berge das Hauptwerk, so waren Neudeck und Vogelgesang nur die Straßenposten.

Für den Urnengräber ist hier noch ein lohnendes Feld.

Der alte Pfad von Nimptsch hat sich ehemals westlich an Wilkau vorüber gezogen, er führt nach dem Straßentretscham, wo er mit der Straße zusammentrifft, westlich nur 400 Schritt von ihm liegt der Dansteberg, hier hat der Urnengräber noch nachzusehen.

Die Spuren der alten Schanzen sind durch die Ertragfähigkeit des Bodens beseitigt, aber in der ganzen Gegend hat dafür die Bearbeitung reichen Ersatz durch aufgedeckte Urnenlager gebracht.

In Heidersdorf kreuzte ehemals wie jetzt die alte Straße, die von Schweidnitz herab kam und nach Strehlen führt. Heut geht sie von Schweidnitz herab ziemlich geradlinig, ehemals wand sie sich um die Berge herum, wie die Karte ihren Lauf durch Schanzen markirt.

Von hier ab ist sie wieder zu großen Krümmungen genöthigt. Sie führt in einem Arm über Rothschloß. Das Schloß stand hinter einem Teichdamm, wie andere vorgeschichtliche Schlösser, und da hier sehr alte Urnen gefunden wurden, so dürfte seine Zugehörigkeit zu den Heidenschanzen erwiesen sein, ebenso wie in dem 3 km davon entfernten Karzen, wo zwar das Schloß verschwand, aber alte Denksteine und schon vor 70 Jahren gemachte Urnenfunde von der ehemaligen An siedelung Nachricht geben.

Der alte Pfad hat sich weiter über das Teichvorwerk bei Raß-Brockuth gezogen, in ihm, das in einem Teiche erbaut wurde, fanden sich schon vor 70 Jahren Gefäße und Urnen, wie Knie sagt, von fast etruskischer Form.

Daß dieses Vorwerk auch später noch als Weste diente, beweisen die aus der Ritterzeit aufgefundenen Schmuckstücken.

Weitere Spuren bis Strehlen fand ich nicht.

Der zweite Arm der Straße, der wohl zumeist von Fußwanderern und Lastthieren benützt wurde, führt von Heidersdorf über Kniegnitz.

Die erste Spur erscheint in Ranchwitz, dessen unwässerter Wall sich in nichts von den bereits beschriebenen kleinen Wällen unterscheidet.

Die große Schanze lag in Prauß, dessen doppelte Umwallung einen Raum von fast 100 m lang und 80 m breit bedeckte. Daß sie schon in der Heidenzeit vorhanden war, beweisen die schon vor 70 Jahren

gemachten Urnenfunde. Von hier führt der Fußpfad fast geradlinig nach Karschau. Der dazu gehörige Dorfantheil Scalicz der schon 1350 erwähnt wird, hatte der Sage nach ehemals eine Burg und, daß sie aus der Heidenzeit stammte, beweisen die vor etwa 50 Jahren gemachten Urnenfunde. Weitere Ueberreste bis Strehlen fehlen.

Nun nehme ich die nördliche Richtung wieder auf. Heidersdorf selbst ist ein alter Rittersitz aber von vorgeschichtlichen Funden ist mir nur eine im Vorjahre im Acker gefundene römische Goldmünze von Trajan Decius bekannt geworden, andere Spuren erscheinen erst in der Nähe von Rudelsdorf. Süd-Südwestlich liegt eine Stelle, die den Namen Burgsberg führt, der Hügel ist abgefahren, aber Knie berichtet von ihm, daß die Urnen in ihm familienweise geordnet standen. Westlich erscheint der Podtsberg, an dessen Lehne und auf dessen Kuppe vor 60 Jahren Funde gemacht wurden, die auch Knie verzeichnet, er stützte sich meist auf amtliche Ermittlungen.

Die gerade Straße führt nach Rudelsdorf. Gleich am Eingang rechts am Südwestende des Dorfes, da wo die Straße ein Knie bildet, steht ein gemauertes Arbeiterhaus, ehemals war es von Lehm. Der Sage nach befand sich hier eine Burg. An der Ostseite wurden Grundreste eines Thurmes ermittelt.

Die Keller sind aus Steinplatten mit Lehm, ohne Kalk, erbaut.

Außerhalb des Hauses wurde im Sande bei einer Nachgrabung ein sitzendes Scelett mit eingeschlagenem Kopf, daneben eine viereckige Urne und eine eiserne Ruhglocke gefunden.

Ich halte diese sogenannte alte Burg für die alte Vorburg, die Straßenschanze, während sich das Hauptgebäude 300 Schritt östlich befindet, da wo heute der Gutshof und das Schloß steht, das wiederholt umgebaut wurde und wohl von der Urzeit her im Wall, der noch vorhanden ist, gestanden haben mag, worauf Urnenfunde deuten. Hierher führt auch vom Friedrichsteichel, etwa 1500 Schritt westlich, eine Wasserleitung.

Die Ueberlieferung deutet auch auf das Zusammengehören von Schloß und Burg, sie sagt, daß ein unterirdischer, jetzt verfallener Gang Beide verbinde.

Der Ort wird erst 1370 genannt, die Kirche ist von verschiedenem Alter, aber sie muß schon eine Vorgängerin gehabt haben, denn in der Kirchhofsmauer sind steinerne Säulenschäfte und steinerne Fensterstege in

geschweifter Kreuzform von 15 cm Durchmesser und eingehauemem + an der Sitzfläche, als Mauersteine vermauert.

Eine beim Ortsvorstand befindliche Urkunde, deren letzte Blätter fehlen, wurde aus einem Kramladen gerettet, sie behandelt die Zeit des 30jährigen Krieges, darnach ist das Dorf 1633 durch Feuer zerstört worden, es lag wüst bis 1652 und von den Bewohnern scheint Niemand zurückgekehrt zu sein, denn die späteren Namen sind andere.

Rudelsdorf ist in neuerer Zeit viel genannt worden. Die vorgeschichtlichen Funde erregten Aufsehen, aber nicht etwa deshalb wurde hier viel gefunden, weil viel vorhanden ist, sondern weil hier ein Mann wohnt, der seit seiner Jugend seine Thätigkeit ihrer Ermittlung widmete, es ist dies der Tischlermeister und Gastwirth Schneider. Was er fand, das wanderte in die Museen nach Breslau und Berlin, und wenn auch schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hier Funde verzeichnet sind, so ist er es doch gewesen, der die Aufmerksamkeit auf das Lohngelände lenkte. Seine in zwei Gastzimmern aufgestellte Sammlung hat in der Umgegend viel zur Kenntniß und Beachtung vorgeschichtlicher Funde beigetragen.

Für mich haben seine Eisensfunde Interesse, es sind dieselben schlecht ausgeschmolzenen Schlackenklumpen, wie in dem ganzen von mir erforschten Gebiet, nur haben seine Schmelzöfen einen geringeren Durchmesser von nur 0,30 m. In solch kleinen Räumen kann aber nicht durch Holz geschmolzen worden sein, die Schmelzer mußten die Holzkohle kennen, sie mußten auch Blasbälge benötigen. Da wo die Gufklumpen sich mit Asche vermischt, finden sich auch wirklich Reste von Holzkohlen. Herr Schneider fand aber bei den Schlacken auch Urnen. Er fand südlich am Kupferberg Eisenschmelzöfen und nördlich des Berges zierliche Henkelurnen, die bisher den Germanen zugeschrieben werden. Damit ist ein weiterer Fingerzeig gegeben, wer das Eisen in Schlesien geschmolzen hat. Nordöstlich von Rudelsdorf an der Lohse fanden sich Mahlsteine und Schlacken. Eine Stelle in der Feldmark, die anscheinend einen Wohnplatz bildete, heißt Tawale, eine andere, in der sich Urnen finden Rabarka. Beide Namen sind altdeutsch. Tau, ta, wale heißt zum Walle Rabarka ist der Vergungsort hier für die Todten. Sollte sich der Name aber, wie auch geglaubt wird, aus Gemarka (Gemarkung) entwickelt haben, so ist er ebenfalls deutsch.

Ich gelange nach **Jordansmühl.**

Dieser erst 1370 genannte Ort hat ein hohes Alter, hier kreuzten von Alters her die nördlich und die östlich führende Straße.

Westlich des Dorfes befindet sich der Rest einer Schanze. Sie steigt nördlich der Straße 3 m über das Umland, während sie sich über die nördlich gelegenen Wiesen bis 8 m erhebt, ursprünglich hat sie eine Ausdehnung von mindestens 100 m gehabt, jetzt wird sie von 3 Seiten zur Gewinnung von Sand, Lehm und Abraum zur Verfüllung von Teichen abgefahren. Die Westseite ist mit Kiefern bepflanzt und hat eine gut erhaltene Böschung. In wenigen Jahren wird aber die ganze Schanze verschwunden sein. Gegenwärtig bildet sie nur noch ein Dreieck von 25 m Schenkellänge. Auf der Nordseite fand ich im abbröckelnden Boden Scherben von sechs verschiedenen Gefäßen, das Halsstück einer feineren großen Urne mit Wellenlinien, rohe plumpe Scherben bis 15 mm Stärke und das Bruchstück eines Beigefäßes von nur 50 mm Durchmesser. Der Altmeister in der Urnenkunde, Pastor Senf, erklärte sie für sehr schöne seltene Stücke, es komme auf ihnen zum ersten Male in Schlesien die Schiefstellung des Schanzen-Ornamentes vor.

Einen Arbeiter ermittelte ich, der vor drei Jahren mit Anderen bei Abfuhr von Sand zwei schöne große Urnen mit Beigefäßen und Deckeln fand, die ein hinzukommender Beamter ohne sie dort zu öffnen mit dem ganzen Inhalt für zwei Mark erwarb.

Dieser alten großen Schanze fehlte aber nach Süd und Ost die Fernsicht und dazu diente der gleich am Ausgang des Dorfes gelegene

Wachtberg.

Seine Form ist die einer Schanze zu der sich vom Fuß aus ein Wall aufwärts zieht. Die eigentliche Kuppe verschwand leider in einer Sandgrube. Das hohe Getreide rings um den Berg verhinderte weitere Untersuchungen.

Ich kehre jetzt zurück zum

Johnsberg.

Er beherrscht die Gegend und konnte nicht ohne Schanze sein, aber ich finde nichts als einen Aussichtsthurm, angelegte Gänge und Steinbrüche.

Um über seine Zugehörigkeit zu den Schanzen der Urzeit ins Klare zu kommen, ist es erforderlich, seine Umgebung zu untersuchen. Wättrisch hatte seinen Wall und westlich liegt der Burgsberg, aber nichts ist geblieben als der Name. Petersdorf hat im Park seinen bewässerten alten Wall, seine Zugehörigkeit zu den Heidenschanzen wird durch die schon von Knie angeführten Urnenfunde, in denen sich Würfel, Nadeln

und verschiedene Kleinigkeiten fanden, erwiesen. Er kann aber auch noch in späterer Zeit als Bestie benützt worden sein, denn bei einer Räumung des Grabens wurden außer allerlei Geräth auch Harnische gefunden.

2 km nördlich von hier liegt das Dorf Thomitz und auch dieses hat seinen alten jetzt trocknen Wall. Die Sage weiß von einem unterirdischen Gang, der von hier und Petersdorf nach dem Johnsberge geführt haben soll. In Wirklichkeit finde ich östlich von Petersdorf gleich hinter dem Park Reste ehemaliger Gräben und der üppige Wuchs des Getreides zeigt die Richtung, wohin sie führten und abwärts nach Norden im Gebüsch sind noch drei, bis 2,5 m tiefe Gräben erhalten, welche die Fuchslöcher genannt werden. Füchse haben darin ihre Wohnung genommen, tiefe Nachgrabungen sind erfolgt und haben die ursprüngliche Form geändert, der Lauf weist nach dem Johnsberge und die Sage dürfte richtig berichten, wenn auch in ihr unbekannter Art.

Westlich von Thomitz gleich hinter der Mühle liegen die Reste der sogenannten Schwedenschanze. Zwei in Abständen von 2 und 7 m liegende Banketts ziehen sich von Süd nach Nord an der etwa 16 m hohen Berglehne entlang, am Südenende weist eine breite Grabenspur zur Kuppe des mit üppigem Weizen bewachsenen Berges. Nördlich etwa 300 m weiter verlieren sich die Spuren an der scharf abfallenden Lehne.

Auf der Höhe habe ich des Getreides halber nichts ermitteln können, das Schanzenwerk hat bis 500 m Durchmesser gehabt. Die Böschung ist westlich noch sehr gut erhalten, die Zugehörigkeit zur Heidenzeit ist durch das von Herrn Schneider am Fußwege, der von Johnsdorf nach Thomitz hier vorüber führt, aufgedeckte Urnenfeld mit Buckelurnen erwiesen.

Nördlich liegt Ober-Johnsdorf, auch hier erwähnt schon Knie Urnenfunde. Das östlich liegende Dörfchen Raningen war nach der Sage ehemals ein großes Dorf.

Weiter östlich erscheint der schon als Schmelz- und Urnenstätte erwähnte Kupferberg und durch diese Urnenfelder und Schanzen, welche den Johnsberg umschließen, wird seine Zugehörigkeit zu den Schutzpunkten der Vorzeit wohl genügend erwiesen.

Nun wurden aber auch am Johnsberge arabische Münzen gefunden (Lehrer Wiehle), ferner eine schöne große Buckelurne (Fig. 99) und acht bronzene Halsringe, dadurch ist der Beweis der Heidenzeit erbracht.

Ich kehre wieder nach Jordansmühl zurück. Ein 86jähriger, völlig in geistiger Frische erhaltener ehemaliger Gemeindevorsteher sagt mir, daß

die heutige Straße in der Richtung Breslau erst im Jahr 1804 gebaut wurde. Ueber die uralten Steinkreuze in der Kirchhofsmauer wußte er auch nichts. Das Schloß war ehemals umwallt, Urnen, Steinhämmer u. s. w. wurden auch auf seinem Felde und an vielen anderen Stellen schon seit langer Zeit gefunden.

Vom Wachtberge ab zieht sich die Straße südöstlich nach Strehlen und daß sie schon in der Vorzeit hier vorüberführte, zeigt der zwischen Kaltenhaus und Tiefensee an ihr vorhandene und in den schles. Provinzialblättern schon beschriebene Rundwall. Er gleicht denen, in Figur Nr. 76, 77 beschriebenen. Ich folge der Richtung nördlich.

Der Wall in Stein lag im großen Garten und ist vor etwa 50 Jahren geebnet worden, jetzt aber noch kenntlich. Die umliegenden Höhen sind reiche Fundstätten, so fand Lehrer Wiehle 1889 bei Jäschwitz ein kurzes Eisenschwert (Fig. 92) und einen Schildbuckel (Fig. 90) und bei Damsdorf auf dem Berge ein sehr schönes zweischneidiges Bronzeschwert (Fig. 91). Beide Schwerter waren krumm, der glückliche Finder wollte sie gerade richten und zerbrach sie beide. — Gegenwärtig sind sie im Museum zu Mainz. Auch ein Theil eines Schmelztiegels wurde gefunden, die starken Scherben bestanden aus gestampften und dann zu einem Ganzen verbundenen Gesteinsarten, er ist auch verschwunden und so ist es überall.

Ich bin nun wieder an der Grenze des Stammes angelangt; für den Urnengräber findet sich über Lorankwitz und Seschwitz noch viel Material, nicht aber für den Schanzenmann.

Urnen wurden in Koberwitz auf dem Kieferberge gefunden. Ich war genöthigt hier abzubrechen, da meine Beine wieder völlig den Dienst versagten. Diese über meinen Kreis hinausgreifende Linie liegt auch den Breslauer Forschern zu nahe und bequem, als daß sie dieselbe nicht eingehend untersuchen sollten.

Kruse bezeichnete in der zu verfolgenden Linie 300 Schritt von Gräbschen östlich der Lohe einen Raum von 3 Ellen lang, 2 Ellen breit als Fundstätte von über 50 Urnen nebst Beigefäßen.

Bei Gräbschen biegt die neue Straße in gewaltsamem Bogen nach Breslau herum, die alte Richtung weist nach Pöpelwitz.

Hier nahm ich nach drei Jahren die unterbrochene Forschung wieder auf. Schon Rundmann berichtet, und nach ihm Kruse, daß in Pöpelwitz auf dem Dominium bei einem Stallbau das Gerippe eines Mannes, kleine Ringe, anscheinend von einem Panzerhemd, und Urnen gefunden

wurden, damit ist die Zugehörigkeit des geschütteten Hügels, auf dem das Schloß steht, zu den Heidenschanzen erwiesen. Es wurde mir auch mitgetheilt, daß vor kurzem weitere derartige Funde gemacht und dem Museum überwiesen wurden.

Um nun eine bessere Uebersicht geben zu können, fasse ich das ganze hier an der Oder liegende Schanzennetz zusammen und beginne zunächst mit einem Vorwort zu seiner Hauptschanze.

Die Schwedenschanze bei Oswitz und ihre Nachbarn.

Ich habe lange gewartet, ehe ich mich entschloß, die Schwedenschanze bei Oswitz aufzumessen und ihre Zugehörigkeit zu den Schanzen der Vorzeit zu ermitteln.

Sie liegt für die Herren Forscher in Breslau so nahe, ist mit dem Dampfer im Sommer billig und schnell zu erreichen, sie bildet für die Bevölkerung Breslaus und besonders auch für die studirende Jugend einen gern und viel besuchten Vergnügungsort, so daß ich es wirklich für anmaßend, für voreilig hielt, aus der Ferne dahin zu gehen, um sie zu beschreiben.

Es ist mir ganz unzweifelhaft; läge diese große Schanze in Griechenland oder Egypten, so wäre sie längst von deutschen Gelehrten und aus Mitteln des deutschen Reiches eingehend untersucht und beschrieben worden.

Da mir aber außer Büschings „der heilige Berg und dessen Umgebung bei Oswitz, 1824,“ und einigen Fundnotizen in den Provinzialblättern zc. von einem Aufmaas und einer Scizzirung der Schanze bis zur Schluß-Arbeit nichts bekannt wurde, so legte ich auch noch die Entfernung von 70 km zu ihr zurück und besichtigte sie.

Nun pflege ich nicht mit der aufzuklärenden Hauptschanze zu beginnen, sondern ich ermittle erst die kleinen Nachbarn, welche die Zuleitungen deckten, wie ich ja von der Quelle eines Baches sicherer zum Strom gelange als umgekehrt, wengleich dieser Pfad oft recht mühevoll ist. Diese Zuleitungen reichen meistens von sehr weit her, so hat sich z. B. eine alte Wegverbindung von Schweidnitz am linken Ufer der Weistritz über Würben, Hohen-Poseritz, Lissa und Sandberg über die Oder gezogen, sie bleibt in ihrem Zusammenhang noch zu erforschen.

Ferner: Zu dem alten Straßenzuge, welcher vom schwarzen Meer zur Nordsee mitten durch Schlesien über Wansin, Canth, Neumarkt, Lüben führte, ist auch eine Verbindung aus nordöstlicher Richtung über Dels herüber gekommen und hat über Oswitz nach Lissa geführt, dessen altes Schloß sich aus einer Schanze der Vorzeit entwickelt haben dürfte. Das Schloß in Lissa ist nach einer in den Schles. Reg. 27 erwähnten aber bezweifeltten Nachricht 1132 erbaut, daß es schon früh bestand, ergibt sich daraus, daß Lissa als der Sterbeort des Herzogs Boleslavs sicher am 7. December 1201 in den Schles. Reg. S. 67 genannt wird.

Aus einer Urkunde vom 23. Mai 1202 Schles. Regesten S. 79 ergibt sich, daß Lissa von den Herzögen bei ihren Reisen nach Liegnitz als Aufenthaltsort benützt wurde und, daß sie sich hier häufig aufhielten ergibt sich aus den in jener Zeit hier ausgestellten Urkunden, welche bis zum Jahr 1247 reichen. Wir können annehmen, daß Lissa als Herzogschloß größere Bedeutung hatte und diese als Straßenburg auch schon in vorgeschichtlicher Zeit besessen haben muß. Breslau wird schon im Jahre 1017 als Aufenthaltsort Herzog Boleslavs' und im Jahre 1041 als Hauptstadt genannt (Schles. Reg. S. 9 und 12).

Die damaligen Tagereisen betragen doch mindestens 3 Meilen, es würde also wohl auch keinem Herzog einfallen, sich für seine Reisen nach Liegnitz in dem von Breslau nur $1\frac{1}{2}$ Meile entfernten Lissa schon ein Schloß als Aufenthaltsort zu erbauen, wenn er es nicht schon völlig eingerichtet vorfand.

Ich verfolge den alten Pfad von Lissa nordöstlich und gelange nach dem alten Vorwerk von Stabelwitz, das jetzt mit einem Schloßchen auch einen neuen Namen erhalten hat und Altenhain genannt wird.

Wie überall, wo die erbgeseffene Bevölkerung fehlt, konnte ich hier nichts erfahren.

An den Gutshof schließt sich ein Birkenwäldchen. An der Südseite ist es mit einem bis 1 m tiefen Graben umschlossen, der wohl zur Begrenzung des Waldes in der Neuzeit gefertigt sein kann. Mitten durch den Gutshof und durch das Wäldchen führte ehemals die alte Breslauer Straße.

Südlich dieser Straße erscheint im Wäldchen ein breiter Graben, er wird bis zur höchsten Stelle, an der eine Kiefer steht, immer breiter und hat nur eine Tiefe bis 2 und eine Breite bis 7 m.

Zur Entwässerung wäre er zwecklos. Das zwischen beiden Gräben liegende Büschchen ist bis 62 m breit und gegen 150 m lang. Ich

kann nur auf diese Stelle für etwaige Nachgrabungen aufmerksam machen.

3 km nordöstlich gelange ich nach Kl.=Masselwitz. Im Park befindet sich ein geschütteter Hügel, auf den ein Schneckengang führt und der deshalb

Der Schneckenberg

genannt wird. Er gleicht dem Meilbergel bei Liebenthal, ist gegen 5 m hoch und an der Krone 8 und 12 m breit. Wohl mit Rücksicht auf das ehemals hier austretende Oderwasser ist er mit einer Neigung von 1:3 angelegt, seit etwa drei Jahren ist auf ihm eine Sommerlaube errichtet. Vor langer Zeit sind hier Steingräber gefunden worden, auch Kruse berichtet von Urnenfunden. 200 m nordöstlich liegt der Gutshof.

Masselwitz erscheint ziemlich früh in der Geschichte, schon 1193 wird Maslec als Gut des Sandstiftes erwähnt (Schles. Reg. 2042). Die Beschaffenheit des Hügels, auf dem der Gutshof steht, läßt verschiedene Wandlungen erkennen.

Ostlich über der Lohe, da wo jetzt der Pfad von der Villa nach der Dampferstelle führt, befindet sich ein bis 9 m breiter bis 2 m tiefer Graben von 125 m Länge. An seinem Nordende steht eine 3,82 m Umfang haltende Eiche.

Spuren eines anderen Grabens ziehen sich westlich, die anderen Seiten umfließt die Lohe.

Das umschlossene Viereck umfaßt gegen 5 Morgen, ist mit Weiden bepflanzt und heißt die Lau- (Lohe) Wiese. Der Name „Lau“ soll daher kommen, daß der Fluß später einfriert als die Oder, weil das Wasser lau sei. Die volkstümliche Bezeichnung wäre demnach richtiger als die Lohe der Schriftsprache.

In dem erst genannten Graben hat früher der Gutsherr einen Schießstand gehabt. Das kann aber ersichtlich der Zweck seiner Anlage nicht gewesen sein. Ich kann nur auf diese Stelle aufmerksam machen.

Ich besichtige noch Pilsnitz, das der Schwedenschanze zu Oswitz gegenüber liegt, Dorf und Schloß ist in der Vorzeit von der Oder und Lohe umflossen gewesen und bildete eine Insel, westlich des Schlosses scheint der Durchstich des Hügels durch Menschenhand erfolgt zu sein, jetzt ist durch Führung des Oberdammes dieser westliche Arm geschlossen, wenn auch der Augenschein lehrt, daß Pilsnitz mit der Schanze am anderen Ufer der Oder in Beziehung stand, so fehlt mir doch jeder weitere Anhalt. Dasselbe ist mit Cosel der Fall. Ich kehre daher zurück

nach Masselwitz. Der Hügel, auf dem jetzt die Villa steht, zeigt die Form des Vierecks auch in der Stellung der alten Bäume. Die ehemals höhere Kuppe ist geebnet, an Funden bei der Abschachtung sind nur alte Waffen beachtet aber nicht aufbewahrt worden.

Ich fahre jetzt über die Oder und gelange 3 km nordöstlich zum Ziele meiner Wanderung.

Die Schwedenschanze bei Oswitz.

Fig. 100.

Von Ost und West lehnt sich der Oberdamm an einen Hügel, der an der Südseite bis 5 m hoch, steil aufsteigt. Die verschiedenen Eingriffe aller Art, welche die Böschung durchlöcheren, lassen erkennen, daß dieser Hügel von Grund auf geschüttet ist. Lehm, Sand und Muttererde zeigt sich rings um ihn in den verschiedensten Höhenlagen, westlich und nördlich ist Lehm, östlich Sand, südlich Mischboden vorherrschend.

Es zeigt sich aber hier gleich von vornherein etwas Anderes, das uns sofort Aufschluß über das annähernde Alter der Schanze giebt: Wo Hunde, Füchse oder Kaninchen ein Loch in die Böschung gruben, da brachten sie roth geglähten Lehm, Asche und Urnenscherben aller Art zu Tage. Eine Verbrennungsgrube reiht sich südlich, westlich und nördlich von oben bis unten an die Andere, nach dieser großen Zahl zu schließen, muß die Schanze viele Jahrhunderte vor Einführung des Christenthums bewohnt gewesen sein. Um die Schanze zog sich ehemals ein Arm der Oder. Einzelne Wasserlachen auf der Westseite markiren den Lauf, östlich ist noch die Spur eines Wallgrabens bis zu 15 m Breite vorhanden.

Die Form der Schanze ist das Viereck. Die Ecken sind durch Eingriffe aller Art verrundet.

Wir sehen hier ein Schanzenwerk vor uns, das nach allen Regeln der damaligen Baukunst errichtet ist, wie ich sie bereits beschrieb.

In der weiten Ebene galt es einen hohen Aussichtspunkt, aber auch Schutz gegen die Stürme zu schaffen. Sowie man in Hessen sich mit den Schanzen an schützende Bergkuppen lehnte, so wurde hier ein solcher Schutz mühevoll geschaffen. Das Land muß nordwestlich sumpfig und nicht bewaldet gewesen sein. Erst schüttete man einen gegen 5 m hohen Erdkörper, dann schufen die Erbauer auf ihm einen Damm der bis 5 m hoch aufsteigt, in Nordost seine höchste Höhe erreicht, ehemals nach Nordwest ziemlich die gleiche Höhe innegehalten hat und dann nach

Süden allmählig abfiel, auf der Südostspitze ist derselbe auf dem hochgelegenen Ringplatz nur 1 m hoch.

Nach den Sturm- und Wetterseiten aber schlang der hohe Wall schützend den Mantel um alle Bewohner der Schanze.

Nach Osten war sie offen.

Von drei Seiten schrägt der Innenraum nach der Mitte zu ab, steigt dann zur Mitte auf und auf der Kuppe befand sich jener kleine Erdkegel, der überall die Hauptburg trug. Hier ist nur noch ein Rest bis 2 m hoch und 5 m lang erhalten, die Spiele der Kinder haben das Andere vergriffen.

Ungefähr an der Stelle wo jetzt auf dem Hauptwall die drei Eichen stehen von denen die Stärkste 2,43 m Umfang hat, dort mag der Wartthurm gestanden haben.

Der freie Innenraum hat eine mittlere Breite von 115 m und eine Länge von 276 m.

Die Spuren eines Grabens ziehen sich auf dem Ringplatz an der Westseite noch auf eine Länge von 83 m, sie leiten hinauf zur Nordwestecke, auf welcher eine Kiefer von 1,18 m Umfang steht.

Der ganze Pfad zeigt roth gebrannten Lehm, hier hinter dem ehemals vorhandenen Außenwall oder in ihm haben sich die Wohnstätten der Dienstkleute und die Stallungen befunden, geschützt gegen Sturm, frei für den Anblick der Sonne.

Die Schanze hatte aber auch ihre Vorburg, die den Straßenverkehr aufnahm.

Gegenüber der offenen Ostseite zog sich ein Wall und Graben, seine Spuren sind noch vorhanden, sie leiten östlich des heutigen Wirthshauses in nordwestlicher Richtung herum zum Fuß der Hauptschanze an die Stelle wo eine Eiche von 3,76 m Umfang steht.

Folgt man dem Wege nach Leippe bis an die Ecke des Gebäudes so erscheint ein zweiter Wall und Graben der sich ebenfalls nach Süden herum zieht aber durch neuere Gräben unterbrochen wird. Die Vorburg war also durch doppelte Wälle und Gräben geschützt und mit der Hauptburg verbunden, und genau auf derselben Stelle wo heute das Wirthshaus steht, hat sich schon in der fernsten Zeit eine Herberge für den Straßenverkehr befunden.

Vom Innenwall der Hauptschanze läuft eine Spitze gegen 60 m nach Südost, hier war ehemals der Aufstieg; die Böschung reichte zum Flußbett hinab und je nach dem wechselnden Wasserstande konnten die

Rähne ihre Anfahrt halten. Die Schanze war wie die zu Mitschen, vorwiegend eine Wasserburg.

Möge es nun den Herren, die unter der Erde forschen, gelingen, das Weitere zu ermitteln.

Schriftlich liegt über die Schanze wenig vor, wo sie in neuerer Zeit erwähnt wird, da schreibt immer Einer vom Anderen ab: „Schwedenschanze bei Dswitz, Viereck mit abgerundeten Ecken.“

Brauchbares Material liefert Büschung in der Beschreibung der Umgegend des heiligen Berges.

Er sagt Seite 10, daß im Jahre 1811 und 1812 der Besitzer den armen Leuten, zur Zeit der Theuerung, Arbeit und Brot dadurch gewährte, daß er die völlig verstrauchte und durch Regen zerrissene Schanze urbar machen, mit 2000 Stück Kirschbäumen bepflanzen und Wege anlegen ließ.

Dabei mögen die Wälle auf der West- und Südseite abgetragen worden sein, es wurden 2 Handmühlsteine gefunden.

Von den Kirschbäumen sind nur noch erhalten, den Mittelpunkt der Schanze zielt ein Kieferbusch.

Später fand man Urnen und Bronzeringe, und der vor 2 Jahren auf den Manserner Feldern gefundene Goldreif von 750 Gramm Schwere, mit Carneol und Rosette 1817 Mk. werth, dürfte wohl auf der Schanze seine Heimath haben.

Ob die Schweden einmal hier vorübergehend lagerten wie die Sage erzählt oder nicht, das ist gleichgültig, die Erbauer waren sie nicht.

Ein Fußpfad führt von hier nordöstlich und 1,2 km weiter erscheint ein anderes Schanzenwerk:

Der Gruttkenberg,

der jetzige Kapellenberg bei Dswitz.

Ehe ich ihn beschreibe, suche ich seine Nachbar-Schanze, sie liegt am linken Ufer der Oder gegenüber von Dswitz, es ist ein geschütteter Erdkegel von viereckiger Form gegen 4 m hoch, wie ich solche vielfach beschrieb, jetzt erhebt sich auf ihm ein Mauerbau, das Schloß in Böpelwitz.

Südöstlich gegen 150 Schritt von diesem geschütteten Hügel befindet sich dicht am Damme ein gemauertes Haus, dem man ansieht, daß es einst bessere Tage sah, jetzt ist es Arbeiterwohnhaus.

Die Bewohner nannten es das alte Räuberschloß, sagten mir es sei noch ein unterirdischer Gang vorhanden, der sich noch vor einigen

Jahren etwa 20 Schritt weit südlich verfolgen ließ, dort war er verfallen; vor einigen Jahren wurde der im Keller des Hauses befindliche Eingang vermauert.

Sie sagten mir ferner in dem Schloß auf dem Erdhügel habe der Hauptmann der Räuber, und da wo sie jetzt wohnen, hätten seine Gesellen gewohnt.

Zimmermann in seiner Beschreibung Schlesiens von 1785 nennt das Haus auch ein Raubschloß. Ich glaube an seiner Stelle stand einst die Vorkburg.

Im Eichenpark zieht sich noch der Rest eines gegen 80 Schritt langen, 1,50 m tiefen, 7 m breiten Grabens und niederen Walles, sein Zweck ist unbekannt. (Nicht zu verwechseln mit dem südlich davon liegendem Oderdamm.)

Die Veränderungen in Pöpelwitz sind so groß, daß sich als der Vorzeit angehörig nur noch der geschüttete Hügel des Schlosses sicher erkennen läßt.

Jetzt schiffe ich hinüber zur Schanze, welche am anderen Ufer den Uebergang deckte und gelange wieder zum Gruttkeberg bei Oswitz.

Seiner Lage und Form nach war er nichts weiter als das den Uebergang über die Oder deckende vorgeschobene Werk der Hauptschanze, der eben beschriebenen Schwedenschanze bei Oswitz. Seine Zugehörigkeit zur Vorzeit ergibt sich aus den reichlichen Funden an Urnen und anderen Dingen wie sie in den verschiedensten schlesischen Zeitschriften beschrieben sind. Ein Grund ihn als heiligen Berg besonders zu feiern und zu bedichten wie es 1824 geschah, liegt gar nicht vor.

Die alte Kapelle war erst Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtet; daß auch die Slaven ihn nicht als ein Heiligthum betrachteten, ergibt schon der Name. Büsching leitet denselben von klein ab, das ist ein Irrthum, er verwechselt denselben mit dem polnischen Wort Kruttke, das heißt aber nicht klein, sondern kurz, und das ist er im Verhältnis zu seiner Höhe nicht. Das Wort Gruttke bedeutet nichts anderes als es bei allen diesen von Grodzisko abgeleiteten Worten der Fall ist, „Schanze.“

Die ländliche Bevölkerung nennt z. B. auch die Stadt Grottkau nur „Gruttke.“

Aber 1829 war noch die glückliche Zeit, in welcher die Herren Gelehrten jeden alten Baum bedichten und jeden unbekanntem Hügel als Heiligthum besingen konnten, heute bleibt ihnen dafür keine Zeit.¹⁾

Jetzt sind an dem Hügel so viele Veränderungen erfolgt, daß ich mit ihm weitere Zeit nicht verliere, ich folge vielmehr dem alten Pfade und gelange nordöstlich 3,5 km weiter zu seinem Nachbar, zu der großen Schanze, welche den Namen führt:

Das Quarré bei Prottsch.

Fig. 101.

Oestlich des Gutshofes, am rechten Ufer der Weide befindet sich eine Viereck-Schanze von 121 m innerer Breite und 160 m Länge.

Westlich umschließen sie zwei Gräben, die anderen Seiten umschließt nur noch ein 7 m breiter Graben und dem entsprechender Wall.

Diese große Schanze weicht in ihren Ecken von anderen Schanzen ab.

Sie hat die Grundform wie die Schanze in Tepliwoda und Schön-Johnsdorf.

In jeder Ecke greift ein 8 m langes Viereck 6 m nach außen, so daß es den Anschein gewinnt, als habe jede dieser Stellen irgend einen hölzernen thurmartigen Bau getragen.

Diese Vorsprünge sind schon ursprünglich bei der Anlage gemacht, denn die Gräben und Wälle entsprechen ihnen. Auf der Westseite lassen geringe Spuren schließen, daß sich ehemals im Innern noch ein Wall befunden hat.

Ich finde einen Anklang an die Bauart dieser Schanze in größerem Maßstabe, außer in der Bastei in Schön-Johnsdorf und Tepliwoda, in der Schanze „auf dem Gebirge“ am Mittelhof in Hessen.

Ich konnte nur ermitteln, daß der Sage nach mitten in der Schanze ein altes Schloß gestanden habe.

Ich breche hier die Verfolgung der Schanzen von der Schweden-schanze her, ab.

Bekannt ist mir, daß sich die Spuren nordöstlich von Heidewitzken finden, wo der Kesselberg und auch der Name des Dorfes Schwertau auf die Vorzeit deutet.

Die Richtung weist nach Prausnig, Winzig, Landsberg, Stettin, Winnettha.

¹⁾ Börne schreibt von einem damaligen süddeutschen Professor, der sich derart für römisches Wesen begeisterte, daß er des Mittags im Garten stets mit einem Römerhelm bedeckt spazieren ging.

Eine zweite Richtung leitet über Hochkirch nach Trebnitz und Maffel, eine dritte weist nach Festenberg und markirt sich durch den Schanzenberg zwischen Luzine und Strehlig.

Eine vierte leitet über die Schanze bei Hundsfeld nach Dels.

Die Schwedenschanze bei Dswitz war demnach ein wichtiger Straßenknotenpunkt, sie mußte aber schon aufgehört haben zu bestehen als Breslau geschichtlich genannt wird, das ist schon im Jahre 1017 der Fall. (Thietmar VII 47.) Nach der Völkerverwanderung hat sich Breslau jedenfalls in erster Linie durch die Fruchtbarkeit seines Bodens entwickelt. Das sagt schon sein rein deutscher Name Wortizlawa, Wurzelau, der dasselbe bedeutet, was wir heute unter der üblichen Bezeichnung Kräuterei verstehen.

(Noch heute weiß dort jede Höckerin wenn für 5 Pf. Wurzeln gefordert werden, daß darunter ein Gemisch von Mohrrüben, Petersilie, Sellerie u. s. w. gemeint ist.)

Die Schwedenschanze bei Dswitz, welche sich nicht in einem so fruchtbaren Gebiet befindet, wie es das von der Lawa (Lohe) begrenzte bildet, in welchem sich Wortizlawa (also die Kräuterei an der Lohe) entwickelte, mußte veröden sobald die Vorbedingungen ihrer Anlage aufhörten, sobald sie nicht mehr Schutz- und Stapelplatz für die Straßen der Uebergänge an der Oder war. Mit der Völkerverwanderung ist auch die Schanze bei Dswitz gefallen.

Daß im heutigen Breslau, wahrscheinlich an der Stelle der späteren Burg, und auch auf der Sandinsel je eine Schanze gelegen hat, halte ich für zweifellos, denn die Uebergänge über die Oder waren in der Urzeit fast zahlreicher als jetzt; sie markiren sich z. B. von der Schwedenschanze bei Dswitz stromabwärts bei Sandberg, Herrenprotsch, Auras, Dyhernfurth und weiter über Köben bis zum Landgraben, und daß diese Spuren wirklich der vorgeschichtlichen Zeit angehören, davon liefert die Gründungsurkunde des Kloster Leubus den Beweis, es wird in ihr des Ueberganges über die Oder und des zu ihm gehörigen Landes erwähnt und gesagt, daß das Kloster an der Stelle eines alten an der Oder gelegenen Schlosses errichtet wurde. Das war im Jahre 1175. (S. R. S. 45.)

Rechne ich von der Schwedenschanze bei Dswitz die 4 km Entfernung bis Pöpelwitz weiter stromaufwärts, so gelange ich zur Sandinsel, und daß die Uebergänge von Breslau östlich an der Oder ebenso dicht lagen, habe ich bereits gezeigt, sie begannen schon bei Morgenau.

Die Verhältnisse liegen an der Ober genau so wie an der Reisse, nach der Fruchtbarkeit des Bodens und der damit zusammenhängenden Dichtigkeit der Bevölkerung lassen sich die Uebergänge aus der Urzeit von 3 bis 7 km Entfernung nachweisen.

XIV.

Straßenzug Silberberg-Frankenstein- Rummelsberg.

Ich habe bereits erwähnt, daß sich ein Schanzengürtel um die Berge von Wartha über Baumgarten herum in der Richtung Silberberg schließt, seine Ausläufer reichen noch bis auf die Entfernung von 4 km an Frankenstein heran. Frankenstein selbst hat dieselbe alte Grundform wie Nimptsch und der Schanzenberg bei Girlachsdorf, nur hat die ausbauchende Vorschanze nicht wie am letzteren Ort südwestlich, sondern nordöstlich gelegen. Seine Besiedelung schon in vorchristlicher Zeit ergibt sich aus zahlreichen Urnenfunden die 1828 gemacht und im Jahre 1829 in den gesammelten Nachrichten beschrieben wurden.

Koblitz sagt, daß die Franken im Jahre 1020 in Frankenstein ihre Sitze aufschlugen, worauf er sich stützt weiß ich nicht.

Daß in frühester Zeit hier die Straße sowohl nach Nimptsch wie über Heinrichau führte, ergibt sich aus der örtlichen Lage und den vorhandenen Spuren.

Auch Bischof Otto von Bamberg zog im Jahr 1124 auf seiner Reise nach Pommern über Wartha und Nimptsch, die Straße über Frankenstein war demnach vorhanden, gleichviel welchen Namen oder welche Bedeutung Frankenstein hatte.

Von Frankenstein leitet noch heute ein Fußpfad nordöstlich vorüber an Heinersdorf nach Seitendorf.

Im Seitendorfer Walde sollte sich der Rest eines Rundwalles und eine große Anzahl Langwälle befinden, ich fand auf der Thielaukuppe nur einen Teich in einem alten Steinbruch, fand nordwestlich im Kieferkanicht auch das alte rohe Steinkreuz, unter welchem bei einer Nachgrabung Pfeilspitzen zc. gefunden worden sind, was aber als

alte Wälle andererseits bezeichnet wurde, das konnte ich nur als alte Wasserläufe erkennen und auch schriftliche Ermittlungen ergaben, daß in früherer Zeit ein Wolkenbruch diese vielen Gräben gebildet hat.

Die nächsten Spuren der Vorzeit befinden sich im Buchenwald auf dem Schloßberge und an mehreren anderen Stellen. Ehemals waren hier 50 Hügel vorhanden, die die Gebildeten Hünengräber und die Waldarbeiter zc. Backofen nennen.

Auf dem Schloßberg sind noch 16 vorhanden. Derselbe sind zwei von einem Graben umschlossen, ihre Höhe beträgt 1,50 m, ihr Durchmesser 5 m. Dann folgt ein einzelner kleiner und hinter ihm ein 1,80 m hoher, 7 m breiter, wieder von einem Graben umschlossener Hügel. Nach ihm folgen im Dreieck drei kleinere und dann ein an der Sohle vier-eckiger Hügel 2 m hoch und 5 m Kronenbreite mit Spuren eines Grabens, dann folgen wieder zwei Einzelhügel und darauf schließen sich wieder 5 dergleichen um einen größeren von 2,50 m Höhe aber nur 3 m Kronenbreite, alle diese Hügel sind im Laufe der Zeit stark verrundet.

Ich bekomme den Eindruck, als ob auf drei Hügeln menschliche Wohnungen und auf den andern Ställe für Ziegen zc. gestanden hätten, womit ich der Ansicht nicht vorgreifen will, daß Leute von Rang unter den großen, und Leute ohne Rang unter den kleinen Hügeln schlummern können. Die andern Hügel sind an verschiedenen Orten im Gebiet von etwa $\frac{1}{4}$ Meile verstreut, 23 sind geebnet, aber es ist dabei nichts weiter gefunden worden als ein Hufeisen.

Was sie waren kann erst die planmäßige Forschung enthüllen, möglicher Weise umschloß den im Innern befindlichen Feuerheerd nur eine Flecht- oder Klebwand die den erhöhten Lagerraum schützte und die Bezeichnung Backöfen würde nicht ohne Grund sein.

Von hier leitet der Pfad nach Heinrichau. An dieser Stelle wo durch achthundert Jahre die Cysterzienser arbeiteten halte ich es für zwecklos nach Spuren der Urzeit zu suchen, wenn ich auch annehme, daß in diesem gesegneten Thal seit Anbeginn Menschen ihre Wohnstätten hatten und hierher ihre Pfade lenkten. Dafür sprechen auch die Urnenfunde in der Umgegend. Sichere Zeichen finde ich erst in Schön-Johnsdorf.

Schön-Johnsdorf. WITOSTOWICE

Fig. 103.

Schön-Johnsdorf wird das erste Mal bei der Bestätigung des Zehnten für das Kloster Heinrichau am 31. August 1263 unter dem Namen

Vitostovici erwähnt,¹⁾ dann erscheint es 1351 im Besitz des Peter von Donaz, ging dann immer aus einer Hand in die andere, bis es 1630 an das Kloster Heinrichau kam.

Eine alte Schanze fand ich hier nicht, aber eine richtige mittelalterliche Festung. Ihr Vorhandensein ist so wenig bekannt, daß ich sie kurz beschreiben will.

Eine gegen 2 m hohe Steinmauer mit Schießscharten umschließt einen Raum von etwa 70 preuß. Morgen. An der Nordseite liegt darin der Dominialhof und ein Theil des Dorfes, auf der Südseite umschließt ein bis 50 m breiter bewässerter Graben eine vom Wasser aus bis 7 m aufsteigende Bastei, deren Außenseite gemauert ist. Nach innen besteht sie aus einem bis 4 m hohen Erdwall. Vier Bastionen springen in den Ecken und eine fünfte auf der Südseite vor. Ihr oberer freier Raum wechselt von 13 bis 15 m. In der Mitte der südöstlichen Bastion steht eine schöne Fichte von 2,43 m Stammumfang.

An diesen Hauptwall schließt sich ein noch theilweise bewässerter innerer Wallgraben, den wiederum eine Steinmauer deckte und nun erst folgt das eigentliche Schloß.

Der Eingang ist nördlich, und hier lagen im Hauptwall rechts und links Casematten, die aber gegenwärtig abgebrochen werden.

Die heutige Bastei am Schlosse zu Schön-Johnsdorf ist ursprünglich nichts weiter gewesen als eine viereckige, an einer Seite offene alte Schanze.

Was ich an anderen Orten bei den offenen Schanzen sagte, daß die offene Seite durch Gebäude gedeckt worden sei, daß die Dienstleute in Casematten wohnten, das findet hier seine volle Bestätigung.

Diese Bauart ist beibehalten worden, selbst als die alte Schanze in eine mittelalterliche Festung verwandelt wurde.

Die Nordseite ist durch gewölbte Räume geschlossen, sie hatte nie einen Erdwall, brannten in der Urzeit die Holzbauten nieder, dann blieb uns nichts als eine offene Schanze, wie sie so häufig zu finden sind. Auch der Damm mit doppeltem Knie ist vorhanden, er läuft jetzt todt aus, in der Vorzeit führte er in der Richtung Heinrichau, es muß also dort schon ehemals eine Schanze gelegen haben.

¹⁾ Schlef. Regesten Nr. 1167.

Wer nun hier den ausgedehnten Mauerbau geschaffen, darüber fehlt jede Nachricht. Ehe das Gut an das Kloster kam, scheinen die Besitzer verschuldet gewesen zu sein, denn sie wechselten oft.

Die Herren Cysterzienser aber schufen erst 1683—1688 für ihr hölzernes Kloster einen Mauerbau. Daß sie schon vorher oder nach dieser Zeit eine so umfassende Befestigung in Schön-Johnsdorf vollführt haben sollten, ist kaum anzunehmen. Es bleibt also hier noch eine Lücke zu schließen.

Ich ziehe weiter nordöstlich und durch den noch theilweise mit einer bis 2 m hohen Mauer umgebenen ehemaligen Wildpark gelange ich durch Sackerau nach dem

Kellerberg.

Die Nordseite dieses Berges durchschneidet ein 15 m breiter Graben, aus dem sich der Wall gegen 7 m hoch erhebt, sich aber nach dem Inneren der Schanze verflacht.

Dieser Wall ist auf einer Stelle etwa 2 m lang, 1 m breit und tief eingesunken. Die Wände des Loches zeigen ringsum starke Lagen Asche und faustgroße Reste Holzkohlen, nach dem Innern der Schanze sind sie untermischt mit roth gebranntem Lehm.

Der gegen 75 m lange Wall ist casemattirt gewesen, die Wände nach der Nordseite sind durch Holz und die Wand nach dem Innern der Schanze ist durch eine Klebewand gebildet worden. Nach Westen ist kein Wall, da hier die Böschung steil abfällt, auch nach Süd und Ost wurde die Schanze durch einen bis 15 m tiefen Grund umschlossen. Der freie Innenraum der Schanze betrug ungefähr $2\frac{1}{2}$ preuß. Morgen. In die südwestliche Ecke dieses Raumes haben die Herren Cysterzienser einen Lustbau gesetzt, einen Keller von 4,90 m Länge, 3,30 m Breite angelegt und über diesen und neben ihm ein Schloß errichtet, von dessen Herrlichkeit die Schäfte und Capitäle der toskanischen Säulenform, deren Reste sich auf dem Berge und im Grunde finden, Zeugniß geben; starke eiserne Bolzen, in denen die Säulen standen, ragen noch aus dem Mauerwerk aus der Erde und glasierte achteckige Pflasterziegeln werden noch gefunden.

Diese ganze Herrlichkeit, die sich hier im Verborgenen, entfernt vom Kloster, entfaltet, ist vergangen.

Von der tiefsten Armuth, die einst in dem alten Erdwall wohnte und von der Verschwendung, die dann hier ihren Sitz gehabt, giebt nur noch die Hacke des Waldarbeiters Zeugniß, sie bildet den Schlüssel.

Vor einigen Jahren wurden beim Roden alter Bäume Urnen zer-
schlagen und nicht weiter beachtet und unter einer starken Fichte fand sich
eine eiserne vergoldete Wetterfahne mit einer Jahreszahl aus dem
vorigen Jahrhundert.

So treu behütete die Mutter=Erde die Spuren eines mindestens
600 Jahre auseinanderliegenden Zeitraumes, diese Schriftzeichen sind
kurz aber deutlich und sprechen eine Sprache, die von Allen verstanden
wird.

Das alte Schloß.

In der Luftlinie nur 200 m südlich aber durch den schon ge-
nannten Grund getrennt, befinden sich die Spuren des alten Schloffes.
Wall und Graben umschließt von Nordost herum nach Südwest einen
Innenraum von 100 m Länge und von 30 bis 45 m Breite.

Die tiefer liegende offene Südostseite haben anscheinend die Gebäude
geschlossen.

Der Wall ist theilweise aus Steinen und Erde geschüttet und steigt
bis 7 m steil auf.

Die Form ist ein verschobenes Viereck und hat viel Aehnlichkeit
mit der Burgstätte bei Allendorf an der Werra.

Meiner Ansicht nach stand hier das Hauptwerk, während sich im
Kellerberg das Vorwerk mit den Wirthschaftsgebäuden und Unterkunfts-
räumen befand.

Wie an allen Orten die sich meist aus dem stets wechselnden Hof-
gefände bildeten, fehlt hier die Ueberlieferung.

Als ich z. B. eine alte Frau am Schlosse Schön=Johnsdorf nach
der Bedeutung dieses noch vorhandenen Schloffes fragte, erhielt ich zur
Antwort: „Das is dos ale Schloß, wedder wissen mer nißcht.“

Der Leichnamsberg.

Nördlich, nur 700 m in der Luftlinie entfernt, befindet sich der
Leichnamsberg, zu ihm führt der Todtenweg. Es ist eine Felskuppe,
die ihrer Lage nach einst einen Wartthurm getragen haben muß. Es
befinden sich auf ihm hohl klingende Stellen, sogenannte Bumpersteckel.
Ich fand sie außer in Schlesien auch in Hessen, auch auf dem Meißner
sind sie vorhanden. Sie entstehen durch Brandschutt oder durch hohl

liegende Steinmassen über die sich aus irgend welcher Ursache eine feste Erdlage bildete.

Die Bevölkerung weiß nur, daß 1813 hier einige Russen gestorben und begraben sind, es ist aber nicht anzunehmen, daß diese auf den gegen 200 m höher als die westlich gelegenen Dörfer liegenden Berg gebracht worden wären, der Name mag der Vorzeit angehören, aber Nachgrabungen in seiner Umgebung sind noch nicht erfolgt.

Von hier ab führt die alte Pfadrichtung über Dobriřchau; als Curiosum will ich nur bemerken, daß in der alten kleinen Kirche die Kanzel einen Wallfisch darstellt, in dessen Rachen der Prediger steht.

Nur 1 km entfernt liegt Bogarth, das bereits besprochen wurde, es leitet also auch diese Straße oder alte Pfad-Richtung zum Kummelsberge.

XV.

Straßenzug Reichenbach-Nimptsch-Grottkau-Falkenberg.

Der alte Hahnweg oder Hahnstraße von Reichenbach nach Nimptsch ist bereits beschrieben, ebenso das westlich 3 km entfernt liegende große Schanzenwerk am Höllengrunde.

Ich berühre jetzt

die Stadt Nimptsch.

Betrachte ich Nimptsch von der Hexenkiefer oder dem Altenberge, so steigt in der Runde bis weit im Süden und Westen das Gebirge mächtig auf und bildet einen entfernten Schutzgürtel um dieses überaus fruchtbare und schöne Thal.

In der Mitte desselben erhebt sich die Stadt auf einem langgestreckten Hügel von Nord nach Süd, dicht an seinem Fuß zieht sich östlich die große Lohe und an der Stelle wo heute Schloß und Stadt liegt, müssen Ansiedelungen bestanden haben so lange es überhaupt hier Menschen giebt.

Aber es waren unerschrockene thatkräftige Menschen die sich von Anbeginn hier niederließen und anbauten, denn der Baugrund mußte

theilweise erst geschaffen werden. Der Hügel, welcher das Schloß trägt ist zum Theil geschüttet, und um die Stadt anzulegen mußten bedeutende Aufschüttungen rechts und links des schmalen Bergrückens erfolgen, welcher den Grundstock bildet.

Diese Arbeiten sind aber sehr früh vollführt worden, denn Nimptsch wird geschichtlich schon früh erwähnt.

Bischof Thietmar von Merseburg der im Jahre 990 im Gefolge des Kriegsheeres Kaiser Ottos III. diese Gegend besuchte berichtet von dieser Stadt folgendes:¹⁾

Der Herzog Miseco von Polen und Boleslaw von Böhmen bekriegten sich, Boleslaw rief einen benachbarten Stamm, die Liuticier die seinen Eltern und ihm immer treu gewesen zu Hilfe.²⁾ Miseco aber wandte sich an die Kaiserin Theophano und diese sandte ein kleines Heer gut bewehrter deutscher Ritter aus Sachsen nach Schlesien. Sie kamen an ein breites Wasser über das eine lange Brücke führte, in den Gau, der Selpuli genannt wurde. Es kam jedoch zwischen ihnen und Boleslaw zu keinem Kampf, sie suchten zu vermitteln und zogen als dies fehlgeschlug wieder heim. Boleslaw aber griff nun die Stadt Nemeci (Nimptsch) an und bekam sie in die Gewalt, ohne daß die Bewohner Widerstand leisteten. Den Herrn der Stadt übergab er seinen Bundesgenossen den Liuticiern, welche ihn den gnädigen Göttern als Opfer brachten und enthaupteten. Die Liuticier und auch die Bewohner von Nimptsch waren noch Heiden.

Leisteten die Germanen dem Christenthum hartnäckig Widerstand, so hatten sich bei den Slaven die Verhältnisse seit der Zeit von Bonifacius bis zu Thietmar völlig verändert, während jetzt z. B. in Schlesien die slavischen Großen oft aus weltlichen Gründen das Christenthum annahmen, hatten ihm damals, selbst die mehr westlich wohnenden Wenden noch stärkere Abneigung gezeigt als die Deutschen, so daß sie Bonifacius in seinem 72. Briefe als das abscheulichste, verruchteste Menschengeschlecht bezeichnet. Er kann aber nicht umhin zu sagen, daß sie in der Ehe die wechselseitige Liebe mit so großem Eifer bewahrten, daß sich die Wittwen „nach vorheriger Tödtung mit dem Manne verbrannten.“ Das

¹⁾ Die Chronik Thietmars von Merseburg. 4. Buch S. 89, 90, 91.

²⁾ Da die Liuticier ihre Kriegszüge auch nach Mecklenburg bis Schwerin richteten, so mußten sie in der Lausitz und Mark wohnen. Thietmar sagt auch von ihnen, daß sie keine Könige haben und sich ihr Land bis ans Meer erstrecke.

ist die Stelle die ich in den Vordergrund rücken will, daß die Wittwenverbrennung bei den Wenden noch im 8. Jahrhundert Brauch war.

Der Groll des Bonifacius wurde wohl vor allem dadurch erregt, daß die Wenden (Slaven) überhaupt an keine Fortdauer nach dem Tode glaubten, wie Thietmar Buch I S. 16. 7. von ihnen sagt; solche Anschauungen waren der neuen Lehre nicht günstig, aber so schlecht wie sie Bonifacius macht, waren sie wohl nur in seinen Augen.

Thietmar sagt Nemeci habe seinen Namen daher, daß es von den Unseren, also von den Deutschen erbaut sei.¹⁾

Dann kommt Thietmar nochmals im Gefolge des Kaisers im Jahre 1017 hierher, wo Heinrich II. Nimptsch drei Wochen lang vergeblich belagerte.

Die Schilderung des Beginns der Belagerung von Nimptsch ist so lehrreich, daß ich sie wörtlich hier folgen lasse: Darauf schickte er (nämlich der Kaiser Heinrich) zehn aus dem Hauptheer auserlesene Schaaren nach der Stadt Nemzi (Nimptsch), welche ihren Namen daher hat, weil sie von den Unseren erbaut ist, welche der von Boleslaw an die Bewohner derselben abgesandten Hülfschaar zuvorkommen sollten. Als diese nun ihr Lager aufgeschlagen hatten, hieß es, der Feind komme heran; allein da die Nacht sehr finster war und der Regen sich in Strömen ergoß, so konnten sie denselben gar nicht beikommen, sondern schlugen nur einige in die Flucht, und ein Theil der Polen gelangte wider ihren Willen in die Stadt. Diese Stadt liegt in der Landschaft Silensi, die ihren Namen von einem sehr hohen und großen Berge (Zlenz) hat, der wegen seiner Größe und Beschaffenheit, weil daselbst heidnischer verruchter Götzendienst stattfand, von den Eigeborenen gar hoch gefeiert wurde.

Der Kaiser aber kam drei Tage nachher mit dem Hauptheer an, und ließ die Stadt ringsum einschließen, in der Erwartung, so seinem Feind allen Zutritt zu verwehren. Dieser kluge Plan und sein durchaus guter Wille würde dort auch viel ausgerichtet haben, wenn in der Ausführung desselben die Bereitwilligkeit der ihn Unterstützenden ihm mitgeholfen hätte.

Nun aber gelangte doch durch alle Wachen hindurch in der Stille der Nacht eine starke Besatzung in die Stadt.

Darauf erging auf unserer Seite der Befehl, alle Arten von Maschinen zu bauen, aber bald darauf erschienen auf Seiten des Feindes

1) 7. Buch von Thietmars Chronik S. 306 und 309.

ganz ähnliche. Nie habe ich von Belagerten gehört, die mit größerer Ausdauer und klügerer Umsicht sich zu vertheidigen bemüht gewesen wären.

Der Heiden wegen errichtete man ein Kreuzifix, und hoffte mit dessen Hülfe würden jene besiegt werden.

Wenn diesen etwas Glückliches widerfuhr, so schrien sie nie auf im Jubel, so wenig wie sie einen Unglücksfall durch ausbrechende Klagen kund gaben.

Thietmar beschreibt nun andere Begebenheiten, kommt dann aber wieder auf Nimptsch zurück und sagt, als die Maschinen fertig waren befahl der Kaiser den Sturm, aber die Belagerten warfen Feuer in des Kaisers Kriegsmaschinen und diese verbrannten vor seinen Augen. Auch Herzog Oethelrich von Böhmen versuchte mit den Seinen die Mauern zu ersteigen aber vergeblich. Nach dreiwöchentlicher erfolgloser Belagerung brach der Kaiser auf und zog nach Böhmen. Soweit Thietmar.

Die Nimptscher können mit Stolz auf ihre Vorfahren blicken, denn wenn diese im Stande waren dem gut gerüsteten Heer des Kaisers, — wenn dieses auch nicht wie Herr Heinel in seiner Chronik von Nimptsch sagt, aus 12 Regionen, sondern wie Thietmar angiebt nur aus 10 auserlesenen Schaaren bestand, — so erfolgreich Widerstand zu leisten, so mußten sie außer der bewahrten alten heidnisch-deutschen Thatkraft noch über bedeutende Mittet verfügen und eine andere Stelle in der Entwicklung einnehmen als man den Bewohnern Schlesiens um diese Zeit beilegt. Auffällig ist, daß Nimptsch schon so früh mit Mauern bewehrt war.¹⁾

¹⁾ Die Annahme Herrn Heinels in der Chronik von Nimptsch S. 8 und 10, daß die alte Stadt an der Stelle gelegen habe, an der heute dieser Name haftet, widerlegt sich schon hierdurch, ebenso, daß erst durch die heil. Hedwig die jetzige Stadt entstanden sei.

Irrig ist es auch wenn er annimmt, die ganze Umgegend bis Jenkowitz u. s. w. habe die alte Stadt Nimptsch gebildet; ich habe dreimal die dortige Gegend aufgesucht um die Möglichkeit einer solchen Stadt zu ergründen, aber ich finde nur, daß eine derartige Stadt schon der örtlichen Lage nach unmöglich ist und den vorgeschichtlichen Verhältnissen in keiner Weise entspricht. Die älteste Stadt Nimptsch hat schon in vorgeschichtlicher Zeit da gelegen wo sie heute liegt, sie hat Verbindung nach den Befestigungen bei Girlachsdorf, dem Schindelberg u. s. w. durch Laufgräben gehabt, das zeigen die Spuren, ganz wie dies an anderen Orten der Fall ist, aber sie war nie größer als jetzt und für die Verhältnisse der Urzeit war dies eine bedeutende Größe. Wenn man alle vorgeschichtlichen Spuren 1 Meile in der Runde zusammenfaßt und auf einen Punkt vereint, dann allerdings ist die Bildung

Thatsächlich finden sich in der Umgegend von Nimptsch Spuren, welche auf eine höhere Kultur deuten, so z. B. der am Rosemitzberge und Chynastlehe bereits genannte Bergbau, auch die Urnen zeigen eine höhere Entwicklung, auch unter den Steinhämmern finde ich solche mit Berrundungen und einer Bearbeitung, wie sie nur durch gute Meißel erzeugt werden kann, und selbst wenn sie nur als Handelsartikel hier gekauft worden wären, so müssen die Bewohner reiche Leute gewesen sein, die einem besseren Geschmack huldigten.

Der Grundgedanke bei der Anlage von Nimptsch ist derselbe, wie an allen anderen alten deutschen Schanzen: Ein hoch gelegenes Außenwerk, das erst geschüttet werden mußte, hier das Schloß, an das sich südlich das große Schanzenwerk schloß, das in seiner späteren Entwicklung zum Mauerbau doch die Form des Vierecks mit abgerundeten Ecken bewahrte. Auch hierbei sind starke Aufschüttungen erforderlich gewesen.

Welche Wandlungen die alte Schanze, in welcher heute die Stadt Nimptsch steht, vollzogen hat, in wie vielen Wällen sie sich in dem das Ganze umschließenden Außenwall aufbaute, das läßt sich nur mutmaßen. Vergleiche ich aber den Grundriß des Außenwalles, wie ihn die heutige Stadtmauer theilweise noch darstellt, mit der Schanze bei Girlachs Dorf, so ergiebt sich, daß beide im Grundriß gleich sind. Die Länge ist dieselbe und die Abweichung in der Breite ist gering. Zwischen beiden besteht nur der Unterschied, daß in Girlachs Dorf die Schanze ihre ausbauchende Vorschanze westlich, und die Schanze in Nimptsch diese Vorburg östlich hatte, was in den örtlichen Verhältnissen bedingt war. Fig. 106 veranschaulicht dies im Maßstabe der Meßtischblätter.

großer Städte leicht, aber sie ist falsch und bedauerlich, da sie unrichtige Vorstellungen verbreitet.

Nicht in der fabelhaften räumlichen Ausdehnung, sondern in dem reichen gewinnbringenden Durchgangsverkehr ist die Größe von Nimptsch zu suchen und in der erwiesenen Thatkraft seiner damaligen Bewohner.

Daß auch die alten Städte ihre Vorstädte hatten, wissen wir, eine solche wird auch die jetzige im Schutz der Burg gelegene Altstadt gebildet haben und als Nimptsch deutsches Stadtrecht erhielt, also eine neue Stadt wurde, mag wohl die heutige Altstadt ihre alte Verfassung und damit den Namen Altstadt behalten haben.

Wenn der neue Chronist angiebt, die Dörfer Sahndorf u. a. seien von den Tataren vernichtet worden, so habe ich dafür keinen geschichtlichen Beleg finden können.

Wenn Koblitz, der Chronist von Frankenstein, sagt, daß Nimptsch schon immer der Sitz der Deutschen gewesen sei, so stimmt das mit meinen Wahrnehmungen überein. Ob gerade das Jahr 1015, wie er angiebt, einen neuen Zugzug durch die Königin Richeza gebracht habe, ist gleichgültig, betrachtet man aber die zwei Jahre später erfolgten heldenhaften Kämpfe der heidnisch-deutschen Nimptscher, so muß man annehmen, daß in der eigentlichen Stadt diese vorherrschend waren. Ja schon 990 sagt Thietmar, daß Boleslaw die Stadt ohne Widerstand nahm, weil die Bewohner Ungläubige waren. Der Besitzer der Burg scheint Slave und Christ gewesen zu sein, seine Preisgebung und Hinrichtung ist anders nicht erklärbar.

Die damaligen Großen gingen aus politischen Gründen oft rasch zum Christenthum über und wenn ihnen auch ihre slavischen Unterthanen folgten, bei den Deutschen fanden sie darin selten Nachfolge. Es mag daher wohl der Besitzer der Burg für seine Unterthanen in der polnischen Ansiedelung der Altstadt eine Kirche errichtet, in der jetzigen Stadt kann sie aber nicht gelegen haben.

Es spricht dafür auch, daß sich die Pfarrwiedemuth in der Altstadt befindet.

Pfarrer Brunn in seiner Geschichte der katholischen Kirche zu Nimptsch erklärt auch, daß die Adalbertskirche in der Altstadt stand.

Ob man nun annimmt, die Altstadt habe ihren Namen erst erhalten, als die eigentliche Stadt deutsches Recht erhielt, oder sie sei die älteste Ansiedelung, das ist völlig gleichgültig, es wird dadurch an der Thatsache nichts geändert, daß sie niemals eine größere Bedeutung gehabt hat als heute, schon ihrer Lage nach ist das nicht möglich.

Den Straßenzug Wartha-Oswitz über Nimptsch habe ich bereits beschrieben, ich folge dem von Reichenbach herüber leitenden Hahnweg weiter und gelange auf einem Fußpfad südlich zum Fuß des Spitzberges.

Da wo an seinem Fuß der Pfad die erste Thalmulde schneidet, ungefähr 600 Schritt von Kunsdorf nordöstlich, da folge ich der Mulde zum Spitzberg hinauf. Etwa 200 Schritt weiter verengt sich die Mulde zur Schlucht und theilt sich in zwei Arme und an dieser Stelle steht ein 6 m hoher Erdkegel, der an der Krone eine Länge von nur 4 und eine Breite von nur 3 m hat.

Von drei Seiten steht er in der Schlucht, die vierte Seite schneidet ein 7 m breiter, 2 m tiefer Graben, auch der dahinter hoch gelegene

Streifen von 10 m Breite und 25 m Länge, den die Schlucht an zwei Seiten umschließt, hat auffällige Formen, ich habe über beide Punkte aber nichts erfahren können.

Der Spitzberg.

Seine Kuppe hat eine Länge von 40 und eine Breite von 12 m, auf ihr mußte der Entfernung und der örtlichen Lage nach ein Wartthurm stehen, ich finde jedoch nichts davon, aber die Ueberlieferung sagt, daß bereits in der Mitte des neunten Jahrhunderts ein kaiserlicher Heerführer Namens Bonca die Berge um Nimptsch und den Spitzberg mit hölzernen Bollwerken befestigen ließ.¹⁾

Knie sagt bei Besprechung des Buschhauses, daß auf dem Spitzberge noch Ueberreste einer alten Befestigung vorhanden sind (also 1845). Ich fand sie nicht mehr. Ein alter Pfad leitet nördlich am Spitzberg vorüber nach Siegroth, (Urnenfunde) nach Reichau, dort befindet sich ein Schloßberg, führt dann zum alten Schloß nach Neobschütz und so reiht sich Pfad an Pfad und Straße und Schutzwehr eine an die andere.

Wiederum 3 km südöstlich vom Spitzberg befindet sich der ringsum freistehende

Raffernberg.

Von hier ist eine Aussicht soweit das Auge reicht. Die Kuppe des Berges ist ein Viereck von 3 und 4 m, stark zerrüttete Spuren deuten auf einen Wall, der den Raum in einem Durchmesser von 12 m umschloß, nordöstlich ist noch der Rest eines steil abfallenden Grabens von 2 m Tiefe, sonst nichts erhalten. Zimmermann nennt jedoch vor hundert Jahren noch die Reste von Mauerwerk.²⁾

Nur 1600 m südöstlich liegt in der schönen fruchtbaren Ebene die erste große Beste an diesem Straßenzuge, 1 Meile von Nimptsch, es ist die alte Burg

Cepliwoda.

Fig. 104.

Der Ort wird bereits 1287 genannt als Ceplawode³⁾ (warmes Wasser).

1) Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. v. Zimmermann, Brieg 1783 Bd. I. V. 46.

2) Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. v. Zimmermann, Bd. I Stück IV S. 27.

3) Schles. Regesten 2006.

Ein bis 10 m hoher Erdwall mit vier vorspringenden Bastionen umschließt einen verhältnißmäßig kleinen Innenraum.

Die Grundform ist dieselbe, wie in dem alten Schloß zu Schön-Johnsdorf, zuerst ein bis 50 m breiter bewässerter Graben, dann der steil daraus aufsteigende Wall mit vorgeschobenen Eckwerken, dann nochmals ein theilweise bewässerter innerer Graben und dann die Gebäude.

Von den vier Bastionen sind zwei zerstört, auf der Südseite wurde der Graben verschüttet und dazu wohl der Boden desalles und der Bastionen verwandt.

Die Zeit, wenn dies geschah, läßt sich ungefähr berechnen. Auf der geebneten Fläche stehen Kastanienbäume von 2,30 bis 3,60 m Umfang; sie konnten erst gepflanzt werden nach Abtragung desalles. Die Kastanie wächst schnell, ich schätze ihr Alter auf etwa 100 Jahr. Damit deckt sich auch die Angabe in Knie's Ortsregister, wonach das Schloß erst 1785 wieder zur Wohnung eingerichtet wurde. Ursprünglich hat in dem Innenraum nur ein geräumiger viereckiger Thurm gestanden, später ist um diesen südöstlich ein runder Anbau errichtet worden, wie sich dergleichen an den Pfeilern alter Kirchen finden, so daß nur ein kleiner dreieckiger Hofraum blieb. Von Funden ist nur ein Steinhammer erinnerlich. Nun tritt hier eine Sage auf, daß ein unterirdischer Gang bis Ober-Johnsdorf gehe und da der gegenwärtige Herr Inspektor mit großer Liebenswürdigkeit und ihm zur Seite stehender Ortskenntniß, den Führer machte, so konnte ich Folgendes ermitteln: Südwestlich im Garten, dicht am Wasser, ist die Oeffnung eines 4 m breiten Gewölbes, das sich gegen 30 Schritt weit begeben läßt, dort aber verschüttet ist. Ferner im Schloßhof, rechts von der Steinsäule im Anbau, befindet sich eine niedrige Thür, durch sie führt ein schmaler Gang steil abwärts und mündet in ein Gewölbe von 4 m Breite und 2,40 m Höhe das in nördlicher Richtung immer steil abwärts führt bis es etwa 40 Schritt vom Eingang entfernt durch eine ersichtlich später geführte Mauer geschlossen wird.

Das ist der unterirdische Gang, in welchem nicht nur gegangen sondern auch mit schmalspurigen Wagen gefahren werden konnte.

Der Eingang paßt nicht zu dem Gewölbe, er ist später mit dem Anbau entstanden als man eines Kellers bedurfte.

Nun liegt aber auch außen im östlichen Hauptwall eine gleiche Unterkellerung die jetzt durch zwei Eingänge nutzbar gemacht wurde, aber auch am Nordende vermauert ist.

Ob alle drei Gänge sich nordöstlich in einen Gang vereinen ist noch nicht ermittelt. Die alte Sage aber hat hier wieder einmal ihr Recht behauptet.

Geschichtlich wird „die gemauerte Beste“ schon früh erwähnt, 1287 besaß sie Albert genannt Barba, 1322 Sefeling, 1375 Konrad von Tepplewode. 1443 wurde sie als Raubnest zerstört, dann einem Ulrich Gotsche übergeben, 1476 besaß sie der Herzog Heinrich I. von Münsterberg und übertrug sie an die Brüder Kunz und Heinrich von Seidlitz als Lehen und 1502 wurde sie den Nachkommen von Seidlitz erblich übertragen.

An dieser Stelle bleibt noch viel zu ermitteln. Im Felde des Oberdorfes Teplinoda sind reichliche Urnenfundstätten.

3 km weiter am selben Straßenzuge liegt „Zinkwitz.“ Das Dorf wird schon 1287 genannt, wo Albert Barba die Schenkung seines Großvaters an das Kloster Heinrichau bestätigt. Das Dorf ist also schon vorher vorhanden gewesen. Für die Vorgeschichte habe ich jedoch ebenso wenig ermitteln können wie in Alt-Heinrichau das schon 1222 genannt wird, wo 3 Bischöfe und 1 Herzog Gäste des Besitzers waren, es mußte also ein geräumiges Schloß vorhanden sein. 3 km weiter liegt das 1227 eingeweihte Kloster Heinrichau. 1241 wurde es durch die Tataren zerstört und wenn heute von vorgeschichtlichen Spuren nichts mehr vorhanden ist, so darf das nicht auffallen. Daß sich ehemals hier die Straßen kreuzten habe ich schon erwähnt und die frommen Herren werden nicht ohne Grund ihr Kloster gerade an diese Stelle gesetzt haben.

Die nächste Spur der Vorzeit erscheint erst 4 km weiter in Heizen-
dorf und ist unter dem Straßenzuge Glas-Mummelsberg schon besprochen.

2 1/2 km östlich liegt „die Gucke in Berzdorf,“ 4 km weiter zieht sich die Straße über das schon besprochene Rumern und schließt damit an die Straße über Haltauf nach Grottkau die schon beschrieben ist.

XVI.

Die alte Wansener Straße und ihre
Abzweigungen.

Ich berühre hier einen alten Straßenzug, der mit den Handelswegen der Alten in Verbindung steht, gleichviel ob seine Richtung nach den Sternen bestimmt worden sei oder nicht.

In einer Grenzfestsetzung vom Jahre 1202 wird einer Straße von Strosa erwähnt, die in ihrem Lauf von Westen nach Osten in Wansen mündete.

Ich halte das Dorf Struse für das alte Strosa. Denn durch eine Bestimmung vom 23. October 1254 (Schlesf. Reg. Nr. 878) wird der Markt in Strosa von Montag auf Sonnabend verlegt, um dem Markt in Kostenblut nicht zu schaden. Auf die Stadt Stroza (Neumarkt) kann das keinen Bezug haben, denn diese liegt $1\frac{1}{2}$ Meile von Kostenblut und da die damaligen Wochenmärkte hauptsächlich von den Dörfern der Bannmeile besucht wurden, so waren die Uebelstände eines gleichen Markttages dort nicht so fühlbar als da, wo sich Städte so nahe lagen wie z. B. Strehlen und Wansen. Struse liegt von Kostenblut auch nur $\frac{3}{4}$ Meilen und da war es nöthig, die Markttage zu trennen. Wäre unter Strosa Neumarkt gemeint, so würde die Benennung der nach Wansen führenden Straße zunächst nach der schon vorhandenen Stadt Kostenblut erfolgt sein, durch die sie doch gehen mußte. Für meine Zwecke ist es völlig gleich, ob Struse oder Neumarkt mit dem Namen Strosa gemeint sei, denn ich halte den Straßenzug, welcher von Liegnitz über Neumarkt herabkam für die genannte Straße.

Betrachten wir die Karte, so hat der Lauf der alten Straße von der Nordsee zum schwarzen Meer fortwährend die Richtung nach Südost. Bei Neumarkt biegt er plötzlich herum nach Ost.

Fügt man aber die Straße von Struse nach Wansen an den alten Straßenzug, so ergibt sich die richtige schnurgerade Linie von Lüben-Neumarkt über Wansen in der Mitte Schlesiens zwischen Ober und Gebirge nach Oberschlesien hinauf.

Je mehr Breslau empor kam, desto mehr mußte die Straße von Neumarkt über Wansen zurückgehen, bis sie ganz aufhörte eine durchgehende Landstraße zu sein.

Innerhalb des von mir beschriebenen Gebiets erscheint an dieser Straße zuerst Queitsch und Altenburg, deren Schanzen bereits beschrieben sind. Stein ist ebenfalls schon beschrieben, ihm folgt Groß-Tinz, das unter dem Namen Tinchia schon 1189 genannt wird und eine Kirche besaß. (Regesten 55, 58, 79, 87, 147, S. 324, 177a, 613.) Daß es schon früh vorhanden war, bekunden die dortigen Urnenfunde.

Die Straße zog östlich weiter durch Schönfeld, dieser Ort wird schon im Jahre 1200 und 1202 genannt. Die Urkunde ergibt, daß er früher den Namen Lanca führte und daß Herzog Wladislaw von Polen, als er im Jahre 1149 aus der Verbannung zurückkehrte, ihn seinem treuen Diener Bogdan von Bohrau verliehen habe, für die Beschwerden, die er als sein Begleiter in der Verbannung ertragen habe.

Dieser Bogdan vererbte das Dorf auf seinen Sohn Razo, von diesem kaufte es sein Vetter, der Diakonus von Bohrau Bartholomeus. Dieser schenkte es sammt seiner ganzen Habe schon am 6. April 1200 dem Kloster Leubus und erbat sich nur die Erlaubniß, auf diesem nunmehr der Kirche gehörigen Besitz bis zu seinem Ende bleiben zu dürfen. Trotz der Bitte des Herzogs Heinrich behielt er für seine Frau und Kinder nichts zurück, sondern überließ sie nur der Barmherzigkeit des Abtes, der auch menschlicher dachte, als der priesterliche Vater und dem Sohne Bogdan das Gut Dyas bei Neumarkt gab. Nach der Schenkung muß Bartholomeus bald gestorben sein, denn schon am 23. Mai 1202 hatte das Kloster das Erbe angetreten und der Herzog Heinrich beging die Grenzen (Schlesf. Reg. Nr. 70, 78, 79).

Die Straße von Struse nach Wansfen nahm damals schon denselben Lauf, den sie heute als Fahrstraße hat und ging nördlich 800 m von Bohrau über die Lohe bis wohin sie gleichzeitig die Grenze von Schönfeld bildete und wahrscheinlich schon 1149 gebildet hatte.

Die Straße aber, der ich folge, ist viel älter, war 1202 auch noch vorhanden, wenn auch wie heute, wahrscheinlich nur als Pfad. Er leitet geradeaus von Schönfeld nach Bohrau, zwischen beiden Orten fließt die Lohe, sie ist in der Urzeit in großer Breite geflossen, ihr Lauf reichte bis an Bohrau, das zeigen die stellenweise noch vorhandenen steilen Ufer, wahrscheinlich zog die kleine Lohe hier vorüber. In dieser Zeit waren für den Uebergang Schutzwehren erforderlich und ich finde eine solche zwischen Schönfeld und Bohrau.

Ein Hügel von 80 und 90 m Durchmesser in der Grundfläche wurde in der üblichen Form im abgerundeten Viereck geschüttet, er steigt 3 m hoch auf und wird von einem bis 20 m breiten Wallgraben umschlossen, an dem sich von Nord herum nach Südost ein noch gegen 300 m langer Außenwall zieht.

Die Kuppe hat heute noch einen Durchmesser von 60 und 70 m, auf ihr befindet sich ein Wirthschaftsgebäude, das gleichzeitig das Thor bildet, dann ein Schuppen und ein kleines Wohnhaus, das den Namen Käferei nach dem in ihm betriebenen Gewerbe führt. Die Bevölkerung in Bohrau bezeichnet den früheren Namen als „Burg Schönfeld“ nach der örtlichen Lage.

In geschichtlicher Zeit waren die örtlichen Verhältnisse schon andere, die Lohe hatte entweder ihren Lauf selbst verändert oder sie war zum Mühlenbetrieb anders geführt worden, 1202 floß sie schon zwischen Schönfeld und der Burg und zwischen letzterer und Bohrau lag nur noch ein großer Sumpf.

1202 bildete die Lohe von der Wansener Straße südlich die Grenze, heute führt diese 350 Schritt in zwei Bogen quer über die Wiese, ersichtlich mündete ehemals hier die kleine Lohe in die große und wurde später bei Anlage der Mühle nordöstlich abgelenkt, die alte Grenze aber blieb.

Bei Begehung der Grenzen von Schönfeld am 23. Mai im Jahre 1202 wird zwischen Bohrau und dem großen Sumpf, des Herzogs Wüstung Gola genannt, auf der der herzogliche Zeidler Golusch wohnt.¹⁾

1) Von hier ab giebt die Urkunde eine falsche Grenze an, sie sagt sie führe von Süd nach Ost nach Tinz, während sie in der Wirklichkeit von Nord nach Süd 600 Schritt von der Lohe führt, dann im rechten Winkel nach West herum schwenkt, 620 Schritt weiter an die Lohe schließt und nun dem Lauf der Lohe aufwärts in westlicher Richtung bis zur Grenze von Tinz folgt. Auch die Bezeichnung der Grenze von der Straße nach Wansen wasserwärts ist sehr mangelhaft, da erst die große Lohe die Grenze bildete und dann die kleine.

Auch die Bezeichnung der Straße von Domschau durch Gola nach Nimptsch ist so irrig als möglich, es ist als ob Jemand schriebe „die Straße von Breslau nach Strehlen führt über Dhlau.“ Ich gewinne den Eindruck, daß die Begehung der Grenze gar nicht erfolgte, und daß dem Schreiber die Grenzen nur vom Hörensagen bekannt waren. Die Finger der Herren in

Wir sehen, daß ein verödeter Ort Gola schon 1202 ringsum mit Wald bewachsen war. Wir finden aber auch, daß damals noch eine Straße von Gola nach Domschau und ebenso von Gola nach dem Schlosse Nemech, nach Nimptsch führte, die durch Anlage von Fischteichen nicht unterbrochen werden sollte.

In Gola war demnach der Kreuzungspunkt, auch für die von West nach Ost führende Straße nach Banjen. Diese Wege konnten ihren Lauf nur über die Sumpfburg bei Gola nehmen, hier mußte sich ein Schloß befinden. In dem geschütteten Hügel befinden sich auch große tiefe Keller, welche weit über die Grundmauern des Wohnhauses hinausreichen und aus einer Zeit stammen, in der hier ein Schloß stand, ehe der Ort Gola vor 1202 eine Wüstung war. Nun heißt es in der angeführten Urkunde in Bezug auf die Bestimmung der Lage „situs castelli, super quod curia eorum schon zur Zeit Boleslavs gebaut ist.“ Damit ist der Weste gedacht, ohne daß ihr eigentlicher Name genannt wird. Der Sage nach soll ein jetzt vermauerter unterirdischer Gang bis nach dem Zobten geführt haben, die alte Fluchtlinie ist demnach hier auch noch im Gedächtniß. Nun mußte aber an der anderen Seite des Sumpfes eine andere Schutzwehr liegen und es erscheint nur 300 m östlich der Rest einer alten Schanze in Bohrau, da wo jetzt die katholische Kirche steht, hat der Ueberlieferung nach die „alte Burg Bohrau“ gestanden. Ein Grabenrest ist noch auf der Nordseite vorhanden und endet, wo das Ufer gegen 4 m hoch steil aufstieg am ehemaligen großen Sumpf. Diese Schanze hat, wie der Augenschein lehrt, nicht nur den Raum der Kirche, sondern auch des Pfarrhofes umfaßt und besaß eine Länge von etwa 200 und eine Breite von 100 m.

Beide zusammen, die Burg im Sumpf und die Burg Bohrau entstammen alten Schanzen, ihre Anlage entspricht dem Zweck, den Uebergang zu sichern.

Das Schloß Bohrau wird schon 1202 als Borow und 1306 Borow genannt. (Reg. 78, 79.) In und um Bohrau sammelt Herr E. Florian alle Funde der Vorzeit.

Leubus scheinen bei dieser Schenkung nicht ganz rein zu sein, die lange Einleitung der Urkunde sollte wohl nur die mangelhafte Hauptsache, die unrichtige Grenze verdecken. Die Wirklichkeit dürfte wohl den unnatürlichen Gatten und Vater und den barmherzigen Abt in anderer Stellung zeigen. —

Urnen wurden in der Gemeinde-Sandgrube gefunden. Der von Domschau über Gola heraufkommende Pfad kann seiner Richtung nach nur über Ottwitz nach Strehlen geführt haben. „Das Schloß in Ottwitz“ ist zwar unwässert, hat jetzt aber durchweg Mauerbau. Die Zugehörigkeit zur Heidenzeit ergeben die von Pastor Senf in der Umgegend gefundenen Urnen und Schädel mit Schläfenringen. Weitere Spuren in der Richtung Strehlen fehlen, ich folge daher der alten Wansener Straße über Großburg, wo sich ebenfalls keine Spur der Urzeit findet,¹⁾ nach „Baumgarten,“ dort liegt ein Wallgraben, der im abgerundeten Viereck einen Raum von 80 und 90 m Durchmesser umschließt und für das kleine Schloß viel zu groß ist. Hier hat von Bohrau ab die erste große Schanze gelegen, aber andere Zeichen der Vorzeit fehlen.

Die nächste Schanze fand sich erst westlich 1500 m von Weigwitz und hieß

der Kan.

Der Name bedeutet junges Kiefernholz (Kanicht). Die Schanze wird in Knie's Ortsregister Seite 729 und auch in den Schles. Provinzialblättern erwähnt. Gegenwärtig ist sie so vollständig abgefahren, daß die Stelle nur noch von den bei der Abfuhr beschäftigten Arbeitern bestimmt bezeichnet werden kann. Sie befindet sich östlich der Breslau-Wansener Straße an der Apothekerbrücke. So viel ich ermittelte, wurde sie durch einen Doppelwall gebildet, dessen Gräben bewässert waren.

Die Abfuhr erfolgte im Jahr 1827, sie ergab viel Brandschutt, rothgebrannten Lehm, Asche, Holzreste, Eisengeräth verschiedener Art, Küchenscherben, einige schön polirte Steinärte und dergl. An dieser Schanze bildete sich ein Straßenknotenpunkt, denn einmal führte die alte Breslau-Neißer Straße hier vorüber, mit ihr verband sich die Straße von Strosa nach Wansen. Dann aber zweigte ein Arm nordöstlich ab und führte nach Weigwitz.²⁾ Westlich des heutigen Dominiums befand

1) Der Ort wird 1338 genannt.

Die Sage leitet den Namen nicht von einer großen Burg, sondern von einem großen Eber ab, der in Schlessen Borg und auch Burg genannt wird. Ein Herzog soll ihn hier erlegt haben und im jetzigen Dorf Schweinebraten soll er zubereitet und verspeißt worden sein.

2) 1319 wird Witkowitz bei einer Grenzbestimmung genannt. Pfarr-Archiv von Jauer, S. 129 R.-N. 11, 2.

sich ein Rundwall und ein bewässerter Graben. Bei Ebung und Abfuhr desselben fanden sich Urnen, Asche, gebrannter Lehm, Scherben aller Art, Eisenzeug und zwei schön polirte Steinärte. Von hier führte die Straße über die nur 3 km entfernt liegende Schanze „Alt-Breslau“ an der Brandmühle, welche den Übergang über die Ohle sicherte und schon genannt wurde.

2500 m östlich von ihr liegt „Klein-Dels.“¹⁾ Die Lage von Schloß und Kirche deuten auf eine alte Schanze, aber der gewaltige Mauerbau hat ihrer nicht mehr bedurft und nur die Funde an Urnen und Bronze sprechen von der Zugehörigkeit zur Vorzeit. Wiederum 3 km östlich gelange ich nach Klein-Zenkwitz, hier kreuzt die Straße mit einem Straßenzuge, der von Grottkau heraufkommt und nach Ohlau führt. Hier liegen zwei Schanzen.

Der Walberg bei Klein-Zenkwitz.

Südlich der Straße, östlich am Ausgange des Dorfes, im Garten des Bauer J. Sabisch erhebt sich ein Schanzenrest von 25 m Länge, 2 m Höhe und 9 m Sohlenbreite, nördlich an ihm liegt der Rest eines 5 m breiten bewässerten Wallgrabens.

Nach Süd markiren sich in der Saat die Spuren des ehemaligen Grabens, und daß auch der Wall sich in dieser Richtung erstreckte und abgefahren wurde, ist dem gegenwärtigen Besitzer noch bekannt.

Die Spuren lassen sich auch noch westlich verfolgen und hat der innere Ringplatz etwa 30 m Länge und 25 m Breite gehabt.

Diese Schanze steht im Zusammenhang mit der nur 600 m nördlich davon entfernten, welche sich noch in meßbaren Formen, wenn auch

1) 1226. Die Tempelherrn erhalten Klein-Dels. Regesten S. 155, Bd. I. Die Nachricht ist nicht zweifellos.

1227. Bischof Lorenz befreit mit Zustimmung des Kapitels die Tempelherrn in Dlesniza von den Zehnten. Regesten Nr. 316.

1377. Ludwig Herzog von Schlessen, Herr zum Brieger, bestimmt die Uebergabe des Hofes zu Klein-Dels an die Brüder mit 4 Hufen Acker oder wenig mehr, die zu demselben Hofe von Alt her gehört haben zur Aussetzung und Anlage eines neuen Dorfes, das auch den Delsen Namen haben soll. Pfarr-Archiv von Zauer, S. 146 R.-N. p. 5.

verackert, auf dem Acker des Bauer Hubrich zu Klein-Zentwitz an der Straße befindet, sie trägt den Namen:

Der Kirchhof.

Fig. 94.

Auf einem Hügel befinden sich die Reste eines noch auf drei Seiten gut erkenntlichen Rundwalles. Die innere lichte Länge mißt 50 und die Breite 28 m.

Die Wallreste markiren sich noch auf eine Höhe von etwa 1 m. Nach West ist die Schanze offen.

Zahlreiche Urnenscherben fanden sich noch auf dem nicht frisch umgeackerten Theil außerhalb der Schanze.

Sonst ist nichts zu ermitteln.

Diese beiden Schanzen deckten einen Straßenknotenpunkt. Nach Osten theilt sich die Straße. In nordöstlicher Richtung führt sie über Günern und Heidau, die sehr alte Kirchen besitzen, nach Linden, dessen Kirche auch auf erhöhtem Punkte steht und von da nach dem Bammel-damm.

Dieser Straßenzug hatte von hier aus Verbindung sowohl nach Ritschen wie auch nach Brieg.

Von der Schanze Kirchhof bei Klein-Zentwitz zweigt noch ein alter Weg ab, er dient nur als Ackerweg, führt aber durch die sogenannte Schwedenfurth im Günernbach direkt zum Krähenberg bei Mollwitz, dessen Zugehörigkeit zu den Schanzen der Vorzeit bereits besprochen ist.

Jetzt kehre ich zurück nach Weigwitz und nehme den Theil der Straße auf, der nach Wanssen führt.

Die nächste Schanze befand sich 3 km südlich von Weigwitz auf der Viehweide bei Wanssen, nordöstlich gegen 1000 Schritt von der Stadt Wanssen und hieß

Das alte Schloß.

Es lag südlich der Rohrmühle; Anie und andere nach ihm nennen es, es ist geebnet und war nur eine kleine Uebergangsschanze am linken Ufer der Ohle. Die große Schanze am rechten Ufer muß da gelegen haben, wo heute die Stadt Wanssen steht. Sie wird schon 1202 Wanzow genannt, erhielt schon 1250 deutsches Recht, auf ihre Bedeutung habe ich bereits hingewiesen.

Südtlich von Wansen in der alten Stadt wurden Steinhämmer, Urnen zc. auch von Pfarrer Senf gefunden.

Westlich des Dorfes steht eine Kapelle, an ihrer Stelle soll sich vorher ein Hügel befunden haben, sonst ist nichts bekannt.

Von hier führte die Straße über „das alte Schloß bei Kanschwitz,“ seine Wallreste sind schon vor einigen 60 Jahren abgefahren worden, wie mir nach Aussage alter Leute durch den Ortsvorsteher in Johnwitz geschrieben wurde. Weiteres konnte ich auch an Ort und Stelle nicht ermitteln.

Die Straße führt über Hermsdorf, dessen Kirche auf einem Hügel steht und nun trennt sie sich von dem alten Straßenzuge Breslau-Wansen-Neisse und tritt selbstständig unter dem Namen „die alte Wansener-Straße“ auf.

Der erste Ort den sie berührte war Marienau, die dortige Schanze durch die sie hindurch ging ist bereits beschrieben.

Von Marienau, wo Urnen der kleinen Form und 1 Steinhämmer gefunden wurden, führten hohe, jetzt abgefahrene Dämme, weiter zu dem untergegangenen Dorf

W i s c h e.

Fig. 24.

Alle alten Leute erklären das Dorf sei „untergegangen“ und betonen dieses Wort ohne sagen zu können, auf welche Art dies erfolgte.

Die jüngeren Leute legen sich das „untergegangen“ nach ihrer Art zurecht und deuten auf Pest oder Krieg.

Eine Besichtigung der Dertlichkeit zeigt einen gegen 3 m hohen, an der Krone bis 5 m breiten und noch bis gegen 200 m langen Damm, in welchem auch das Knie vorhanden ist, das stets auf eine dahinter liegende Schanze schließen läßt. Fig. 24.

Das umliegende Land ist noch jetzt zum größten Theil Wiese. Das Dorf hat noch in geschichtlicher Zeit gestanden, denn im ältesten Decemregister wird es als Wece genannt,¹⁾ was gleichbedeutend mit Wiese ist.

1) 1329. Boleslaw bekundet, daß Günther von Blankenburg und seine Schwester Elisabeth das ihnen angehörige Gut allgemein die Wiese, Wese, Weze, Wische genannt, Grottkauer Kreises an den Comthur Rithlig

Der Damm diente gleichzeitig als Straße, er besitzt heute noch eine große Stärke, aber die gegen 120 Morgen große Teichfläche, die das Wasser aller östlich und südlich gelegenen großen Teiche bis vom Walde südlich von Olbendorf aufnahm, mußte, wenn sie der Sturm in Bewegung setzte, den Damm brechen und das ist geschehen.

Zum Unglück für das dahinter liegende Schloß und Dorf vereinte sich hinter dem Dorfe der westlich des Teiches entlang führende Fluthgraben mit dem in kurzem Bogen an dem ansteigenden Lande herumfließenden Wasser des Teiches, und in dem Augenblick, da der Damm brach, ergoß sich die Fluth auch von der Nordseite über das Dorf.

Hier an diesem Ort hat denn doch die Vorsicht die alten Bewohner etwas verlassen, sie haben sich gegen die Elemente zu stark gefühlt. Wenige Schritte östlich konnten sie auf höherer Lage ihr Schloß und Dorf sicher errichten, wenn nicht der Zweck der Straßenschanze für die Anlage von Anfang an bestimmend gewesen wäre.

Die Sage berichtet: Als der Untergang erfolgte, befanden sich nur zwei Kinder außerhalb des Dorfes, ein Knabe und ein Mädchen, als diese das Ereigniß sahen, lief der Knabe in der Richtung nach Lichtenberg, das Mädchen nach Marienau.

Die beiden Gemeinden behielten die Kinder und theilten sich in die Feldmark so, daß Lichtenberg¹⁾ den größeren Theil bekam.

Lichtenberg wurde 1242 mit 59 Hufen nach deutschem Recht angelegt, heute besitzt es 5757 Morgen, also fast 96 Hufen. Es sind ihm demnach 2217 Morgen oder beinahe 37 Hufen durch den Untergang von Wische zugefallen.

um 40 M. gewöhnliches Gewicht verkauft habe. Sowohl der Zins von 10 Hufen, als auch die freie Scholtisei wurden dem Orden vom Lehns Herrn überlassen. Pfarr-Archiv Zauer, S. 131 aus den R.-M. p. 117.

1331. Boleslaw hat das nun dem Orden angehörige Gut Wese dem Ohlauer Kreise einverleibt und von allen herzoglichen Diensten und Abgaben frei gegeben. Pfarr-Archiv Zauer, S. 131 R.-M. p. 118.

1387, 28. April läßt Peter von der Wesen seiner Frau Agnes sein Gut Hertwigswalde auf. Cod. Dipl. XIV. Bd. S. 80 B. 411.

1) 12. Juni 1242. In monte Slenz (im Schlosse auf dem Zobtenberge.) Herzog Boleslaw giebt dem Schultheißen Herrmann alles das Recht, welches früher Ulricus de alta jago, der wegen seiner insolentia Landes ver-

Der ehemalige Name Wiese ist durch die Feldmesser sinnlos in Wischau verdorben, in die Grundbücher übergegangen. Die Sage findet sich in sofern bestätigt, als Lichtenberg noch jetzt den größten Theil dieser Aecker besitzet.

Nun berichtet die Sage weiter, daß sich nach Sonnenuntergang Niemand auf den Feldern sehen lassen dürfe, dann gehe die weiße Wischer Frau um die Felder.

Ein Häuschen soll der Vernichtung entgangen sein und sich bis auf die Gegenwart erhalten haben und hier ergeben weitere Nachforschungen, daß in der That noch bis zur Ackertheilung in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, dort ein kleines Häuschen bestanden hat, das den verschiedensten Zwecken diente.

Zuletzt war es Schlupfwinkel für Diebe und sein Abbruch wurde beschlossen; zu diesem Zwecke kaufte es der in der Wansener Gegend reich begüterte und in Lichtenberg wohnhafte Brauereibesitzer Klose.

Doch das Häuschen ging nicht ungerächt aus der Welt, als Klose sein Eigenthum beim Abbruch besah, schlug plötzlich eine Lehmwand um und zerbrach dem alten Herrn beide Beine.

Wische war Stützpunkt der Straße, nach dem Dambruch hat sich dieselbe in einem Bogen herumgezogen um wieder in die alte Richtung zu gelangen und seit der Separation ist der Straßentheil zwischen Wische und dem Hanselberg ganz beseitigt.

Der Hanselberg.

Chemals führte die alte Straße von Wische hier vorüber, jetzt geht sie bei der Windmühle nördlich Obendorf in die Straße nach Marienau.

wiesen worden ist auf dem Gute Lichtenberg gehabt hat, unschädlich den drei der Kirche zustehenden Freihufen.

Die Urkunde ist ohne Zeugen ausgefertigt und ihre Echtheit ist zweifelhaft. Regesten Nr. 588.

29. Januar 1289. Lichtenberg von Herzog Heinrich an Konrad Winer verkauft. Regesten 2101.

23. October 1290 erlangt Konrad Winer auch das Patronat. Regesten 2167.

3. März 1376 wird es von dem Ritter Hengel Kreging von Bedlig dem Bischof Prezlaus für 1600 Mark verkauft. Zeitschrift d. V. f. G. u. N. VI. 89 und 809.

Nach dem Meißner Lagerbuche hatte Lichtenberg damals 59 Hufen.

Der Hanselberg erhebt sich in der großen Ebene 13 m hoch und gewährt die schönste Rund- und Fernsicht.

Auf seiner Höhe befindet sich eine Sandgrube, durch sie ist der Berg um seine ehemalige gegen 3 m höhere Kuppe gekommen.

Auf der Ostseite, etwa 3 m tiefer als die jetzige Kuppe, befindet sich eine geebnete Fläche, wie sie an allen Schanzenbergen vorhanden ist und auf ihr lassen sich deutlich die Erhöhungen und Einsenkungen einer ehemals gegen 30 m langen und etwa 20 m breiten langrunden Schanze verfolgen, die allerdings nur dem geübten Auge erkenntlich sind.

In der Bevölkerung konnte ich nichts ermitteln, nur ein Quell sei nördlich des Berges gewesen.

Vom Hanselberge zweigte in südlicher Richtung eine Straße ab und führte theils durch das Dorf, theils westlich am Dorfe Woiffelsdorf vorüber, vom Berge bis an das Dorf ist sie seit der Flurtheilung verackert, westlich von Woiffelsdorf ist sie noch in einer Breite bis 10 m erhalten und zieht sich als Grenz- und Rasenweg an den Mühlen vorüber, schließt sich an die jetzige Strehlen-Grottkauer Chaussee und hatte über Grottkau Verbindung nach allen Richtungen.

Ich kehre zum Hanselberge zurück. Eine alte Straße führte über Lichtenberg in der Richtung nach Ohlau.

Die alte Wansener Straße, die südlich des Berges in östlicher Richtung vorüberzieht, bildet gleichzeitig die Grenze zwischen Lichtenberg und Woiffelsdorf, sie beschreibt ohne ersichtlichen Grund zweimal einen stumpfen Winkel.

Ob in dem Dreieck, das sich an der Seiffersdorfer Grenze bildet, sich eine Ansiedelung befand, darüber fehlen die Anzeichen.

Südlich von Sorgau aber, wo wieder die gleiche plötzliche Wendung erfolgt, liegt jetzt eine ehemalige, wieder beackerte Lehmgrube, die abgebohten Flächen zeigen rothgebrannten Lehm, hier kann wohl der Vorläufer des nur 600 m nördlich gelegenen Vorwerks Ebenau (Sorgau) gelegen haben. Hier ist auch die Grenze der Feldmark Krippendorf.

Das Dorf Krippendorf.

2 km nördlich von Grottkau führt die Feldmark diesen Namen. Es sind dies dieselben 8 $\frac{1}{2}$ Hufen die bei Aussetzung des Dorfes Neu-

grottkau zur deutschen Stadt von Boiffelsdorf abgezweigt und zu Grottkau geschlagen worden sind.¹⁾

Daß das Dorf vorhanden gewesen ist, bezeugen verschiedene Funde, unter anderen die beim Ziegelmachen aufgedeckten Reste alter Brunnen. In geschichtlicher Zeit stand hier kein Dorf und es muß dasselbe schon in der Vorzeit verschwunden sein.

Die alte Wansener Straße führt nun als Grenz- und Rasenweg bis an die Stelle, wo die Neiße-Brieger Eisenbahn die Tharnau-Guhlauser Grenze kreuzt. Hier hielt sie dieselbe Richtung, die jetzt die Eisenbahn hat und wurde beim Bahnbau 1844 verlegt. 700 m nordöstlich taucht sie wieder auf, denn obgleich verackert, zeichnet sich ihr Lauf quersfeldein bis an das Dorf Deutsch-Leippe.

Die Kirche zu Deutsch-Leippe

steht in einem alten Wall auf einem gegen 1,50 m hohen geschütteten Hügel. Noch vor 40 Jahren zog sich eine Wasserlache westlich und nördlich um die Mauer des Kirchhofs.

Von hier führte der alte Wansener Weg nach Michelau (siehe dort). Von da erscheint der nächste Rest der Vorzeit erst 7 km weiter in

Cantertsdorf.

Das Land ist flach, der Weg liegt nur bis 1 m höher als das Wasser der Neiße, er muß früher schwer begehbar gewesen sein, trat aber Hochwasser oder langer Regen ein, so muß die Verbindung fast aufgehört haben und für diesen Fall waren die kleinen Straßenschanzen werthlos, es mußten größere Unterkunftsräume vorhanden sein und dadurch erklärt sich die große Umwallung des Schlosses in Cantertsdorf.

Ein bis 15 m breiter bewässerter Graben umschließt einen bis 3 m höher gelegenen Platz von 90 m Länge und bis 80 m Breite, in diesem großen Raum steht das jetzige kleine Herrenhaus mit viereckigem Thurm. 3 km von hier liegt Schloß und Stadt

Löwen.

Im Jahr 1257 wird Löwen unter dem Namen Lewin genannt, als eine Mühle durch Kauf an das Hospital zu Lössen übergeht.²⁾

¹⁾ Heine, docum. Geschichte des Bisthums Breslau Bd. II S. 368.

²⁾ Schles. Regesten Nr. 955.

Die Uebergabe der Mühle erfolgte zu Händen des Münzmeisters in Löwen.

Löwen liegt nicht an der alten Handelsstraße, welche von Oberschlesien über Schurgast, Buchitz, Lössen in der Richtung Brieg weiter führte, es liegt 3000 m südlich von ihr, aber es bildete den Knotenpunkt für die Straßenzüge, von denen der eine aus dem Süden über Falkenberg und der andere aus der Gegend vom Zobtenberg über Wanschen hier herkam.

Wenn nun ein so kleiner Ort in so früher Zeit einen eigenen Münzmeister hatte, so deutet das auf schon sehr alte fest geordnete Verhältnisse und auf einen sehr regen Verkehr.

Das Schloß ist wiederholt umgebaut, die ehemaligen Wallgräben sind längst verfüllt und es findet sich nichts mehr, das an die Vorzeit erinnert. Auffällig ist der Kirchturm, er steht in keinem Verhältniß zur Kirche.

Folge ich der Richtung nordöstlich, so gelange ich 3 km weiter nach dem Vorwerk

Klausenberg.

Ein großer freier, etwa 1,50 m höher als das umliegende Land, gelegener Platz wird von einem ehemaligen, jetzt trockenen, bis 30 m breiten Wallgraben umschlossen.

In diesem 110 m breiten und 170 m langen Innenraum liegt jetzt das Vorwerk Klausenberg und ein kleines Birkengebüsch.

Auch hier hat ehemals, vor der Schüttung schützender Dämme, das Land oft unter Wasser gestanden. Dieser große Rundwall war der letzte vor dem Uebergang über die Neisse.

Nur 300 m östlich liegt

Schurgast.

Die Reste eines bis 20 m breiten alten Armes der Neisse ziehen sich quer über das Feld östlich zur Neisse und zeigen, daß von Klausenberg ab ehemals der Verkehr nach Schurgast auch zu Wasser stattgefunden hat.

Aber nicht da, wo heute die Brücke steht, war der Uebergang, sondern gegen 500 m aufwärts, da wo der Fluß den großen scharfen Bogen beschreibt, wo das Wasser langsam floß, gegenüber dem Schlosse in Schurgast.

Spuren der Vorzeit sind in Schurgast nicht zu finden, nur der Name deutet darauf hin, daß hier einst ein reger Verkehr war, hier am rechten Ufer der Neiße wird oft ein langer Aufenthalt nöthig geworden sein und ebenso wie sich Löwen aus diesem Grunde entwickelt haben mag, so ist es mit Schurgast wohl auch gewesen. (Siehe Seite 155.)

Der Straßenzug geht von hier nach Oberschlesien. In geschichtlicher Zeit scheinen die Salzführer die ersten gewesen zu sein, die ihn von neuem bahnten, denn schon 1241 bringen polnische Fuhrleute das Salz von Wiliczka nach Breslau.

Damit lenkte sich dann auch der Verkehr in eine neue Richtung. Die alte Wansener Straße ging zurück und ein gerader Weg über Brieg, Ohlau, Breslau entwickelte sich und mit und an ihm die genannten Orte. Ich kehre nun zu der Stelle zurück, wo an der Neiße-Brieger Eisenbahn diese die Grenze bei Tharnau und den Weg kreuzte und folge jetzt der Abzweigung über Guhlau. Zwischen Guhlau und Tharnau liegt ein langer beackterter Bergrücken mit dem unerklärten Namen Munsterberg. Es muß auf ihm wenigstens ein Wachtposten gewesen sein.

Das alte Schloß in Gr.-Guhlau.

Mitten im Dorf an der Straße war ein langrunder Wall mit bewässertem Graben, auf ihm stand ein alter Bau aus Holz und Lehm, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgerissen werden mußte. Erwähnt wird dies Schloß schon früh.¹⁾ Wall und Graben wurden geebnet und an seine Stelle ein massives Gebäude gesetzt, das dem Beamten als Wohnung dient, Funde wurden nicht beachtet, eine Sage ist nicht bekannt.

Von hier ab theilt sich der alte Straßenzug nochmals, ein Theil führt nach Märzdorf zum alten Schloß. Der andere führt 3 km östlich zum Schlosse im Dorfe Ofteg, dasselbe wird im Decemregister als Zubehör von Meristaw genannt.²⁾ Heute liegen die Verhältnisse umgekehrt, das heutige Schloß Ofteg ist der Hauptsitz und die Trümmer des alten Meristaw sind das Zubehör. Des letzteren Wälle sind noch theilweise

1) Liber Fundationes Episcopat. F. 2.

2) Liber Fundationes Episcopat. F. 2.

vorhanden, die des ersteren sind längst geebnet, denn das ehemalige kleine Schloß ist schon zwei Mal modernisirt, und jetzt erhebt sich an Stelle der ursprünglichen alten Schanze ein mit allen Bequemlichkeiten und Kunstleistungen der Gegenwart versehener Bau.

Von hier geht der Weg auf breitem niedrigen Damm, der mit alten Eichen bis 5,30 m Stammumfang bestanden ist, nach dem im Walde bei Dffeg belegenen alten Schlosse, dem schon genannten Meristaw.

Dieses Schloß hing ehemals mit der Feldmark Groß-Saarne zusammen.

Wie schon erwähnt, erfolgte 1829 der östliche Durchbruch der Meisse. Dadurch, sowie durch spätere Dammbauten, hat sich das Aussehen des rechten Ufers verändert und es läßt sich nicht mehr bestimmen, wo die alte Pfad- oder Wegrichtung ging.

In der Richtung nach Groß-Saarne markirt sich im Acker eine bis 20 m breite Mulde, so daß es den Anschein gewinnt, die Verbindung bis zum Gutshof Groß-Saarne habe sich zu Rahn vollzogen.

Der Name Groß- und Klein-Sarne scheint sich nur auf die Gutshöfe zu beziehen, denn in Groß-Saarne umfassen die Wirthschaftsgebäude die ganz auffällige Größe von fast 20 preuß. Morgen. Hier muß schon in der frühesten Zeit die eigentliche Kornkammer für die große Beste Meristaw gewesen sein.

Das jetzige Herrenhaus steht auf etwa 1,50 m hoher Erhöhung.

Ich hatte angeführt, daß sich in Psychod ein Straßenzug abzweigte, der über Gröben, Hubertusgrün, Roßdorf und auch über Kirchberg hier herleitete. In Graase vereinte er sich wieder mit der von Falkenberg, Mullwitz herüber kommenden Straße.

Beide zogen durch den Sumpf auf dem schon beschriebenen Holzwege hier her nach Groß-Saarne. Hier ist ebenfalls noch die Erinnerung an diesen hölzernen Weg vorhanden. Der ehemalige Ortsvorsteher, ein alter Herr, kannte ihn aus der Erzählung seines Großvaters. Wer ihn angelegt, wußte Niemand.

v. Cohausen giebt in seinem Werk „Der römische Grenzwall in Deutschland“ eine Abbildung der auf der Säule des Antonin zu Rom veranschaulichten Kriegsvorräthe, darunter finden sich auch große Stöße geschnittener runder Hölzer, welche wohl zu Wall-Anlagen, aber wohl

hauptsächlich zur schnellen Herstellung von Wegen durch Sümpfe gebient haben mögen.

Ich erwartete bei Klein=Saarne auf der Anhöhe, wo sich die Kiesgrube und der Kirchhof befindet, Spuren der Vorzeit zu finden, aber vergeblich. Ich ermittelte aber, daß sich an der Grenze zwischen Groß- und Klein=Saarne nördlich, dicht an der Straße, eine Fundstätte für Scherben und Steinhämmer befindet.

3 bis 4 Fuß tief wurde beim Sandgraben eine Steinart gefunden, sie ist 150 mm lang, hat ein etwas schräg geführtes Loch von 20 mm, ist schön polirt und sehr gut erhalten. In ihrer weißen Ueberung des Gesteins ist sie eines der schönsten Exemplare das ich nirgend so gesehen habe, es ist eine prächtige Zierwaffe. Etwa 40 Schritt weiter wurde ein zweiter Hammer gefunden, aber zerbrochen. Die umherliegenden Scherben wurden nicht beachtet.

Auf der Grenze zwischen Groß- und Klein=Saarne muß demnach eine Ansiedelung in der Urzeit bestanden haben.

In Klein=Saarne ermittelte ich nur, daß auf einzelnen Feldern das rohe Rasenerz dicht unter der Oberfläche bis 1 m mächtig liegt. 6 km nordöstlich liegt Löwen, aber es ist mir nicht gelungen, die noch fehlende Zwischenspur der Vorzeit zu finden, die da gelegen haben mußte, wo sich heute das Dorf Stroschwitz befindet.

Ich kehre nach Guhlau zurück.

Von hier zweigt der Weg nochmals südöstlich ab und führt nach „Märzdorf und seinem alten Schloß.“

Oestlich des jetzigen Gutshofes steht ein kleines Häuschen, in welchem eine Lehrerr Wittve wohnt, auf dieser Stelle stand das alte Schloß.

Im ältesten Decemregister erscheint das Dorf unter der Bezeichnung: Selasna vel Martini Villa. Das heißt: Schmelzhütte oder Martinidorf.

Hier bildet sich der erste Anhaltspunkt für das Vorhandensein der Eisenschmelzen in hiesiger Gegend.

Der Name Schmelzhütte wurde neben dem neuen noch genannt, wäre Eisen noch geschmolzen worden, dann wäre es auch besteuert und nicht unerwähnt geblieben.

Gegenwärtig liegen an der Kirchhofsmauer noch große Stücke Tafelnerz, die als Brellsteine dienen.

Märzdorf hat nie eine besonders hervorragende Rolle gespielt, denn es erscheint auch im Decemregister nur als Zubehör von dem Schlosse zu Tiefensee, aber es ist ihm bis zu dieser Stunde gegangen wie es oft im Leben geht, die Größe wurde ihm ohne Verdienst übertragen; hier her wurde von der Forschung die alte große Mrozkoburg Meristaw verlegt, das ich nur im Walde bei Ossig anerkenne. Märzdorf hatte nur eine kleine Burg.

Der Rundwall und ein bewässerter Graben bestanden noch zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Auf dem Wall standen sehr alte Linden, sie wurden gerodet, der Wallgraben verfüllt und jetzt lassen sich die Spuren nur noch ermitteln die durch die Einsenkung des Bodens im ehemaligen Wallgraben entstanden.

Von Funden ist nichts erinnerlich.

Von hier leitete ein Dammweg südlich weiter und verband sich am Fraunteich mit dem von Grottkau herabkommenden Wege, der zum alten Schlosse bei Breitenstück im Walde führte, von welchem ab die Verbindung nach Falkenberg, nach Oberschlesien, bei Blönitz über die Ober, wie auch über Gruben nach Zülz, Ober-Blogau und weiter vorhanden war.

3 km nordöstlich von Märzdorf, in der Richtung nach Meristaw, liegt eine Stelle, die den Namen „das Schloßel“ führt und sich noch durch geringe Spuren als alte Schanze kennzeichnet. Dieser Ort gilt als gespenstisch. Noch in der Gegenwart war ein kräftiger Zimmermann, der sonst nicht an Furcht litt, nicht zu bewegen, allein an der Schleußenbrücke vorüberzugehen; ging er am hellen Tage dort in Begleitung, so begann er vor Aufregung zu schwitzen und zu zittern, er behauptete ein schwarzes Pferd dringe hier stets auf ihn ein und dauerte nur, daß seine Kameraden es nicht sehen.

Dieses Schloßel war nur ein Zwischenposten zwischen Märzdorf und Ossig und dem alten Meristaw.

Das Grottkauer Wasser hat hier schon größere Bedeutung, jedenfalls befand sich in der Vorzeit schon eine Brücke hier, die das Schloßel sicherte.

Damit sind die Abzweigungen der alten Wansener Straße, soweit sie sich durch Schanzen belegen lassen, erschöpft.

XVII.

Der Töpferweg und seine Abzweigungen.

Zweigte von der alten Breslau-Wansen-Meißner Straße ein Weg von Hermsdorf über Marienau ab, so geschieht dasselbe nochmals 1200 m südlich von Oberecke. Dieser Straßenzug führt den Namen „Töpferweg“, geht 700 m südwestlich an der Schanze Keller vorüber, durch den Oberwald, den Schwarzwald nach Gutschen (siehe dort), über Zülz-hoff. Hier ist der Name Töpferweg nicht üblich, derselbe tritt erst wieder auf östlich des verschwundenen Zülzendorf (siehe dort), da wo er den Zülzwald verließ, und führt denselben Namen bis zur Einmündung in die Grottkau-Münsterberger Kreisstraße, westlich von Halbendorf. Nun ist bekannt, daß bis in die neuere Zeit die beiden Grottkauer Töpfer im Zülzwald ihren Thon geholt haben, ob der Weg davon seinen Namen hat ist fraglich, da der Name doch eine Meile nordwestlich von dieser Stelle, wie oben gesagt, denselben Namen führt. Im Anfang dieses Jahrhunderts war er nur ein Grenz- oder Rasenweg.

Dieser alte Weg führte ehemals südlich an Halbendorf vorüber, er ging auf dem Damme des Galgenteiches entlang, südlich von Grottkau nach dem Wege am heutigen Judenkirchhof, dann immer östlich weiter und in der Nähe des Bürgerwaldes erscheint er wieder unter dem Namen Töpferweg.

Ein Töpferweg erscheint aber schon westlich am Rummelsberge und es gewinnt den Anschein, als ob der hiesige die Handelsstraße gewesen sei, auf welcher in der Vorzeit die Töpfer von Töppendorf ihre Waare ostwärts führten.

Die Hügel am Töpferwege im Bürgerwald zu Grottkau.

Fig. 74.

Gleich am Eingange des Waldes, nördlich des Weges, steht ein Hügel von 1,50 m Höhe, dessen Kronenbreite 7 und 8 m beträgt; mitten im Hügel befindet sich ein Loch von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, es ist vor etwa 30 Jahren durch Rodung einer gegen 250 Jahre alten Eiche entstanden, zwei jüngere Eichen von 1,75 und 1,70 m Stammumfang stehen auf dem Hügel, eine dritte von 1,50 m Umfang an seinem Fuß. Am Fuß zeigen sich Spuren eines ehemaligen Grabens und zwei große Steine von 0,50 m Durchmesser bilden den Rest einer ringsum vorhanden gewesenen Steinsetzung, von welcher zwölf zweispännige Fuder zu Brückenbauten abgefahren wurden.

Eine Nachgrabung in dem Loch so wie rings um den ganzen Hügel förderte verschlackten Lehm, schwarz gebrannte, sehr feste Ziegelstücke und halb gebrannten Lehm, aber ohne Strohfasen, zu Tage.

Westlich liegt nur 4,50 m entfernt ein zweiter solcher Hügel von nur 0,75 m Höhe und 5 m Kronenbreite, und daß westlich in gleichem Abstände ein ebensolcher Haufen vorhanden war, der geebnet worden ist, zeigen die Reste.

Südöstlich liegt ein nur 0,50 m hoher, 10 m langer Damm von gleichem Material, rings um das Ganze ziehen sich Wasserlachen, im Frühjahr und Herbst ist der ganze Ort sumpfig.

In dem großen Hügel findet sich eine von verglasten Ziegelstücken gebildete Oeffnung von 0,60 m im Geviert, sie enthält feine Holzasche und Schlacken. Die Stelle liegt $3\frac{1}{2}$ km von der Altstadt Grottkau und eben so weit von der Schanze an den Fraunteichen bei Märzdorf in gerader Linie.

Es kommt noch dazu, daß etwa 1200 Schritt von hier am Märzdorfer Wege bei der Forstkultur mehrere Feuerstellen, etwa 0,60 m unter der Oberfläche, aufgedeckt wurden, bei denen sich eichene Kohlenreste, kleine Hufeisen u. dergl. fanden; ferner in nordöstlicher Richtung, etwa 1500 Schritt von hier, wurde beim Roden einer alten Eiche ein Mauerrest von etwa 4 m lang aufgedeckt, es fanden sich dabei ein sehr langer eiserner Sporen, zwei im Halbkreis gebogene alte Schwerter,

ein sehr großes Hufeisen und andere Dinge, welche nicht für werthvoll gehalten wurden.

Endlich dicht am Märzdorfer Fußweg, nur etwa 1200 Schritt von hier nördlich, zieht sich ein Waldstreifen, welcher den Namen führt: „Das Tharnauer Ding;“ man sieht, daß hier der Phantasie ein sehr weiter Spielraum gelassen ist, und doch nachdem ich Alles genau untersucht, kann ich nichts anderes erklären, als: Die Hügel im Bürgerwald, wie ich sie jetzt finde, sind nichts weiter als die Reste einer vor Jahrhunderten hier betriebenen Ziegelbrennerei.

Nun sprechen folgende Gründe gegen meine Auffassung: Es macht Niemand gern Ziegeln im Walde, weil dort der Luftzug fehlt und sie schlecht trocknen, es sucht auch Niemand zur Anlage des Ofens einen nassen Ort der erst durch eine Steinsetzung geschützt werden müßte, es wird auch Jeder lieber einige Klaftern Holz zum Brande bis an die Stadt fahren, wo der Ziegellehm reichlich vorhanden ist, als daß er sämtliche Ziegeln einen sehr verwahrlosten Weg 3 km weit schafft.

Das ist alles richtig und ich kann nur schließen, daß wenn trotzdem hier eine Ziegelbrennerei bestand, so mußten dazu besondere Gründe vorliegen.

Ich nehme an, es bestand hier ehemals wirklich eine alte Schanze; der Jahrhunderte lang gemoderter Lehm erschien den städtischen Bauhern als ein so vorzügliches Material, daß sie alle anderen Uebelstände mit in den Kauf nahmen und die Ziegeln hier brannten, und den Ofen in die vorhandene Steinpackung setzten. Ich sehe den gleichen Vorgang auf Wiesen, an alten Teichdämmen, alle Tage.

So verschwand die alte Schanze und die Reste der Ziegelbrennerei, die ich heute nur finde, traten an ihre Stelle.

Im Walde verliert sich der „Töpferweg“ in einen neu angelegten und schnurgerade in östlicher Richtung geführten Waldweg. Die ehemalige Fortsetzung taucht erst 300 m südöstlich vom Waldbrande wieder auf.

80 m südlich der Märzdorfer Straße, da wo sie den neu angelegten Entwässerungsgraben schneidet, beginnt ein Rasenweg; er dient als Weg nach Breitenstück, ist vor kurzem mit Bäumen bepflanzt und allmählich erhebt sich ein Damm der gegen 800 m östlich führt, bis er plötzlich ohne jede äußere Veranlassung ein scharfes Kniee bildet.

Er läuft dann noch als Damm 420 m weiter und zeigt in Abständen von je 65 m drei solcher Kniee.

Der Damm und die Flur welche er durchzieht heißt

Der Frauenteidj.

Fig. 74 a.

Ehemals war das Land hier Sumpf, Wassertümpel standen zu beiden Seiten des Dammes, an ihnen stand nur, wie alte Leute sagen, Schilf, Rohr, Gestrüchtig, Gerüttig, Dornen und Gepresche. (Gestrüchtig, niedere Sträucher, Gerüttig, einzelne Ruthen, Gepresche, werthloses verkrüppeltes Strauchholz aller Art.)

Heute prangt die ganze Flur im Schmuck goldener Weizenähren.

An der ersten Dammkrümmung zeigt sich nichts Auffälliges.

An der zweiten von Westen her markirt sich an der Nordseite ein Wassertümpel, welcher schließen läßt, daß er ein Wallgraben war und eine kleine Schanze von etwa 15 m Länge und 10 m Breite umschloß.

Am östlichen Ende des Dammes befindet sich ein hohes Holzkreuz, neben ihm stehen zwei Linden, von denen die eine einen Stammumfang von 4 m hat, während die andere vom Blitz gespalten in der Entwicklung zurückblieb.

Der Hügel auf dem sie stehen ist nur noch 1 m hoch, 20 m lang und 8 m breit.

Es ist ersichtlich, daß seine schon begonnene Abfuhr nur durch das Kreuz und die Linden verhindert wurde.

An dieser Stelle vereint sich die Abzweigung der alten Wansener Straße, welche über Guhlau und Märzdorf führte, mit der, welche von der Altstadt Grottkau zc. herabkommt.

Heute ist dieser Weg, trotzdem er mit Bäumen bepflanzt ist, eigentlich nichts anderes als ein Feldweg, nur eine Wagenspur markirt sich im Rasen und es würde Niemand einfallen, etwa um des Verkehrs von Breitenstücke her diesen Damm zu schütten und den Weg anzulegen, wenn er nicht vorhanden wäre.

Da wo auf dem geschütteten Hügel das Kreuz und die Linden stehen, muß ehemals eine Schanze gelegen haben, die den Damm und den Knotenpunkt beherrschte, aber in der Bevölkerung lebt keinerlei Sage hierüber. Nur soviel konnte ich ermitteln, daß vor etwa 60 Jahren

hier noch ein altes Haus aus Holz und Lehm stand, das als Brechhaus zum Flachsbrechen benützt und später abgerissen wurde.

Folge ich der Straßenspur weiter nach Osten, so gelange ich wieder auf einen Damm der sich auf eine Länge von 500 m durch sumpfige Wiesen, durch einen großen Wassertümpel und so weiter bis zur Försterei Breitenstück zieht und dann als Weg nach dem alten Schloß im Eichwald führt. Es wird dadurch klar, daß diese Dämme einst nur zu Straßenzwecken angelegt wurden und auf ihnen die bereits erwähnten alten Straßenzüge hier am alten Schloß vorüber über die Neisse führten.

Das alte Schloß zu Breitenstück, sowie das Schloß zu Tarnitz sicherten den Uebergang über sie.

Von hier aus leiten verschiedene Wege.

Der eine führt zum alten Räuberschloß und dem dortigen Uebergang und zum Anschluß an die Schanze bei Hubertusgrün, Gröben, Mogila in der Richtung Ober-Glogau.

Ein zweiter Weg leitet östlich der Neisse über Tarnitz. Dort erhebt sich ein Berg dessen Kuppe den Namen „die Festung“ führt, weiter ist über ihn nichts bekannt.

Dann erscheinen ein „Wal“ in Rogau, ein „Wal“ in Rosßdorf, sie markiren den Weg nach Falkenberg. Ein anderer Weg der zum Theil als Grenze dient, leitet über den Allmitzberg.

An seiner Westseite liegt eine Lettgrube, auf seiner Kuppe eine Kiesgrube, nichts erinnert an eine Schanze, aber hier tritt die Sage ein.

Die Feenskeweibel (Feenweibchen), die in Mullwitz wohnten, machten hier her Spazierfahrten, und die Herren, die vom Breitenstück Schloß hier herübergeritten kamen, ließen den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen um ihre Verfolger zu täuschen. —

Wie kommt die Feensage hierher an das rechte Ufer der Neisse, sie begegnete mir schon in Kirchberg.

Die Sage vom verkehrt Aufschlagen der Hufeisen taucht auch in Westfalen bei Wittekind auf, der in den Sachsenkriegen seine Bedränger damit getäuscht haben soll. Ich folge dem nördlich des Allmitzberges vorüberführenden alten Grenzwege und gelange 4 km weiter nach Groß-Guhrau.

Am Fuße des Hügels auf dem der Gutshof steht, befindet sich auf einem Teichdamm eine alte Eiche. 1 m über der Erde hat dieser Baumriese, dessen Krone vom Wetter arg zerzaust ist, einen Umfang von 5,75 m.

Auf dem Gutshofe selbst befindet sich eine jener kleinen Straßenschanzen

„der Wal.“

Fig. 76.

Ein 16 Schritt breiter bewässerter Wallgraben über den ein Laufsteg führt umschließt einen 2 m hohen Erdkegel, dessen Kronenbreite 9 und 10 m beträgt.

Er läßt das abgerundete Viereck deutlich erkennen.

Nur soviel konnte ich ermitteln, daß hier einmal ein altes Schloß gestanden haben sollte.

400 m östlich von hier am Fuße des Hügels im dichtesten Gesträuch befindet sich eine Dammanlage, wie sie im Zülzwalde bei Zülzhoff vorhanden und als der Kretscham beschrieben ist, nur ist sie etwas größer und führt den Namen

„die Herrrenteiche.“

Fig. 79.

Vier bis 100 m lange Dämme werden durch einen Querdamm zu einem Fächer verbunden.

Im ersten Raum liegt eine runde bis 0,50 m hohe Erhebung auf welcher eine hohe Esche steht, die Anlage gleicht dem „Kretscham“ im Zülzwalde auch in dem nur 9 m betragenden Durchmesser.

Ueber ihren Zweck konnte ich nichts erfahren.

Die anderen beiden Fächer haben wie ersichtlich als Teiche gedient, das Ganze führt den obigen Namen.

Sowie aber im Zülzwalde vom ersten Damm eine Verlängerung nördlich führt, so ist es auch hier der Fall.

Der Wiesenstamm der ebenfalls einen Teich bildete und in einer Höhe bis 2 m und einer Länge bis 900 Schritt noch vorhanden ist, reichte ehemals bis an die Gärten in Mullwitz. Ob sich über ihn einstmals der Verkehr gezogen hat und ob die Rundung im ersten Wall damit im Zusammenhang stand, wird sich wohl durch die vergleichende Forschung noch finden lassen.

Ich gelange jetzt nach Mullwitz.

Nach einer durch alle Verzeichnisse laufenden Nachricht soll hier eine Schanze mit dem Namen Grodczisko sein, ich konnte darüber nichts ermitteln. Wahrscheinlich lag sie auf dem Berge östlich des Gutshofes, wo jetzt ein Steinbruch ist.

Aber dicht an der Westseite des Gutshofes befindet sich eine Schanze, die hier „das Wal“ Fig. 77 genannt wird.

Ein bis 3 m hoher Erdfegel, dessen obere Breite ich auf 9 und 12 m berechne (derselbe ist nicht zugänglich) wird von einem bewässerten 16 Schritt breiten Graben umschlossen.

Es ist dieselbe Bauart wie in Groß-Guhlau, nur ist der Hügel, da er von Niemand betreten wird, mehr abgerundet, kuppenartig, er ist mit Eichen bewachsen, Niemand weiß über ihn etwas anzugeben.

Der Straßenzug führt nach Schedlau, ich begnüge mich denselben bis hierher markirt zu haben, mögen jüngere Kräfte ihm weiter folgen, bemerken will ich jedoch, daß seine Fortsetzung westlich von Oppeln über die Ober führt und dann an die „Kaiserstraße“ schließend zu suchen ist.

Die Feenweibel auch Fänsweibel genannt.

Ich habe ihrer bereits erwähnt. Hier in Mullwitz ist die Sage geschäftig und in dem nordwestlich gegen 40 m hoch aufsteigenden Basaltrücken sollen sie ihren Sitz haben.

Merkwürdig ist die Uebereinstimmung der Sage mit der des Zobtens, nur sind es dort die Herrlein und Zwerge, während hier die Feen-Weibchen ihre Fahrten machen und den Bauer Seibel aus Graase der sie gefahren mit einem Sack voll Laub belohnen, das er fortwirft und erst daheim an zurückgebliebenen Blättern erkennt, daß es Goldstücke sind.

Die Sage berichtet weiter, daß sich im Berge noch ein goldener Tisch und 4 goldene Stühle befinden, darin hat die Sage wohl nur zum Theil recht, denn die Schätze die in der Form des schönsten Basalts noch in diesem Bergzug schlummern, sind unermesslich, aber die bis in die Berge geführten Eisenbahnen werden bewirken, daß sie gehoben und in blankem geprägtem Golde sichtbar werden.

Weise Männer müssen schon in sehr fern liegender Zeit den Werth dieses Gesteins erkannt und dem Volke in bildlicher Form einen Fingerzeig gegeben haben, sollte das nicht auch der Sinn der Sage sein von den unermesslichen Schätzen die im Zobtenberge ruhen sollen? —

Preusker in seinen „Blicke in die vaterländische Vorzeit“ nimmt an, daß die Feen-Sagen an der Lausitzer Meisse enden, um so überraschender ist es, daß ich hier am rechten Ufer der Glager Meisse dieselben Feen finde.

(Nachträglich habe ich sie auch in Oesterreich-Schlesien gefunden.)

Ich kehre zum Hauptzuge der Straße, die den Namen Töpferweg führt, zurück, um den Abzweigungen zu folgen.

Von dem ehemaligen Zülzendorf deutet eine in frischer Beackerung sichtbare Weg- oder Dammspur in südöstlicher Richtung, folge ich ihr, so gelange ich zu einem auf Halbendorfer Feldmark liegenden Damm, er heißt:

Der Kaluteich.

Nordöstlich 1000 m von Voigtsdorf und ebensoweit südöstlich von dem verschwundenen Dorf Zülzendorf befindet sich ein 700 m langer Damm von Hügel zu Hügel. Der nördliche Hügel ist geschüttet.

Die Höhe des Dammes beträgt bis 2 m, seine Sohle bis 14 m und seine Krone noch stellenweise bis 4 m.

Daß dieser große Damm nur den Zweck gehabt haben sollte, das Regenwasser von den Zülzhoffer Hügeln aufzusammeln, ist kaum glaublich, dazu hätte es seiner großen Ausdehnung, Höhe und Stärke nicht bedurft, seine Ausläufer liegen so hoch, daß, wenn dieser Teich jemals zur vollen Höhe gefüllt wäre, das heutige Voigtsdorf völlig unter Wasser stehen würde.

Nun stoßen aber auch die Grenzen der Feldmarken von Halbendorf, Zülzhoff und Voigtsdorf im ehemaligen Teichbett zusammen, der Kaluteich müßte also schon außer Betrieb gewesen sein, als diese Dörfer gegründet wurden.

Der südliche Ausläufer des Dammes reicht über den Hügel bis an die Flurgrenze und folge ich ihr, so gelange ich 850 m weiter an einen anderen Damm auf Endersdorfer Gebiet, der den Namen führt:

Der Bischofsdamm.

Er durchschneidet das ehemals sumpfige Land östlich von Endersdorf und verbindet zwei gegenüberliegende Anhöhen. Seine Länge beträgt 900 m, er ist bis 5 m hoch, an der Krone noch bis 5 m, an der Sohle gegen 20 m breit. Hier herüber führte der schon beschriebene Bischofssteig, der von Zauernig herabkam. Beide genannten Dämme haben eine auffällige Form. Die von den Cysterziensern angelegten Teiche, wie sie sich als große Reste noch bei Camenz finden, sind derart angelegt, daß der Damm einen Halbkreis bildet, in dessen innerer Fläche sich das Wasser staut. Die obigen beiden Teiche zeigen umgekehrt die Form, daß das Wasser sich auf der äußeren Bogenfläche spannt, ganz wie es an der Schanze „Wogs Madel“ der Fall ist.

Nach meinem Dafürhalten dienten beide Dämme ehemals als Straße und diese Annahme finde ich begründet durch den am südlichen Ende des Bischofsdammes vorhandenen Schanzenkegel, welcher den Namen führt:

Der Putzelberg.

Fig. 59.

Putzel heißt ein Gegenstand, auch ein Thier, von kleiner niedlicher Form, auch Kinder werden oft so benannt.

Es ist ein auf einer natürlichen Anhöhe mit Lettboden, geschütteter Sandhügel von 3 m Höhe und 20 m Kronenbreite.

Jetzt befindet sich auf ihm eine vereinsamte schwache Kiefer und eine Schießhütte.

An der Ostseite ist neben dem Berge und zwischen dem Grenzwege noch der Rest eines 10 m breiten Wallgrabens erhalten, derselbe zog sich ehemals rund um den Hügel, wie ich durch den ältesten Mann ermittelte, der in jungen Jahren hier seine Schafe gehütet.

Wäre dieser Hügel nicht besonders geschüttet worden, so würde es unerfindlich bleiben, warum er nicht beim Bau des großen Dammes zur Schüttung desselben verwandt wurde.

Von hier führt in fast schnurgerader Linie der Grenzweg zwischen Sorgau und Endersdorf und folge ich ihm, so gelange ich 3 km weiter wiederum an einen großen Damm, der zwei Anhöhen verbindet, es ist „der Hönigsdorfer Kunstdamm.“

Er hat eine Länge von 320 m; nur 500 m östlich liegt der Falkenauer Kunstdamm mit dem Rundwall Kunstberg, und über beide Dämme gelangt man zum alten Grenzwege, welcher nach Kroschen und dann bis an das versunkene Schloß nach Falkenau führt (siehe dort). Von hier theilt sich die Straße wiederum nach zwei Richtungen.

Das versunkene Schloß zu Koppendorf.

Folge ich dem alten Straßenzuge nach Osten, so finde ich im Garten des Häusler Josef Kunze I am östlichen Ende von Koppendorf eine Stelle, welche das „versunkene Schloß“ genannt wird.¹⁾ Nur eine etwa

¹⁾ Das hier genannte versunkene Schloß ist nicht zu verwechseln mit dem wirklichen Schloß, das östlich davon mit seiner großen Hofraithe noch bis in die 60er Jahre stand und dann, da es nur ein morscher Holz-

0,30 m betragende Bodenerhöhung gestattet einen Schluß auf Form und Ausdehnung dieses ehemaligen Schanzenkegels. Er mißt an der Grundfläche von Süd nach Nord 18 m und von Ost nach West 15 m. Die Höhe hat nach erhaltenen Angaben „eine Manneshöhe“ betragen, und bei der üblichen $1\frac{1}{2}$ fachen Böschung würden demnach 12 m Breite und 9 m Länge für den oberen freien Ringplatz verblieben sein.

Dieser Wall ist bis vor etwa 40 Jahren theilweise noch vorhanden gewesen, es umgab ihn ein bewässerter Wallgraben, dessen letzten nördlich gelegenen Rest erst der jetzige Besitzer verfüllte.

Im Schanzenkegel, zu dem man auf Brücken gelangte, befand sich ein hohler Innenraum (Keller), der zu Wirthschaftszwecken benützt wurde. Funde bei der Abtragung sind nicht beachtet worden. Die Gärten hießen bis in die Neuzeit „Wallgärten“. Die Terrainsohle liegt nur 1,2 m höher als die Sohle eines nur 500 m nördlich gelegenen ehemaligen über 30 Morgen großen Teiches und sie liegt 1,30 m tiefer als die Sohle eines ehemals nach Nordwest in einer Entfernung von etwa 1 km gelegenen großen Teiches, brach dieser, so uferte der zuerst genannte Teich nach der Stelle des versunkenen Schlosses aus und das Versinken desselben ist erklärlich. (Der Name Koppendorf deutet auf diese alte Schanze.)

Nun hat sich aber in der Richtung nach Tannefeld eine zweite größere Umwallung befunden, bei deren vor einigen 60 Jahren erfolgter Abfuhr sich im Innenraum ein Lehmtenne, Reste einer verbrannten Krippe, kleine Hufeisen, viel Brandschutt, große Knochen, starke Halsperlen, dünne Geldstücke, die Niemand kannte und die als werthlos nicht weiter verwahrt wurden, sowie viele Scherben und Asche fanden. Ich fand aber Niemand, der mir die Stelle näher bezeichnen konnte.

Etwa 400 m nordöstlich von Koppendorf zeigt eine geringe frisch geackerte Bodenerhöhung eine schwarze und rothe Färbung sie deutet auf eine Brandstelle und dürfte wohl der gesuchte Ort sein.

und Lehmabau war, zum Abbruch gelangte, die jüngere Bevölkerung wird sehr bald beide zusammen werfen.

Koppendorf erscheint geschichtlich im Jahre 1253, es gehörte dem Bischof Wilhelm von Lebus und wurde unter dem Namen Cupindorph an den Bischof Thomas von Breslau abgetreten. Regesten 838.

Im Jahre 1289 am 14. Februar wird ein Schulz Arnold von Copen-
dorf genannt. Regesten 2103.

Die Sage berichtet noch, daß in sehr alter Zeit an der Stelle, wo jetzt Koppendorf steht, ein anderes Dorf gestanden, das sich von der ehemaligen Försterei bis hinauf an die Falkenauer Grenze erstreckt und Groß-Rosen geheißten habe. Durch beständigen Wechsel der Bevölkerung schwinden alle alten Nachrichten.¹⁾

Die Schanze am Krötensteich zu Koppitz.

Fig. 64.

Von Koppendorf folge ich den alten Dammwegen nordöstlich und gelange nach Koppitz. 600 m südlich des Schlosses 120 m westlich der von Winzenberg herabkommenden Straße und $4\frac{1}{2}$ km von der ehemaligen Schanze, dem versunkenen Schloß zu Koppendorf, befindet sich ein aufgeschütteter Hügel von 2 m Höhe und gegen 9 m oberer Breite und 12 m Länge in der Richtung von Ost nach West im Park des Schlosses. Südlich ist noch der Rest des 7 m breiten Grabens vorhanden, der in neuerer Zeit bei Räumung des an der östlichen Seite gelegenen Krötensteiches bis auf nur 1 m Tiefe verfüllt wurde, wie auch an der Nordseite des Hügels Anschüttungen erfolgten. Dieser Hügel (Kopiec) scheint dem Dorfe den Namen gegeben zu haben.

In dem ganzen Park haben in der Neuzeit völlige Umgestaltungen Platz gegriffen, da aber die verschönernde Hand mit großer Sorgfalt auch auf die Erhaltung der alten Baumriesen (bis 6,50 m Umfang) bedacht war, so blieb auch dieser alte Hügel erhalten, denn auf ihm steht eine alte Eiche von 3,35 m Stammumfang.

¹⁾ Es ist erstaunlich, welche Völkerwanderung sich unter unseren Augen vollzieht, ohne daß wir es eigentlich merken. Ueberall wo ich nach der Vorzeit frage, wird mir zumeist die Antwort: „Ja ich bin nicht von hier.“

Um nun über diese Bewegung Klarheit zu erhalten, stellte ich zunächst in meinem Wohnort Ermittlungen an und da ergab sich, daß in einem Dorfe von 700 Einwohnern, von sämtlichen Grundbesitzern nur fünf Ehepaare Mann und Frau am Orte geboren sind, bei allen Anderen ist entweder der Mann oder die Frau, oder es sind beide fremd zugezogen.

Noch auffälliger aber stellt sich das Verhältniß in Alt-Grottkau einem Dorf von 900 Einwohnern, dort sind unter der Bauernschaft nur zwei Ehepaare, von denen beide Gatten am Orte geboren sind.

Wenn also die Kenntniß der Vorzeit verloren geht, so ist das nicht befremdend.

Ob der Name Krötenteich sich von dem polnischen Wort Grodziczko, alte Schanze, wie die verschiedenen „Gröbitz“ ableitet, ist nicht bekannt, es ist überhaupt nichts über diesen Hügel zu ermitteln, nur seine Entfernung von Koppendorf und der alten Schanze zu Sonnenberg, seine örtliche Lage, seine Uebereinstimmung in Form und Maaß mit anderen derartigen alten Schanzen bezeichnen ihn als eines jener alten Schanzenwerke, auf denen sich ein einfacher Bau mit dem Namen altes Schloß befand.

Die alte Straße, welche in einem Zweige von der Hauptstraße bei Kühschmalz und mit dem anderen vom Bischofsdamm und der Schanze des Putzelberges nach Falkenau weist und sich über Koppendorf auf den breiten Dämmen, von denen einzelne noch jetzt als Weg dienen, hier her nach Koppitz zog, hatte von hier ab zum Uebergang über die Meisse mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Jetzt wo der Lauf der Meisse ein viel geraderer ist, bringt doch noch jedes Hochwasser Ueberschwemmungen, von denen die letzte große von 1883 die Chaussee 1 m hoch unter Wasser setzte.

In der Vorzeit aber, wo die Meisse unzählige Krümmungen beschrieb, muß gerade die Feldmark, welche die heutige Chaussee von Grottkau nach Falkenberg zwischen Koppitz und der jetzigen Brücke durchschneidet, noch öfterer unter Wasser gestanden haben, als es heute der Fall ist, eine solche Straße entspricht aber durchaus nicht den zweckmäßigen Gesichtspunkten, welche sich in derartigen Anlagen der Urväter offenbaren. Ich habe daher lange nach einem besseren vormaligen Straßenübergange gesucht und habe ihn endlich doch gefunden.

Die Richtung des Dorfes Koppitz weist nach Nordost und in dieser Verlängerung befindet sich das „alte Räuberschloß“ das ich als Meisse-Uebergang bereits behandelt habe.

Koppitz erscheint geschichtlich ziemlich spät, erst im Jahr 1289 erscheint ein Richwin als Schulz von Koppitz (Reg. 2103). Aber, daß es schon lange vorher bestand, beweist seine Zugehörigkeit zum kirchlichen Distrikt Wanssen. Im ältesten Decemregister (Liber. Fund. Wratisl. B. 402) heißt es nur: item in Villa Kopitz sunt fertones domini episcopi. Nescitur numerus mansorum; und unter F. 7 item Curia in Copitz cum villa Copitz, villa Deczegsdorf cum uno molendino ibidem. Wo Deczegsdorf gelegen hat, darüber fehlt jeder Anhalt.

Ich folge der Straßenabzweigung, welche von Koppitz nach Winzenberg führt und hier befindet sich auf dem nördlich gelegenen Theil des

Gutshofes der Rest des alten Schlosses, von welchem angenommen wird, es sei von den Hussiten zerstört worden.

Wiederum aufgebaut brannte es im vorigen Jahrhundert ab und jetzt steht über den großen Kellerräumen der Schüttboden.

Von hier bis zu dem auf den Winzenberger Wiesen belegenen und als Uebergangspunkt über die Meisse bereits beschriebenen „alten Schloß,“ dessen eigentlicher Name fehlt, sind nur 1800 m in der Luftlinie.

Ich kehre zurück nach Falkenau. Ein alter Weg von hier zieht nach Geltendorf.

Nordwestlich des Dorfes heißt ein Gebüsch die Ranke und eine Stelle darin:

Der Schwedenkirchhof.

Ich finde nichts, was auf die Urzeit Bezug hat, nehme vielmehr an, daß hier in einer der vielen Belagerungen, welche Meisse zu ertragen hatte, auch irgendwelche Truppen die Dörfer besetzten und hier sehr leicht auch wirkliche Schweden ihre Ruhestätte gefunden haben können. Funde die gemacht wurden, konnten mir nur ungenau beschrieben werden.

Von Geltendorf leitete die alte Straße auf dem Damm des Niederreiches nach Hengersdorf und schloß sich an die hier vorhandene Verbindung über die Meisse in der Richtung nach Pöschob, doch bin ich ihr nicht nachgegangen. Damit schließen die Abzweigungen des Töpferweges.

XVIII.

Straßen über Winzig.

Wenn Bunster und v. Sadowski annehmen, daß die erste Straße der Rhöniciere vom Rhein nach der Ostsee führte, so müssen diese auch von dort nach Polen, nach den Sternen ihren Pfad gebahnt haben, und berücksichtigt man die örtlichen Verhältnisse, welche ein Ablenken von der geraden Linie erforderten, dann liegen unsere alten Handelsstraßen mit ihren hervorragenden Orten Köln, Erfurt, Dresden, Görlitz, Liegnitz, Breslau geradlinig, und die Straße, welche die Nordsee mit dem

schwarzen Meer verbindet, liegt mit ihren Hauptorten Hamburg, Berlin, Breslau, Krakau, Lemberg ebenfalls in gerader Linie.

Nun erwähnen aber beide Forscher des Straßenzuges über Winzig; es läßt sich wohl annehmen, daß der Weg über Festenberg-Militzsch der dortigen Gewässer halber nicht immer begehbar gewesen sein wird, und daß das Ragengebirge als Straße gewählt wurde, aber für Winzig sprechen noch andere Gründe.

So wie für die aus der Gegend von Oberschlesien herab-, oder von Landeck und Glas herüberkommenden Reisenden der Rummelsberg als Richtpunkt diente, so war es mit dem hochgelegenen, weithin sichtbaren Winzig für alle die der Fall, die von der alten Straße aus Leipzig, Dresden in Haynau abwichen, oder die von Hirschberg oder durch den Paß bei Liebau über Liegnitz kamen und über die Oder den alten Uebergang bei Leubus oder Steinau wählten.

Der alte Straßenzug Friedland-Gottesberg-Striegau weist nach Maltzsch, für diese Uebergänge über die Oder bildete Leubus den Stützpunkt am rechten Ufer.¹⁾

Auch für die Straßen westlich des Zobten, welche sich bei der Schwedenschanze zu Oswig, oder bei Muras und Dyhernfurth über die Oder zogen, bildete Winzig den Zielpunkt. Ueber diesen Ort haben bis 1813 die verschiedensten Völker, Schweden, Russen und Franzosen ihren Weg genommen.

Der große Kirchhof gleicht noch heute einer natürlichen Befestigung. Nach West und Nord steigen die Mauern bis 7 m hoch auf; die Südseite umschloß ehemals der Rest eines Walles und einer Mauer und im Osten war dies ebenfalls der Fall.

Die Schwelle der Kirchthür liegt in gleicher Höhe mit der Spitze des Elisabeththurmes zu Breslau, viele Meilen weit in der Runde konnte ehemals jedes hier gegebene Feuerzeichen gesehen werden.

Südöstlich des Hügels, auf dem die Kirche steht, muß die erste Ansiedelung gewesen sein, ungefähr da, wo sich der „Thum“ und der Pfarrhof befindet, und die bei Durchführung der Chaussee durch den „Pastorgarten“ aufgedeckte Urnenstätte beweist, daß wirklich in der Nähe eine Ansiedelung war. Von Winzig in gerader Richtung nordöstlich weiter erscheint Landsberg Stettin und die damals größte Stadt Winnetzha

¹⁾ Alle an diesem Straßenzuge in der Richtung Schweidnitz und Striegau nach Maltzsch belegenen Dörfer sind Fundstätten von Flachgräbern, Steingeräthen, Bronze u. dergl.

bei Ufedom. Alle die Straßenzüge, wie sie sich an den vielen Uebergängen über die Oder von Köben bis Oswitz markiren, hier her nach Winzig, nach den an ihnen vorhandenen Schanzen festzustellen, bleibt noch eine sehr lohnende Aufgabe, für die Herren, deren Beruf die vor- geschichtliche Forschung bildet.

Die Anknüpfungspunkte sind ja reichlich vorhanden, so markirt einen solchen Straßenzug „die Schwedenschanze bei Hohenfriedeberg“. Sie liegt etwa 800 Schritt östlich der Vereinigung der Straßen von Vollenhain und Landeshut-Waldenburg, es ist ein abgeplatteter Ke gel.

Eine andere Linie markiren die alten Schanzen „das Hornschloß“ südlich von Reimsbach und das Burgschloß bei Steinseiffersdorf; da das Letztere die Grundform für alle auf spitzen Bergen belegenen alten Schanzen enthält, so will ich einen Augenblick zu ihm abschweifen.

Der Burgberg und das Burgschloß bei Steinseiffersdorf.

Fig. 55.

700 m südöstlich von Steinseiffersdorf und 1300 m in der Luftlinie, nordwestlich von Peterswaldau, befindet sich auf einem etwa 200 m höher als das umliegende Land gelegenen Berge das Burgschloß. Der Zugehörigkeit nach liegt es auf Peterswaldauer Grunde, am schnellsten und leichtesten zu erreichen ist es von Steinseiffersdorf. Es wird deshalb bald bei Peterswaldau, bald bei Steinseiffersdorf belegen, auch doppelt angeführt.

Ich halte es für richtig, die Lage nur den örtlichen Entfernungen und nicht dem Eigenthum nach zu bezeichnen. (So gehört z. B. die Schwedenschanze nach Breslau, es sagt aber Jeder nur: Schwedenschanze bei Oswitz, wie es der Lage nach entspricht.)

Die Schanze auf dem Burgschloßberge liegt außerhalb des Gebietes des Stammes, der von Gührau bei Grottkau bis Girlachsdorf bei Nimptsch wohnte, sie gehört dem Nachbarvolke an und sicherte den Straßenzug von Reichenbach nach Böhmen. Es ist das dieselbe Straße, die sich auch östlich von Reichenbach im alten Hahnweg über Girlachsdorf, Nimptsch zum Rummelsberg und über Heinrichau nach Grottkau verfolgen läßt. Auf dem Burgschloßberge liegen die Verhältnisse genau so wie auf allen Bergschanzen, eine Umwallung zieht sich um den Berg, ihr folgt eine zweite, zwischen beiden ist Raum für viele Hütten zur Aufnahme

von Menschen und Vieh. Dann zeigen sich die Reste eines dritten Walles. Auf der Südostseite, etwa 70 m tiefer gelegen, war Raum für ein Lager und hoch oben auf der Kuppe des Berges stand nur ein kleiner Bau, in dem sich der Führer und die Wächter befanden, die für das Ganze sorgten.

In friedlichen Zeiten war nur dieser obere, durch die unteren Wälle geschützte Bau bewohnt, er ist der Vorläufer der späteren Nitterburg. Die Kuppe, welche diesen Bau trug, ist nur 15,50 m lang und 10,50 m breit, also derselbe kleine Raum, wie er bis zur Kuppe des Dinsberges in Hessen und weiter zu finden ist.

Der Schanzenzug, von dem das Burgschloß nur ein Glied bildet, ist südlich in der Richtung nach Braunau und Friedland in Böhmen zu suchen. Nördlich markiert sich die Richtung nach Winzig. Eine Schauer-
sage ist in den Schles. Provinzialblättern enthalten, wie auch weitere Berichte über Funde. (Eine Jungfrau wird als gräuliche Mörderin geschildert.)

Für den alten Fußpfad von Strehlen über Gulendorf zur Ober habe ich noch eine Schutzwehr nachzutragen, es ist „das sogenannte Wall in Neu-Schliese“. Dasselbe wurde vor einigen Jahren geräumt, dabei Urnen, Waffen aller Art, Schwerter, Beile zc. gefunden und verschenkt. Wichtigere wäre es, solche Funde vererbten mit dem Schloß.

In der Richtung nach Groß-Heisterau befindet sich ein geebener Langwall und nicht weit davon auf Neu-Schlieser Gebiet wurde ein Massengrab gefunden, in welchem an Stelle der Köpfe Steine lagen, außerdem fanden sich Sporen und zerbrochene Schwerter zc. Im Grenzzuge zwischen Wüstenbriese und Gulendorf fehlte mir nach der Rechnung diese Schanze, ihre Ermittlung erfolgte erst, als der Druck bis hier her vorgeschritten war.

Schlesien hat von der Urzeit an einen wichtigen Platz für den durchgehenden Weltverkehr gebildet. Die Spuren der Vorzeit sind deshalb auch so reichlich vorhanden, wie kaum wo anders, es fehlt nur, daß sie aufgesucht werden. Die bequeme, aber für die vorgeschichtliche Forschung unglückliche Dpfertheorie schließt jedes weitere Denken aus. — Wie viel hätte erreicht werden können, wenn die für die schlesische Vorgeschichte begeisterten Männer ihr nicht gefolgt wären und sich mehr in der Richtung des wirklichen Lebens, wie Bunster, bewegt hätten.

XIX.

Die Entwicklung der Schanzen.

Wie die ersten Menschen wohnten, können wir schon deshalb nicht ergründen, weil die Kenntniß ihres ersten wirklichen Entwicklungsganges überhaupt unsicher ist.

Aber derselbe Trieb der dem Vogel lehrte sein Nest zu bauen, der wird auch dem Menschen das zu seiner Erhaltung Erforderliche im Anbeginn gezeigt haben, und nach Klima und örtlichen Verhältnissen war dies verschieden.

Als die Menschen aber Schanzen bauten waren sie sesshaft. In Deutschland reicht die Erinnerung daran bis zur frühesten Zeit. „Es brach der Grenzwall der Götterburgen,“ sagt die Edda. Also in der Zeit, als die Besitzer der Burgen noch nach Fringsgeschlecht zu den Göttern gerechnet wurden, da besaßen dieselben schon ihre Grenzwälle. Doch diese bildliche Stelle bezieht sich auf den Zusammenbruch der Urverfassung, wie ich später zeigen werde.

Als die ältesten Wälle betrachte ich jene niederen, nur 0,50 bis 1 m hohen Dämme, wie sie am Tatarenlager bei Zauernig, am Puschalkenberg, am Fraunteich in der alten Stadt Thäorn, am Kretschamhau im Zülzwald, am Kieferberg bei Dhlau und an anderen Orten vorkommen.

Ihre Breite von 5 bis 7 m steht in keinem Verhältniß zu ihrer Höhe; ich schließe daß sich auf ihrer Außenseite eine Schutzwehr aus Flechtwerk befand, daß der breite niedere Damm dazu diente, das Wasser im Innenraum in geringer Höhe zu stauen, daß er der Wallgang zwischen Umzäunung und Bewässerung war, und daß in dem feicht bewässerten Raum schräg gestellte Stangen in der Spitze verbunden und über dem Wasser durch Querhölzer gesichert das Gesperre einer Hütte bildeten, die als Wohnstätte diente, wie wir es auch anderen Ortes bei Pfahlbauern, und heute noch bei Holzflößern finden.

Mit der Erfindung des Flechtwerks aus Weiden (Wirsba, Würben) und anderen Ruthen hatte der Mensch einen großen Schritt in der Entwicklung gethan, es lieferte ihm nicht nur den Schild, die Hütte und die Umzäunung, sondern auch den Tragkorb, durch den die Schüt-

tung der Dämme möglich wurde und an Stelle der Hütte auf Stangen und Balken trat der geschüttete Hügel im Sumpf und im künstlich geschaffenen Teich, sie sind in Schlesien reichlich vorhanden.

Als aber der Mensch gelernt hatte den Pfeil zu fertigen und mit ihm Brandstoffe aus Harz und Pech zu schießen, da nützte es nichts mehr den Bohnsitz mitten im Sumpf oder im Wasser zu haben, da mußte man an andere Sicherheitsmaßregeln denken.

Auch die Schanzen an den Abhängen der Berge boten nicht mehr Sicherheit, als es möglich war den Brandpfeil von der benachbarten Anhöhe in sie zu schleudern.

Es entstanden die Sumpfburgen mit hochgeschütteten Wällen, in denen sich die Wohnräume entwickelten, und auch die Schanzen an den Bergabhängen mußten ihre Wohnungen entsprechend ändern. Aus dieser Zeit dürfte die Errichtung der bis in die Spitze der Giebel mit Lehm gefleckten Häuser stammen, deren vereinzelte Nachkommen sich bis auf die Gegenwart als Getreideböden unter dem Namen Lehms bis zur Gegenwart erhielten; diese Bauten, an denen kein Holz sichtbar ist, sind völlig feuerficher.

Nur eine wunde Stelle hatten sie, die Keller waren aus Baumstämmen gebildet; gelang es, den Brandstoff in sie zu bringen, dann stürzte der ganze Bau in sich zusammen. Einen solchen verbrannten Keller fand ich in der Altstadt Grottkau.

Nun ging die Entwicklung weiter, es entstanden die aus Steinen und Lehm gemauerten Keller, wie wir sie heute noch finden, die so oft der Schanze den Namen gaben.

Wollte man jetzt den Bau, das Schloß vernichten, so mußte von außen der Brandstoff so stark gehäuft werden, daß die Lehmwände glühten, dadurch verkohlte das starke Holzgerippe im Innern, eine Rettung war nicht möglich, der Bau stürzte in sich zusammen und wir finden die rothgebrannten Lehmwände mit den Spuren der Klebehölzer und Strohfäden.

Als nun weiter die Wurfgeschosse erfunden wurden, da galt es weitere Sicherheit zu schaffen, das Land wurde möglichst weit um die Schanze unzugänglich gemacht, die Bedeckung der Wohnräume mit Erde wurde höher ausgeführt und das Schloß so hoch als zweckmäßig den Berg hinaufgerückt und da, wo die Wurfmaschinen am häufigsten im Gebrauch waren, wurde zur Mauerung mit Ziegeln, Steinen und Kalk übergegangen und so finden wir in den Ländern, wo der Mauerbau in

klimatischer Beziehung unnöthig war, ihn am frühesten in Anwendung, denn dort waren die Wurfmaschinen in größter Vollkommenheit im Gebrauch. So schleuderten z. B. die römischen Katapulte und Balliste, Balken und Steine bis 2 Centner schwer auf die Entfernung von 1500 bis 2400 Fuß.

Wie zahlreich schon in der frühesten Zeit derartige Wurfgeschütze vorhanden waren, ergibt sich daraus, daß das kleine jüdische Volk bei der Vertheidigung Jerusalems 40 Wurfgeschütze und 300 Horizontalgeschütze anwandte.

Za schon 219 Jahre v. Chr. stellte Philipp von Macedonien bei der Belagerung von Theben 150 Katapulte auf und 9 Jahre später bei der Eroberung von Neu-Karthago hatte Scipio 120 der größten und 281 von dem kleineren Kaliber und eine sehr große Zahl Scorpione zum Schießen von Spieß und Pfeilen. Die Karthager lieferten den Römern 148 v. Chr. 3000 Geschütze aus, und wenn Cäsar sagt, daß der germanische Stamm der Nervier beim Angriff auf das Standlager des Legaten Cicero glühende Thonkugeln und Brandwurfspieße schleuderte, so mußten ihm nicht nur die dazu erforderlichen Feuerwerkskörper, sondern auch die Wurfmaschinen zu Gebote stehen.¹⁾ Begreiflich ist, daß dies die römischen Schriftsteller in ihrem nationalen Interesse verschwiegen.

Wo diese Waffen zahlreich auftraten, da lag die einzige Rettung in der Errichtung starker Mauern und ich nehme an, daß der Mauerbau so zu sagen vor diesen Geschützen herlief, und überall da in Deutschland zur Anwendung kam wo man sich von den Römern bedroht fühlte.

Nach dem Sturze des Marbod-Reiches wurde der römische Einfluß in Böhmen herrschend, in dieser Zeit dürfte sich der Mauerbau auch diesseits der Sudeten entwickelt haben. Die lange Grenzwehr von Goldberg herauf über Silberberg, Wartha, Zuckmantel bis Leobschütz, die ich schon wiederholt berührte, dürfte dieser Zeit entstammen, und die frühen Mauerbauten in Nimptsch, Tepliwoda und an anderen Orten dürften als deutsche Schutzmittel gegen sie zur Anlage gelangt sein, die Reste dieser alten Gewölbe und viereckigen Thürme harren noch der vergleichenden Forschung, bis dahin ist die Sache unentschieden.

Ich finde ähnliche Anzeichen in Hessen, es erscheint östlich der Werra eine ganze Reihe ehemaliger Vesten, ich greife nur einige heraus.

¹⁾ General v. Peuffer, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. III S. 474, 628—633.

Der Hülfensberg bei Döringsdorf, der Greifenstein, die Coburg, der Altenstein bei Asbach, der alte Hansstein, sie liegen in einer fast geraden Linie entlang den vielen Krümmungen der Werra, es kann nicht angenommen werden nur der Zufall habe sie in dieser Linie so gesetzt. Ich habe über sie keine Nachforschungen angestellt, sie fielen mir aber auf und der hessischen Forschung wird es gelingen zu ermitteln, ob ihre Vorfahren nach den verhängnißvollen Folgen der Varusschlacht diese Mauerbauten gegen das Vordringen der Römer oder diese, sie gegen die Deutschen errichteten.

Man kann annehmen, daß in den von römischer Kriegsgefahr nicht heimgesuchten Gebieten von der Elbe ostwärts und von der Oder nördlich die alten Schutzwehren so blieben wie sie waren, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt und erhalten hatten, theils Umzäunungen aus Flechtwerk theils kasemattirte Wälle oder auf Erdhaufen errichtete Thürme, bis die Deutschen das Römerreich in Trümmer schlugen und sich nun in die frei gewordenen gegenederen Fluren, südlich und westlich, der lange zurückgehaltene Strom deutscher Auswanderer stürzte, und in den rauheren Gebieten von Schlesien, Posen und der Mark, nur den ärmeren, der Thatenlust entwöhnten, und für große Anstrengungen nicht mehr kräftigen Theil der Stammesgenossen zurückließen. Es kann lange Zeit vergangen sein ehe die Slaven die verödeten Stätten einnahmen und sie nach dem was sie vorfanden benannten, Kopic, Tarn, Wirbno, Grodzisko u. s. w.

Eine den schlesischen und hessischen Schanzen gemeinsame Einrichtung möchte ich noch hervorheben, es ist die bei beiden gleich ausgebildete Vorrichtung für ein Signalwesen.

In Hessen hat sich in der Sage, wenn auch in einer der Bevölkerung unverständlichen Form, die Erinnerung an diese Lichtzeichen erhalten, anderen Ortes finde ich Schanzen die nur zu diesem Zweck errichtet waren, Hessen war damit so vorzüglich ausgerüstet, daß in wenigen Minuten die Feuerzeichen durch das Land flogen und wenn das alte Mattium nicht von zwei Seiten zugleich mit überlegener Kraft angegriffen wurde, so war ihm gar nicht beizukommen. Ich habe das ausführlicher in der noch ungedruckten hessischen Arbeit vom Jahre 1889 beschrieben.

In Schlesien lebt über ähnliche Einrichtungen nichts in der Erinnerung, aber ihre Reste sind vorhanden. Aufgeschüttete Kuppen auf Bergen konnten nur den Zweck haben, weithin die Fernsicht zu erschließen und mit anderen Höhen eine Verbindung zu unterhalten.

Wenn am rechten Ufer der Neiße bei Grüben ein Feuerzeichen aufflammte so wurde es nicht nur bis zum Rummelsberg gesehen, und ging von da zum Zobten und von dort sofort in die große schlesische Ebene, nein es ging auch gleichzeitig zum Stehndelberge bei Petersheide und wurde es dort aufgenommen, da flog der Feuerschein bis Hohenplog, gleichzeitig am Gebirge über Ziegenhals, Zauernig, Patschkau bis zum Vogelberge, und herum bis zu dem Hartheberge und Kapellenberge bei Wartha, der Gumberg, Raffenberg und der Spitzberg bei Nimptsch nahmen es auf, und in wenigen Augenblicken war das ganze Land in Bewegung, denn jede Sumpfburg stand mit einer Höhenschanze in Verbindung. Daß aber nicht blos die Schanzen auf allen diesen Höhen vorhanden waren, daß ein solcher Dienst auch wirklich geübt wurde, das sagt uns klar und deutlich die Edda, sie bezeichnet den Zweck treffender als wir es mit unseren schwachen Namen, Signale oder Fanale, zu thun vermögen:

„Sieh auf des Hinderbergs Höhe die Burg!
Die haben weise Herrscher gewirkt
mit weithin scheinender Schreckenslohe!“

Ich kehre zurück zur inneren Einrichtung der Schanzen. Mit den aus Lehm und Stein erbauten Kellern war der Mauerbau gegeben und, daß die Schanzenbauer auch den Kalkmörtel kannten, ergiebt der im Schanzenkegel zu Kapsdorf vorhandene Pfeiler und die Mischung von Kalk und Leth zum wasserfesten Erdkörper.

In den alten Schanzen trat durch den Mauerbau zuerst nur theilweise eine Aenderung ein, man ließ die alten Gebäude im Innern bis auf weiteres stehen, umzog sie aber mit einer Mauer aus Ziegeln und Steinen, der Hauptwerth wurde auf die Befestigung nach Außen gelegt.

In Schlesien finde ich dieselbe Bauart, das alte Schloß in den Elbelhäusern z. B. hatte seine Wälle und Mauern, aber die innersten Keller waren aus der Vorzeit nur mit Steinen und Lehm erbaut und so ist es an mehreren Stellen; z. B. wurde der Erdhügel am alten Schloß zu Breitenstück nur mit einer Mauer umzogen, und auch auf dem aus Erde und Steinen geschütteten Spitzwall des alten Schlosses Reichenstein zog sich nur eine Mauer um die Kuppe und zu dem an sie reichenden Felsen.

Als aber auch die Wohnhäuser der Burgen gemauert wurden, da wurden im Anfang die Keller nicht gewölbt, sondern nur mit einer

Balkenlage versehen. Hier wiederum gerade so wie am Rhein. Ich muß zum Beweise bis dorthin eine Abschweifung machen.

Eines der ältesten und umfangreichsten Bauwerke der Mittelzeit bildet im Pfanzthal, die

alte Baumburg.

Erfichtlich war ihr ursprünglicher Zweck Sicherung der Straße vom Rhein nach der Pfalz und zu den Salzquellen bei Münster am Stein.

Zu diesem Zweck hatte die hochgelegene Hauptburg ihre unten an der Straße gelegene kleine Vorburg, den Dreuenfels. Die Hauptburg besteht aus drei Theilen, die Hinterburg ist der älteste. Damit setze ich mich in Widerspruch mit den rheinischen Herren Forschern, welche auf Grund des Mauerbaues diesen Theil als den jüngeren betrachten.

Die Hinterburg war ursprünglich Schanze, sie hat einen theilweise in den Fels gehauenen, theils gegrabenen, trockenen 7 m breiten und im abgerundeten Viereck gehaltenen Graben und Wall, wie alle alten Schanzen. Die bei den Aufräumarbeiten gefundenen Urnen weisen in die Heidenzeit.

Hier am Rhein trat durch die Römer der Mauerbau sehr früh auf, auch hier auf der alten Baumburg wurden die vorhandenen Gebäude nur von einer Mauer umschlossen, sie selbst mögen geblieben sein, wie sie waren, denn wir finden in späteren Urkunden in den beiden neuen Burgen die Wohnungen der Raugrafen und die Kirche, während in der ersten Verpfändung die Hinterburg als die Ritterställe und Gesindewohnungen enthaltend genannt wird. Die geringe Pfandsomme von nur 300 Gulden läßt auf den schlechten Zustand der Gebäude schließen, jedenfalls waren sie nur von Holz, wie der Name „Boimeburg“ anzudeuten scheint.

Den ältesten Mauerbau enthielten somit die angebaute Mittel- und Vorburg, aber ihre Keller haben kein Gewölbe und die Kohlenreste in den Balkenlöchern zeigen, daß von vornherein nur eine Balkendecke vorhanden war.

Als aber im Laufe der Zeit die Gebäude in der alten Burg auch neu gebaut werden mußten, da erbaute man sie den Zeitverhältnissen entsprechend mit Blossenquadern und die Trümmer zeigen uns einen mittelalterlichen Bau, der jünger ist als der der Mittel- und Vorburg. Das dürfte die Lösung des Räthfels sein über das Alter der einzelnen Theile der alten Baumburg.

In der hinteren Burg, da wo die Ställe und Gefindewohnungen lagen, dort muß auch der bisher vergeblich gesuchte Brunnen liegen und am sichersten dürfte man zu ihm gelangen, den alten Steinstufen folgend, welche vom Thal herauf in den Wallgraben und von diesem zu einer vermauerten Pforte führen. Kehre ich von diesem alten Mauerbau nach Schlesien zurück, so finde ich an den Ufern der Neiße in den Trümmern des alten Schlosses in Baizgen dieselben Verhältnisse. Auch hier hatte der Mauerbau sich in einer alten Schanze entwickelt, auch hier ist kein Gewölbe, wohl aber sind Spuren einer verbrannten Balkenlage. Dieses alte gemauerte Schloß muß aber schon zerstört gewesen sein, als die Söhne des Grafen Dyrslaus begannen, das väterliche Erbgut zu zerstückeln. (25. Juni 1283, Reg. Nr. 1753.) So lange dieses Schloß bestand, war an eine Entwicklung von Camenz nicht zu denken, und es bleibt fraglich, zu welcher Zeit dieser alte Mauerbau in Baizgen schon errichtet wurde, da die Erbauung der Burg in Camenz schon im Jahre 1096 erfolgte. (Schles. Reg. 1. Bd. S. 18.)

Nun hat sich aber auch der Bau gemauerter Keller schon früh in Schlesien entwickelt, das Gewölbe, das sich in Tepliwoda außerhalb des Schlosses im Garten befindet, liegt tiefer als die Sohle des hohen Walles und auch der unterirdische Gang erinnert so stark an die Gewölbe der ältesten Burgen am Rhein, daß der vergleichenden Forschung hier noch eine dankbare Aufgabe harret. Auch die Keller in Wartha lassen vermuthen, daß der Mauerbau nicht nur in dem heidnischen Nimptsch so früh vorhanden war.

Mit der Völkerwanderung trat in Schlesien ein völliger Stillstand im Mauerbau ein. Wo sich die Slaven ansiedelten, da bauten sie ihre Hütten wieder in urweltlichster Art und nur da, wo der Miemiecz, der Deutsche, geblieben war, da findet Thietmar von Merseburg so starke Mauern, wie in Nimptsch, die das kaiserliche Heer nicht zu nehmen vermochte.

Viel später erscheint dann mit der Rückkehr der Deutschen der Mauerbau in Schlesien vorwiegend zu religiösen Zwecken.

Als Wohnhaus diente bis zum 16. Jahrhundert nur der Fachwerksbau, wenn auch in gebiegenerer Ausführung als er jetzt noch durch ganz Süddeutschland vorherrscht. Selbst in Gegenden mit gutem Ziegel- lehm und Steinmaterial, wie in Frankenstein, wo dasselbe so nahe lag, begann man erst 1520 mit dem Bau eines gemauerten Pfarrhauses und

das erste gemauerte Bürgerhaus war 1530 der grüne Baum.¹⁾ Das Kloster Heinrichau ging erst von 1683—1688 in seinen Wohnräumen zum Steinbau über.

Als dann die Feuerwaffen immer wirksamer wurden, begann man wieder die Steingewölbe so mit Erde zu überschütten, wie es mit den Holzbauten in der Urzeit geschah. So liegen auch in Schön-Johnsdorf diese zwei weit auseinander reichenden Zeitabschnitte dicht beieinander.

Am Eingang zum Schloß stehen die leider im Abbruch befindlichen gemauerten Casematten, und auf dem Kellerberge harren die zusammengestürzten Holzwälle noch der Forschung.

Der Entwicklungsgang in den alten Erdschanzen und im Mauerbau ist hier derselbe, wie am Rhein, und soweit die Spuren einen Schluß gestatten, bestand in der Urzeit in der Bildung der Bewohner Schlesiens, Hessens, Westfalens oder des Rheins kein Unterschied.

Daß die Deutschen schon vor Christi Geburt Wälle zu bauen und zu stürmen, Thürme zu errichten, durch Brandgeschosse zu vernichten und Mauern zu bauen verstanden, habe ich gezeigt, es könnte nur noch die Frage aufgeworfen werden, ob die Bewohner Schlesiens auch wirklich Deutsche waren. Darauf giebt schon der gelehrte Grieche Pnyteas etwa 350 Jahre v. Chr. die Antwort.

Er glaubt in den Cimbern, den Bewohnern Scandinaviens, dieselben Cimberer wieder zu erkennen, die er am schwarzen Meer in der Krim kennen gelernt hatte; Sprache, Sitte und Körperbau mußten somit bei beiden Völkern gleich sein, das ganze weite Gebiet mußte dasselbe Volk besitzen, denn er nennt auch die Bewohner am Kurischen Haff Gothonen und den Volksstamm, welcher den Zwischenhandel mit Bernstein vom Meer nach Süden betrieb, Teuten, sie waren also Deutsche. Das war 300 bis 350 Jahre v. Chr.

Auch Tacitus (Germ. 37) nennt die Cimbern in Holstein, erwähnt ihre ungeheuren Feldlager an beiden Ufern (doch nur der Meeresufer) und führt die Kämpfe mit ihnen auf 210 Jahre vor Trajan zurück. In seiner Beschreibung der Stämme kommt er Satz 42 auch nach Böhmen zu den Markomanen und zu den hinter ihnen (von Rom aus gesehen) liegenden Gothinern (Satz 43) und zu allen anderen im heutigen Schlesien wohnenden Stämmen. Er nennt sie ausdrücklich Eisen grabend und da, wie ich bereits gezeigt und weiter zeigen werde, ihre

¹⁾ Gesammelte Nachrichten von Frankenstein. S. 43.

Schlacken mit den Schanzen zusammenfallen, so ist die Möglichkeit völlig ausgeschlossen, daß die mehrere Jahrhunderte später, erst mit der sogenannten Völkerwanderung als Nomaden aus Asien vordringenden Slaven die Erbauer der Schanzen, Schmelzer der Schlacken und Errichter der ältesten Mauerbauten in Schlesien sein könnten.

An der Hand des Entwicklungsganges im Schanzenbau, ist die Lösung der Frage nach den Erbauern und ihrer Abstammung nochmals gegeben. (Siehe Seite 11.)

Rückstände einer gewerblichen Thätigkeit aus der Urzeit.

Ich berühre noch kurz eine Gattung Schanzen, die keine Schanzen sind. Der volkstümliche Ausdruck für sie ist Seifenschanzen (Seifen-Rüppel). Den Forschern erscheint diese Benennung verstümmelt, sie machen daraus Suevenschanzen.

Es sind Rundwälle ohne Gräben und enthalten vorwiegend Asche.

Durch Galenus erfahren wir, daß zu seiner Zeit die Deutschen die besten Seifensieder waren, die römischen Herren und Damen bezogen ihre Seifen und Pomaden, darunter auch eine schwarze, aus Hessen.

Gehen wir weiter, so finden wir bei Plinius, daß zur Bereitung der Seife genau dieselben Stoffe verwandt wurden, wie es bis zur Gegenwart geschah, Asche, Kalk, Talg.

Vor der Einführung der Soda zur Seifenbereitung brauchte eine kleine Seifensiederei für den einmaligen Sud zur Herstellung von 6 bis 10 Ctr. Seife 3 zweispännige Fuder Asche und 5 bis 6 Ctr. Kalk, daraus ergaben sich 2 Fuder Rückstände von etwa 4 bis 6 cbm Raumgehalt. Sott diese Seifensiederei nur alle 14 Tage einmal und nehmen wir den Rückstand mit 5 cbm an, so war schon in einem Jahr ein Haufen Rückstände von 120 cbm vorhanden, was ist aus denselben geworden? Daß sie damals schon zur Düngung abgefahren wurden, kann nicht angenommen werden, sie häuften sich also rund um die Seifensiederei und bildeten nach wenigen Jahren einen Wall um sie, wie es bei unseren Fabriken, welche für ihre Rückstände keine Verwendung haben, heute auch der Fall ist.

Diese Wälle werden von den Gelehrten Opfern zugeschrieben; diese unglückliche Opfertheorie hemmt wirklich jeden Fortschritt. Man sehe doch schärfer hin, die Reste von Kalk, und Knochen von Fett-Thieren

werden sich feststellen lassen. Meine Ansicht geht dahin: nicht der Opferpriester, nein der Seifensieder schüttete diese Wälle und nicht die Sueven, sondern wie der Volksmund richtig sagt, die Sefen (Seifen) hinterließen sie.

Die Seife ist kein Ergebnis des Zufalls, zu ihrer Bereitung gehörten chemische Kenntnisse und wenn die Deutschen darin zur Zeit Galenus und Plinius schon anderen Völkern überlegen waren, so mußten sie sich doch auf einer anderen Stufe der Bildung befinden, als für jene Zeit von ihnen angenommen wird, die Spuren dieser ihrer gewerblichen Thätigkeit finden sich in Hessen und Süddeutschland, ich habe sie aber nicht besichtigen können, und kann nur auf sie verweisen.

Die Steinkreuze.

Auf Feldern und Wegen finde ich Steinkreuze aller Art. Von den rohesten Formen bis zur vollendeten Arbeit sind sie vorhanden. Welche Ereignisse sie verewigen sollten, ist nicht mehr bekannt, wie leicht wäre es gewesen, durch eine Jahreszahl einen Anhalt zu geben, aber die Verfertiger dachten ebensowenig daran, wie unsere heutigen Baumeister, welche ihre stolzesten Brücken und Monumentalbauten aller Art nicht durch eine Jahreszahl entstellen wollen, mögen spätere Völker rathen so wie wir.

Die Steinkreuze an den Wegen sind oft von einer Form, daß sie mehr an ein Doppelbeil oder einen Hammer als an ein Kreuz erinnern (siehe auch Fig. 8). Das nordische geheiligte Zeichen war ja ein Kreuz ohne Kopfbalken **T** der Hammer Thors, alles was mit ihm berührt oder bezeichnet wurde, galt als heilig und abgeschlossen. Der Hammer bei unseren Versteigerungen entspricht noch diesem Brauch.

Inwieweit nun die Steinkreuze an den Wegen noch der Urzeit entstammen, ist schwer zu sagen, da die fehlenden Kopfbalken auch abgeschlagen worden sein können. Daß aber Gedenksteine in der vorchristlichen Zeit an Wegen gesetzt wurden, sagt die Edda. (S. 199):

„Gedenksteine sieht man selten am Weg,
wenn der Sohn nicht dem Vater ihn setzte.“

Diese Steine enthalten oft symbolische Zeichen, sie dürften zu sammeln sein, ich fand sie auch in Hessen. Auf unseren Feldern hat sich der Brauch erhalten, kleine Kreuzchen, immer drei nebeneinander, auf

die Ackerbeete zu stecken, in manchen Gegenden werden sie noch ohne Kopfbalken gefertigt, **T T T** sie sind das Zeichen Thors, er lenkt die Gewitter, daß sie den Feldern Fruchtbarkeit und nicht Schaden bringen. Ja an einigen Orten, auch bei Reisse, werden sogar die Felder bei Steckung der Kreuze am Ostermorgen von den Bauern mit Fahnen umritten, und der Name „Saatenreiter“, wie auch die Handlung ist hier um Grottkau wenigstens noch bekannt. Auch die drei † an den Stubenthüren dürften der Heidenzeit entstammen. Die Zahl 3 darf uns nicht beirren, denn auch die Heidenzeit hatte die Dreigottheit.

Zum Beweise lasse ich die Abschwörungsformel folgen, wie sie in den Schriften des heiligen Bonifacius enthalten ist. Leider verstanden die ersten christlichen Priester kein Deutsch und nach dem Gehör wurden deutsche Laute in eine Form gebracht ohne Rücksicht auf die Wortbildung.

Die Formel giebt uns aber ein Bild unserer Sprache, wenn auch, wie bei „sarnote“ der Name so entstellt ist, daß wir nicht mit Sicherheit sagen können, wie er eigentlich heißen soll.

Wir sagen heute noch sprachgebräuchlich: bei meiner Sechse, und denken nichts dabei, es ist wohl die alte Eidformel für: bei meiner Six (Streitart, Schwert).

Abschwörungsformel u. Glaubensbekenntniß.

Forfachsistu diabolae? Antwort: ec forfacho diabolae; — end allum diobal gelde? Antwort: end ec forfache allum diobal geldae; — end allum dioboles wercum? Antwort: end ec forfacho allum diobolus wercum and wordum thunaer ende woden ende sarnote ende allum them unholdum the ihra genothaf sind.

Gelobistu in got alamehtigan fadaer? ec gelobe in got alamehtigan fadaer. — Gelobistu in crist godes suno? ec gelobe in crist getes suno. — Gelobistu in halogan gast? ec gelobe in hologan gast.

Das heißt: Entfagest du dem Teufel? und aller Teufelsgilbe? (Ich möchte annehmen, es heiße Teufelsgelbe, Heidengeld.) Und allen Teufelswerken und Worten, Thunaer und Woden und Sarnote und alle den Unholden, die ihre Genossen sind?

Glaubst du an Gott, allmächtigen Vater? Glaubst du an Christ, Gottes Sohn? Glaubst du an den heiligen Geist? (Darauf folgten die Antworten.) Wir sehen, daß fast dieselbe Sprache heute noch von unseren Landleuten gesprochen wird und daß die Dreigottheit in Wodan, Thor und Sarnote schon in der Heidenzeit vorhanden war.

XX.

Verschwundene Ortschaften im Bereich der Schanzen und Uebervölkerung in der Urzeit.

Bogenau und Patschkau lagen so dicht nebeneinander, daß eins im anderen aufgehen mußte, sobald eine Entwicklung erfolgte. Von vornherein bevorzugt wurde in geschichtlicher Zeit Bogenau, für Patschkaus Emporkommen mag seine nähere Lage am Fluß und anscheinend die Errichtung des Gotteshauses an einer alten Kultusstätte ausschlaggebend geworden sein. Katersdorf bei Patschkau, westlich von der Burg und dem Dorfe Neuhaus, lag am linken Ufer der Neiße. Bei einer Ueberschwemmung wurde es vernichtet, die Neiße änderte ihren Lauf und das ehemalige Dorf kam auf das rechte Ufer zu liegen.

Ein einzelnes Häuschen erhielt sich bis zum Jahr 1842, es gehörte dem Müller in Neuhaus, der es abbrechen ließ.

Die Feldmark am jetzigen rechten Ufer der Neiße auf der ehemals das Dorf stand, gehört noch heute zur Pfarrei Liebenau und zum Kreise Münsterberg.

Groß-Rosen, an seiner Stelle ist in anderer Richtung Koppendorf erbaut.

Rotsch oder Gotschdorf, an seine Stelle ist in anderer Richtung Hohengiersdorf getreten und einige Häuschen haben sich unter dem Namen Gutsch erhalten.

Eulendorf und Leopoldowicz wurden von den Dominien aufgelogen.

Albrechtsdorf wurde an anderer Stelle erbaut.

Kolonie Zentschwitz, an seiner Stelle lag ein großes Dorf, dessen Name nicht mehr zu ermitteln ist und an dessen Stelle Seifersdorf getreten sein soll, die jetzigen Häuser in Zentschwitz tragen die Nummern: 1 und von 68 bis 73, es fehlen 67 Nummern, die auch in keinem der umliegenden Dörfer als zugehörig vorhanden sind.

Wese. Die Flur ist an Marienau und Lichtenberg getheilt und führt den Namen Wischau.

Krippendorf lag auf den 8 $\frac{1}{2}$ Hufen, die bei Aussetzung der Stadt Grottkau zu deutschem Recht von Boißelsdorf abgezweigt wurden und war 1234 schon nicht mehr vorhanden.

Trenkendorf wurde zerstört, an seine Stelle wurde in anderer Richtung Raudnitz erbaut und nur einige kleine Häuschen, die nicht einmal auf der Generalstabkarte stehen, haben sich auf einem Berge unter obigem Namen erhalten.

Taschenberg mit dem polnischen Beinamen Lencawice scheint schon in früher Zeit vernichtet zu sein, seine Lage habe ich bei Schrom nachgewiesen.

Altstadt Grottkau, südwestlich von Grottkau, war schon 1234 nicht mehr vorhanden, desgl. Erlberg, das dicht neben ihm lag und von dem nur noch zwei Ackerstücke den Namen die Erlgarten führen. Das Dorf scheint eher christlich gewesen zu sein als Grottkau, denn sein Nachfolger, das heutige Halbendorf, das nie eine Kirche hatte, besitzt 2 Hufen Pfarrwidemuth für den Pfarrer in Grottkau.

Zülzendorf, im 30jährigen Kriege zerstört, ist unter dem Namen Zülzhoff an anderer Stelle erbaut.

Thäorn, alte Stadt, für sie ist an anderer Stelle und in anderer Richtung Alt-Patschkau erbaut.

Kapsdorf, an seine Stelle scheint Hermsdorf, Kreis Ohlau, getreten zu sein, da die dortige Scholtisei, zu welcher die ehemalige Feldmark und der Ringwall noch theilweise gehört, den Titel „rittermäßig“ von diesem Besitz führt.

Wilme, an seine Stelle ist erst vor einigen Jahren wieder ein Gutshof getreten, nachdem es im 30jährigen Kriege vernichtet wurde.

Welchen Namen eigentlich das Dorf östlich von Grünigen bei Brieg, dessen Lage ich angab, gehabt hat, bleibt noch festzustellen, anscheinend Cripoldisdorf.

Die Dörfer Altengoos, Brehm, Bankwitz östlich Bechau, Bogwitz, Bankwitz, Gahndorf, Ritschen, Proßmannsdorf, Taschkwitz, Schwarzborn und Wohlack in den Kieferbergen bei Ohlau gingen ein, nachdem der Zweck, zu welchem sie errichtet waren, mit Einsetzen der alten Straßenverbindungen weggefallen war.

Sie wurden auf irgend eine Weise nebst den alten Schanzen, um die sie sich gebildet hatten, zerstört, konnten sich nicht wieder erheben, denn es fehlte ihnen mit Ausnahme von Schwarzborn von vorher ein die Grundlage zur Entwicklung, die fruchtbare Scholle.

Alt-Zehdorf wurde anscheinend durch Hochwasser zerstört und später in einem von Laskowitz abverkauften Walde neu erbaut.

Alt-Laskowig ist auch weiter nichts gewesen als eines jener armen kleinen Dörfer und hat sich dann in vortheilhafterer Lage neu aufgebaut.

Ich habe auf Grund der örtlichen Verhältnisse wiederholt meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß Deutschland schon in der Urzeit an Uebervölkerung gelitten habe, ich nehme weiter an, daß das deutsche Volk schon lange vor Christi Geburt fest sesshaft und kein Wandervolk war.

Schon in der älteren Edda (Entstehung der Stände) wird es als Aufgabe der Knechte bezeichnet: die Felder zu düngen, das thut kein Nomadenvolk.

Auch von dem Stammvater der Edlen heißt es dort: er trachtete nach trefflichem Eigen und altem Besitz.

Der beste Culturmesser ist der Pflug, auch ihn nennt die ältere Edda und in der Anfertigung des Pfluges sind die Deutschen stets allen ihren Nachbarn überlegen gewesen. Der römische Bauer behalf sich bis in die Neuzeit mit seinem urweltlichen Pfluge, er thut es vielleicht noch. Nun steht mir für meine Auffassung auch die Geschichte zur Seite.

Als die Deutschen das erste Mal mit den Römern zusammentrafen, begehrten sie Land, um sich anzubauen, ihre holsteinische Heimath mußte also überbevölkert sein. Als ihnen das Land verweigert wurde, griffen sie zu den Waffen und schlugen im Jahre 113 v. Chr. den Consul Papiérius Carbo in der Gegend des heutigen Judenburg bei Noreja und im Jahre 109 v. Chr. den Consul Silanus bei Marseille.

Es ist nun völlig irrig, anzunehmen, wie es verschiedene Schriftsteller thun, es habe im Belieben des ersten besten gelegen, ein Geleit zusammenzubringen und damit eine Heerfahrt zu unternehmen. Ohne Beschluß der Volksgemeinden, und ohne Führung eines Grafen oder Herzogs durfte Niemand eine Heerfahrt einleiten.¹⁾ An ihr konnten sich auch nur die Wohlhabenden betheiligen, die die Mittel besaßen, für sich und ihr Gefolge den Unterhalt zu beschaffen.

Wenn nun die Heere der Urzeit in der auffälligen Stärke von 200- bis 300,000 Mann austraten, so zeigt dies wohl am besten, daß es die Noth und nicht der Uebermuth war, der sie zur Auffuchung neuer Wohnsitze trieb. Die Staats- oder Stammeslenker waren genöthigt, die überschüssige Bevölkerung nach Außen zu leiten und das

¹⁾ v. Peuler, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. II S. 13 und Bd. III S. 124, 145. Cäsar de bello Gall. II. 28.

eigene oder Staatsvermögen dabei zu opfern. Aus Noth waren deutsche Eltern gezwungen, ihre Kinder zu verkaufen.¹⁾ Das Edikt Theodorichs des Ostgothen liefert dazu noch in viel späterer Zeit den Beleg, indem es verordnet, daß Kindern, welche, um ihnen das Leben zu fristen, von ihren Eltern verkauft werden, dadurch ihre Standesrechte nicht verlieren sollen. Diese Noth griff also bis in die adeligen Geschlechter und bestand nicht bloß unter den Knechten. Hiermit stimmt auch die Edda auffällig überein, und wenn Brünhilde bei der Verbrennung Siegfrieds ruft:

Nicht ärmlich sei unser Auszug von Erden;
denn es folgen ihm fünf meiner Mägde
und acht meiner Dienstmannen edlen Geschlechts
erblich uns Hörige, einst mir Gespielen
die Botel mir seiner Magd geschenkt,

so findet diese Stelle in dem oben gesagten ihre Erklärung.

Wenn wir außerdem erfahren, daß in Mecklenburg an einzelnen Markttagen mehrere tausend Sklaven zum Verkauf aufgetrieben waren, so wird wohl Niemand behaupten wollen, daß Mecklenburg sie als Gefangene erbeutet habe, vielmehr zeigt der geforderte Nachweis, daß der Sklave ein Handwerk verstehe, (Goldschmiede, Silberschmiede, Eisen- schmiede, Zimmerleute zc.) daß er gesunden Leibes, kein Ausreißer und kein Dieb sei, er zeigt, daß die Sklaven den Händlern seit lange bekannt sein mußten und daß ihre Verkäufer für sie Gewähr leisten konnten. Die Verhältnisse lagen also nicht anders, als wie bei unseren Vieh- verkäufen, oder wie in Brasilien, wo bis zur Gegenwart die Sklaven fast mit denselben Worten in den Zeitungen zum Verkauf ausboten wurden. Damit soll keineswegs bestritten werden, daß auch tausende gefangener Feinde zum Verkauf gelangten. Aber für den regelmäßigen Markt wurde wohl nur die ganze überschüssige Arbeitskraft des deutschen Nord-Ostens in Mecklenburg zum Verkauf gebracht. Die jetzt noch dort üblichen Gesindemärkte stammen wohl noch aus jener Zeit.

Gegenwärtig verlassen alljährlich bis 200,000 Menschen Deutsch- land, nicht aus Uebermuth, sondern um sich Wohnsitz zu suchen, die sie hier nicht mehr finden können und auch hier sind es nicht die Aermsten, sondern die, welche die Mittel zur Reise und neuen Ansiedelung besitzen.

²⁾ Fischer, Geschichte des deutschen Handels I. Theil S. 50.

Hätten wir nicht die Ableitung über die Weltmeere, was hätte da aus uns werden sollen.

Die Uebervölkerung und aus ihr entstehend die Noth, die bittere Noth, sie ist es nach dem Zusammenbruch der Urverfassung gewesen, welche den deutschen Bauern zwang, den Pflug zu verlassen und zur Waffe zu greifen. Auf die wirkliche Urverfassung komme ich später zurück. Wenn uns aber Cäsar berichtet, daß von den 60,000 Mann der Nervier, die neue Wohnsitze suchten, nur kaum 500, und von den 500 Volksältesten nur 3 in der Schlacht am Leben blieben, so wird man erkennen, daß es die Verzweiflung war, die sie lieber sterben als leben ließ. Den klarsten Beweis für die Richtigkeit meiner Anschauung liefert aber der Fürst Bojocal, der im Jahre 59 als Führer der Ansiharier dem römischen Feldherrn Vibius Avitus, der ihm die Bitte um Ueberlassung des wüsten Landstriches, zwischen Rhein und Isfel, abschlug, erwiderte:

„Es kann uns eine Scholle Land fehlen zum Leben, niemals aber, um darauf zu sterben!“¹⁾

XXI.

Die Dämme als Straßen und Teiche.

Auffällig und wie ich glaube nicht genügend beachtet ist die große Anzahl von Dämmen auch in hiesiger Gegend.

Mit vieler Mühe und großer Sachkenntniß wurden Dämme geschüttet, oft viele hinter einander wo jeder Einzelne mehrere tausend Cubikmeter Boden enthält.

Wer hat diese großen Bodenmassen zusammengefahren?

Daß Stadt- und Landgemeinden, Klöster und Herren nach der deutschen Einwanderung bemüht waren, ihre Dämme und Teiche zu bauen und zu bessern ist ja bekannt, aber das geschah doch erst nachdem sie sich im Innern so gefestigt, daß sie an derartige Arbeiten gehen konnten, daß aber auch dann so kleine Gemeinden wie Eundersdorf oder Voigtsdorf sich an die Schüttung von Dämmen, wie sie dort vorhanden

¹⁾ v. Peuker, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. II S. 13.

sind von 700 m, 900 m, 1800 m Länge u. s. w. bis 5 m hoch, an der Sohle bis 20 m, an der Krone bis 5 m Breite, von denen also der Kleinste nach Berücksichtigung aller örtlichen Verhältnisse doch über 6000 cbm herangefahrenen Boden enthält, herangewagt haben würden, das muß bezweifelt werden. Daß diese Dämme der Urzeit angehören, ergibt sich aus den an ihnen vorhandenen Schanzen. Die Kunstdämme bei Falkenau haben ihre Schanze, den Kunstberg. Die großen Dämme im Park zu Endersdorf wurden gedeckt durch das alte Schloß. Der große Bischofsdamm hat am Südbende die alte Schanze Butselberg und das Nordbende des Kaluteiches der eigentlich die Fortsetzung des Bischofsdammes war, hat einen geschütteten Hügel ohne Namen und die Grenzen von 3 Gemeinden stoßen mitten im Teich zusammen.

Im Mittelalter lag zur Schüttung von Hügeln an diesen Dämmen kein Grund vor.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurden am Niederrhein lange Dämme als Straßen geschüttet, in Schlesien lag um diese Zeit der größte Theil des Landes wüst und zur Schüttung von langen Dämmen fehlte der Zweck und die Mittel.

Daß jeder Damm der zwei Höhen verbindet oder einen Sumpf durchschneidet, das Wasser staut und einen Teich bilden kann, bedarf keines Beweises und so finden wir auch solche Dämme die als Straße dienten, schon beim Eintritt in die schlesische Geschichte, die dann nur als Fisch- oder Mühlteiche bezeichnet wurden. So z. B. in Grottkau.

Bereits im Jahre 1317 am 26. Mai nach der städtischen Urkunde Nr. 8 schenkte Herzog Boleslaus der Stadt die zwischen Halbendorf und der Stadt liegenden Fischteiche.

Es sind dies der heutige Mühlteich, der Galgen- und Mittelteich; der Hinterteich wurde erst 1492 angelegt,¹⁾ andere haben auf dieser Feldmark nie bestanden.²⁾

1) Städtische Urkunde Nr. 86.

2) Der Ueberlieferung nach stand die älteste Mühle (Fotes mole) da, wo heute die Jacob'sche Besitzung östlich am Ringschmidteiche liegt. Die Vogtei, das heutige Schlössel liegt nur 400 Schritt davon. Hier hat diese Mühle noch 1464 gelegen, sie wird in einer Urkunde des Bischofs Jodocus vor der Stadt (von Breslau aus gesehen) und neben den Teichen gelegen genannt, das stimmt nur für diese Stelle. Daß die Sage Recht hat, zeigt noch heute der Rest des vom Pulverhause im Acker abgehenden Mühlgrabens der bis zum Bau der Chaussee 1824 durchgehends noch vorhanden war.

Die Stadt Grottkau hatte sich aus dem 1234 nach deutschem Recht ausgesetzten Dorf, trotz des Tataren-Einfalls von 1241, doch so weit entwickelt, daß ihr 1268 oder 1278 das Stadtrecht verliehen werden konnte, sie war an den Bau ihrer Kirche gegangen, hatte aber noch keinerlei Schutzwehr für sich selbst, erst von 1292 ab begann Volko sie mit Gräben und 2 Wällen zu umziehen, dann ging man an den Bau der Stadtmauern, wenn nun auch hierzu in den vorhandenen Eisenschlacken die in jeder Art verwandt wurden, theils roher Maseneisenstein, theils schlecht geschmolzenen Schlacken, ein recht beträchtlicher Theil des erforderlichen Baumaterials vorhanden war, so nahm doch das Brennen der Ziegeln, die Heranschaffung der Steine zur Herstellung des Kalkes, der noch bis Anfang d. Jahrhunderts mit den Ziegeln gleichzeitig in demselben Ofen gebrannt wurde, eine so lange Zeit in Anspruch, daß wenn bis 1317 die Stadtmauer in doppelter Manneshöhe fertig gewesen wäre, so müßte man sagen, es sei sehr gut gegangen.

Nun kehren wir zu den Dämmen und Teichen zurück.

Der Galgenteich allein, dessen Damm eine Länge bis 600, eine Sohlenbreite bis 12, eine Kronenbreite bis 5 und eine Höhe von mehr als 2 m hatte, erforderte eine so große Masse Boden, daß man fragen muß, wer hatte bis 1317 Zeit, solche Dämme zu schütten, die der Herzog 1317 verschenkte? ¹⁾

Die Stadt nicht, sie hat es nicht gethan, sonst hätte ihr dieselben Niemand schenken können. —

Boleslaus als stets geldbedürftiger Mann schon lange nicht, da er aber dem Geschenk auch noch die große Viehweide beifügte, so muß ich annehmen, er empfand die Unterhaltung der Teiche als eine Last, um diese los zu werden und das Geschenk annehmbar zu machen, fügte er freiwillig die Viehweide hinzu.

Wer hatte denn nun diese Teiche angelegt? Etwas zu Zwecken der Müllerei war es von Niemand geschehen, denn Boleslaus gab in der-

¹⁾ Derartige Dämme erscheinen auch im übrigen Deutschland, so ging z. B. der alte Handelsweg aus Polen durch Schlesien über Salzwedel nach Hamburg, und da erfahren wir, daß der bei Salzwedel liegende große Damm und die Brücken im Jahre 1506 so schadhast waren, daß die Stadt um die Erhebung eines Zolles zur Bestreitung der Unterhaltungskosten bat, den Kurfürst Joachim I. auch derart bewilligte, daß ein Lastwagen mit 4 Pferden 2 Pf. und ein solcher mit 5 und mehr Pferden 4 Pf. zahlen sollte; der große Damm stammt also auch dort aus alter Zeit.

selben Urkunde erst die Erlaubniß dazu, und nun scheint erst die Stadtmühle erbaut worden zu sein, die von dem Grottkauer Chronisten mit der Vogtmühle als eins und dasselbe gedacht wird.

Wenn nun auch diese Teiche vorhanden waren, so hatten sie noch kein Wasser, dazu bedurfte es ganz anderer Vorarbeiten.

Das Wässerchen von Zülzhoff herunter fließt im Hintergraben an den Teichen vorüber, das Wasser von Endersdorf versiegt schon Ende Mai.

Um diese Teiche zu füllen, war ein Bach erforderlich und den gab es hier nicht, nun ist thatsächlich 1 Meile von hier östlich von Königsdorf ein Bach, der seinen natürlichen Lauf nach Alt-Grottkau nimmt, abgelenkt und über einen Hügel hier herein geleitet worden.

Der Kunstteich.

Nördlich von Falkenau wurden zwischen zwei Anhöhen zwei Stauwerke geschaffen, je ein Damm bis 4 m Höhe bis 4 m Kronenbreite, dessen Reste noch bis auf eine Länge von 320 m vorhanden sind, sperrte das Thal, das Wasser wurde im rechten Winkel abgeleitet und mit großem Geschick eine Meile weit bis Grottkau geführt, jetzt erst konnten sich die hiesigen künstlichen Teiche füllen.

Wer hatte das bis 1317 ausgeführt? Wer hatte die zwei Kunstteiche wie sie noch heute heißen und den Graben bis hierher geschaffen? Die daran liegende alte Schanze Kunstberg giebt die Antwort.

Ich lasse die Thatsachen sprechen wie sie auf dem Leibe der Mutter Erde in starken Zügen verzeichnet sind.

Daß hier in vorgeschichtlicher Zeit ein Eisenhüttenbetrieb vorhanden war, ist unzweifelhaft, noch heute lassen sich die Stellen bezeichnen, wo halb und ganz geschmolzene Erze und Stücken des Mantels vom Gußofen vorhanden sind, das ist einmal am Leuppischer Graben, dann an der alten Stadt, da wo der Damm des Galgenteiches stand, lagen noch vor etwa 40 Jahren so schwere Gußstücke, daß sie ein Mann nicht bewältigen konnte, sie waren also nicht zufällig dorthin gekommen. Sie werden auch noch bei jeder Beackerung an der Leuppischer Furth gefunden.

Ich kann daher nur annehmen, daß die Männer, welche die Eisenschlacken schufen und hinterließen, welche die deutschen Einwanderer fanden und verbauten, daß sie es auch waren, die einmal die Dämme zu Straßen schütteten, und dann die Wasserkräfte sammelten und hierher

leiteten, weil sie derselben zu ihren Hochhämmern bedurften. Im Uebrigen aber zeigen die großen Dämme, daß schon sehr lange vor der deutschen Rückwanderung des 12. und 13. Jahrhunderts hier ein thätiges Volk wohnte, dessen Hinterlassenschaft aufgenommen wurde, als die deutsche Art die Wälder wieder niederhieb.

Die Sage, welche des Eisenbetriebes erwähnt, sagt, daß die Bewohner von der Altstadt nach Alt-Grottkau hinausgezogen und dort den neuen Hammer gründeten, ich finde aber mehr, sie nahmen sich sogar ihr Wasser wieder mit.

Südlich der Colonie Sorgau bei Alt-Grottkau machten sie einen Einschnitt in den Graben der das Wasser vom Kunstteich nach Grottkau leitete, sie schufen 1300 m östlich wieder einen hohen Teichdamm, der „Wogs Madel“ genannt wird, an welchen die zahlreich noch immer beim Aekern auftretenden Eisenschlacken vom Hüttenbetrieb Zeugniß geben.

1200 m weiter östlich legten sie einen zweiten Damm an und im Garten des Gärtner Nother liegen noch heute unter der Oberfläche die Schlacken. Nun betrieben sie aber auch auf dem neuen Hammer, der jetzigen Colonie, den Hüttenbetrieb; nicht nur der Name des Ortes, auch die Gußstücke geben davon Zeugniß, welche noch jetzt unter dem Zapfenloch des Teiches als Pflaster etwa 0,50 m tief unter dem Rasen vorhanden sind.

Hier hätten sie nun des Baches bedurft, den sie nach Grottkau und nach dem „Wogs Madel“ abgelenkt hatten.

Sie schufen daher fünf große Teichdämme unterhalb des Kunstteiches und mögen wohl in diesen das überschüssige Wasser gesammelt und für ein Hochwerk am Stockteich benützt haben, dann floß es zur heutigen Hundemühle die durch ihren Namen auffällt. Das älteste in Alt-Grottkau ansässige Geschlecht heißt Hundt von Altengrottkau. Ich finde den Namen auch anderen Ortes wo Eisenschlacken liegen.

Hund, Hundt oder Hunt dürfte mit der früheren Eisenschmelzerei in Verbindung stehen.

Zur Anlage des Hammers an der heutigen Colonie Neuhammer bedurfte es einer neuen Wasserleitung und so entstanden wohl nach und nach die Teiche bis 2 $\frac{1}{2}$ Meilen südwestlich hinauf zwischen Bechau und Klodebach, wo sich am allerersten Teich an dem verschwundenen Dorf Taschwitz auch Eisenschlacken finden.

Das Dominialfeld zu Falkenau enthält noch heute die Dämme von 53 Teichen.

Als später die Eisenhüttenleute verzogen oder sich in Ackerbauer verwandelten, lief das Wasser den gewiesenen Lauf weiter und aus dem Hammer wurde eine Mühle, sie zahlt noch heute einen Zins an die Kirche zu Grottkau, sein Ursprung ist nicht bekannt. Am „Wogs Madel“ wurde das Wasser nicht mehr gebraucht, die deutsche Einwanderung hatte daher 1234 nur nöthig, den Durchstich zu verschütten um die volle Wasserkraft in Grottkau zu haben, das ist ersichtlich geschehen; die von Grottkau verzogenen alten Grottkauer räumten an ihrem neuen Sitz in Alt-Grottkau nach altem Brauch den Graben weiter bis zum heutigen Tage, denn bei der Ablösung haben sie auf diese alte Last vergessen.

Nun muß in einer späteren Zeit eine Zerstörung des Dammes am Kunstteich erfolgt sein, sie ist heute noch vorhanden und auf dem ehemaligen Teichbett stehen Eichen mit einem Umfang von $3\frac{1}{2}$ m, die sich doch nur durch Anflug dort selbst entwickelten und mit den ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen hatten ehe sie Bäume wurden, ihr Alter dürfte bis zum 30jährigen Kriege zurückreichen.

Die Zerstörung an der stärksten Stelle des Hönigsdorfer Kunstdammes ist so bedeutend, daß die damalige Bevölkerung die Wiederherstellung unterließ und statt dessen einen Graben am Hügel herum einschchnitt, denselben bis an die Stelle führte, wo der alte Wasserlauf vom Hönigsdorfer Kunstteich vorhanden war und auf diese Weise Grottkau wieder mit Wasser versorgten; wenn nun auch das große Sammelwerk, das die noch bis 2 m höher gelegenen Dämme der Kunstteiche bildeten, aufhörte eine gleichmäßige Wasserkraft zu liefern, und der Wasserzufluß jetzt lediglich von der größer oder geringer auftretenden Regenmenge abhing, so war doch immerhin für Wasser in Grottkau gesorgt, aber die Leistung der Nachkommen reichte an die der Vorfahren nicht mehr heran.

Den Grottkauern selbst ist nicht einmal der Name Kunstteich bekannt, noch weniger woher ihre Stadtmühle eigentlich das Wasser erhält. ¹⁾

1) Ueber den Teichen von Grottkau schwebt ein eigenes Verhängniß Ueberhaupt vorhanden waren: 1) der Tharnauer Mühlteich; 2) der Schwemnteich; 3) der Ringschmidteich, an ihm lag die älteste Mühle, außerdem hatte er den Zweck, durch Rücktauung das Wasser in die zwei Wallgräben der Stadt zu leiten, der Damm diente auch gleichzeitig als Straße;

Es erscheinen aber die Dämme und Teiche nicht nur hier, nein auch anderen Ortes werden sie bei dem ersten geschichtlichen Auftreten der Dörfer genannt.

So stoßen z. B. Dr. Matzen in seinem Buch (Urkunden Schlef. Dörfer S. 46, Einleitung) schon Bedenken über das Vorhandensein der Dämme auf, er sagt, daß sie schon mindestens gleichzeitig mit der Aussetzung des Dorfes Tschelnitz im Jahre 1354 vorhanden gewesen sein müssen. Aus der auf Seite 44 von ihm mitgetheilten Karte ersehe ich aber, daß der Damm gegen 1500 m lang war und an seiner Ostseite das oft erwähnte Knie hatte. Dieser Teich heißt der Deutsche und wurde schon damals ackermäßig bewirtschaftet, seine Anlage reicht somit in eine frühere Zeit.

XXII.

Eisenhüttenleute und Bergbau in vorchristlicher Zeit.

Südwestlich, nur 700 Schritt vom Gutshofe zu Seiffersdorf bei Grottkau erhebt sich ein 12 m hoher Hügel, der den Namen „Mühlberg“ führt, da ehemals eine Mühle auf ihm stand. (Die Meßstischblätter legen ihm den Namen Akazienberg bei, weil einige Akazien auf ihm stehen.)

Auf dem Wege zum Mühlberg liegen mehrere starke Eisenschlacken, auch im Gutshof lagern solche, an denen sich noch Reste vom Mantel des Schmelzofens befinden.

ferner 4) der Stadtmühlteich; 5) der Galgenteich, dies war der größte von allen, er war das eigentliche Sammelwerk; 6) der Mittelteich und noch drei kleine Strichteichel am Galgenteich. Diese Teiche schenkte Boleslaw im Jahre 1317 am 26. Mai nach der städt. Urkunde Nr. 8 der Stadt Grottkau. 1492 baute die Stadt den Hinterteich an der Feldmark Klein-Neudorf-Sorgau (Städt. Urk. Nr. 86 und 87).

Nun kommt 1464 Bischof Jodocus und tritt der Stadt den Mühlteich und Galgenteich ab (Urk. Nr. 79), die sie schon seit 1317 besaßen und auf Seite 98 der Grottkauer Chronik heißt es nun weiter: Der Stadtmühlteich, der Ringschmidt-, der Tharnauer Mühlteich sind wegen ihrer Verschlämmung und des darin wachsenden Strauchholzes und Schilfes schon seit 60 Jahren zur

Etwa 100 Schritt südlich des Mühlberges liegt ein kleinerer Hügel, der große Massen schlecht geschmolzener Schlacken enthält. Die Bevölkerung nennt ihn „Schmiedeberg“.

Zwischen Deutsch-Leippe und Groß-Guhlau an den Lehmlöchern befinden sich mit Eisenschlacken gefüllte Gruben.

1500 m südlich von Seiffersdorf, östlich der Straße nach Grottkau, liegt ein Ackerstück, von welchem vor etwa 40 Jahren von dem in Guhlau ansässigen Besitzer für mehrere hundert Thaler Eisenschlacken zum nochmaligen Schmelzen nach Oberschlesien verkauft wurden.

Dicht an der Mühle zu Tiefensee befindet sich eine Bodenerhebung, in welcher sich viele Eisenschlacken befinden, sie führt den Namen „Kirchhübel“, warum, weiß Niemand. Viele Eisenschlacken liegen bei Grüben und östlich von Falkenberg.

In der Zeit der Brieger Fürsten haben diese am rechten Oberufer Eisen schmelzen lassen, auch die österreichische Regierung hat in der Gegend von Karlsruhe einen Hochofen angelegt. (Schönwälder, Brieg Bd. I Seite 222.) Aber die Schlacken sind anderer Art.

In der Gegenwart wird im Falkenberger Kreise wieder Rasenerz geschmolzen, aber auch diese Schlacken sind anderer Art. Die alten schweren Gußklumpen von mehr als 1 Ctr. Gewicht, die sich 1 Meile nördlich von Laskowitz am rechten Ufer der Oder, bis Rottwitz bei Ottmachau, und von Grüben, und östlich von Falkenberg, bis zum Johnsberg bei Rudelsdorf finden, also auf einem Gebiet von mehr als 100 □ = Ml. sie beweisen, daß hier ein Eisenhüttenbetrieb bestand, lange vorher, ehe die deutsche Rückwanderung des 12. und 13. Jahrhunderts erfolgte.

Wer waren nun die Eisenhüttenleute?

Die ältesten Ortsnamen der verschwundenen hiesigen Dörfer, wie Wische (Wiese), Krippendorf, Erliberg, Erlibach, Groß-Rosen, Schwarzborn, Wohlau, Taschenberg u. a. sind deutsch.

Befezung nicht zu gebrauchen und vom Kardinal Friedrich von Hessen dem Magistrat als eine wilde Fischerei geschenkt worden.

Wir sehen also hier, daß die guten Väter der Stadt nicht wußten was ihnen gehörte, und die Herren Landesväter verschenkten hochherzig was nicht ihre war.

Ueber die ursprünglichen Stauwehre, die beiden Kunstteiche auf Königsdorfer und Falkenauer Gebiet, findet sich nirgends ein Wort, sie waren schon völlig vergessen. Die Grottkauer Chronik erwähnt nur, daß die Schweden die Wasserkunst verbrannten und zerstörten und der Chronist fragt verwundert, wo dieselbe wohl gelegen haben möge.

Daß den Deutschen der Bergbau und die Eisenindustrie nicht fremd war, ergibt sich daraus, daß Birger Jarl, welcher in Schweden von 1250 bis 1268 regierte, durch eingewanderte Deutsche den Bergbau verbesserte und Gustav Wasa durch deutsche Stabeisenschmiede den Grund zu der später so hoch entwickelten schwedischen Eisenindustrie legte. Ja wenn wir noch ältere Zeugnisse brauchen, so liefert sie die ältere Edda.

Als die Götter zum Bau ihrer Schlösser Handwerker brauchten, da heißt es: ¹⁾

„Es gingen die Götter zum Glanzgefilde,
Um Hallen und Höfe sich hoch zu erbaun.
Da brauchten sie Künste um Keins zu entbehren,
Eisen zu schaffen und Erze zu schmieden,
Mit Zangen zu wirken am zierlichen Werk.“

Und nachdem sie die Handwerker erschaffen hatten, heißt es:

„Vom feuchten Grund zur grünen Fläche
Durchstöbern sie alle das Erbsaalgestein.“ —

(Das ist doch nichts anderes als Rasenerz.)

Die ältere Edda nennt dann auch weiter:

„Funkenprüher, Spangenseiler,
Eisenschildner, Eisenschmied.“

In einer anderen Stelle verlegt sie den Wohnsitz des geschicktesten Schmiedes direkt an den Rhein. Siegfried kam zum Schmied Reigen und dieser fertigte ihm ein Schwert so scharf, daß, als er es in den Rhein steckte und eine Wollflocke den Strom hinabtreiben ließ, sich diese zerschnitt.

Ja ich kann eine andere wenig bekannte Thatsache anführen: die Wielandsage, die zu uns aus dem Norden kam, hat ihren Sitz gar nicht dort, sie stammt aus Deutschland.

Sie besteht aus alter Zeit in Gossensaß in Tyrol. Die nordischen Dichter zeigen uns Wieland als einen reichen Fürsten und Künstler, der sich für erlittene Verstümmelung auf die grausamste Weise rächte.

Die deutsche Sage nennt ihn als gewaltigen Schmied, der den erwachsenen Königssohn sammt seinem Gefolge deshalb im offenen Kampfe erschlug, weil er ihm seine Schuld nicht bezahlte, sondern ihn unter Hohnlachen um den Lohn seiner Arbeit betrügen wollte.

¹⁾ Ältere Edda in der „Kunde der Wasa“ S. 145.

Da diese meine Behauptung auf Zweifel stieß, so wandte ich mich an den Gemeinderath in Gossensaß in Tyrol, mit der Bitte um Auskunft, und in einem von dem 1. Gemeinderath, Herrn Gröbner, dem Besitzer des Wielandhofes, unterzeichneten Schreiben vom 15. Mai 1888 wird bestätigt, daß die Bauern in Gossensaß die Wielandsage, nach welcher Wieland dort gewohnt und gearbeitet habe, seit alter Zeit erzählen, und, daß an seinem Hause nach der Ueberlieferung ein Bildstock angebracht war, der einen Kopf auf einer gedrehten Säule enthielt. Ja, es gelang mir, in der älteren Edda den Beweis selbst aus den eigenen Worten Wielands zu finden, daß er in Deutschland seine Heimath hat. (Siehe Bronzeringe S. 41.)

Ich habe also keinen Grund anzunehmen, daß die Deutschen nicht schon in frühester Zeit das Eisen rochten, glaube vielmehr, daß sie es waren, die hier die Schlackenhaufen hinterließen und auch die großen Dämme zum Betrieb für ihre Hammerwerke schufen.

Daß die Metalle in sehr verschiedenen Zeiträumen bei den verschiedenen Völkern zur Anwendung gelangten, ist bekannt, doch wäre es irrig, glauben zu wollen, daß dies lediglich davon abhingehabe, wie schnell oder langsam in dieser Beziehung bei ihnen ein Genie auffam. In den meisten Fällen wurden die örtlichen Schätze nicht zuerst von den Bewohnern, sondern von Fremden erkannt und gehoben.

Daß Gas, Wasserleitung, Straßenbahnen u. sehr einträgliche Anlagen bilden können, ist jetzt bekannt, aber es ist noch gar nicht lange her, da übertrug selbst ein Magistrat der Hauptstadt des deutschen Reiches den Engländern ein Monopol für diese Anlagen. Selbst in Breslau mußte ein Engländer die Kanalisation ausführen. So ist es auch früher gewesen, je nachdem ein Land früher oder später mit den Handelsvölkern in Berührung kam, die in einem oder dem anderen Zweige eine höhere Entwicklung besaßen, darnach richtete sich die Verarbeitung dieses oder jenes Metalles.

Ein phöniciſcher Händler konnte an Gold- oder Bronzeschmuck soviel an seinem Leibe tragen, daß er dafür im Stande war, eine ganze Ladung Felle, Bernstein, Thiere oder Menschen zu kaufen, solange also nur die reichen Leute mit ihm verkehrten, lag gar kein Grund vor, von dem Handel mit diesen Metallen abzugehen, ich spreche hier nur von Schmuck.

Als aber die tiefer stehenden Volksschichten ebenfalls zum Schmuck griffen und der Billigkeit entsprechend das Eisen wählten, da mußte sich der Handel darauf einrichten.

Da das eiserne Schmuckgeräth schon etwa 200 Jahre v. Chr. in erstaunlicher Feinheit und kunstfertiger Ausführung im Guß im deutschen Norden, Dänemark und Schweden, in Gräberfunden auftritt,¹⁾ so beweist das, daß es in nicht zu weiter Ferne gefertigt wurde, denn das Gewicht stand nicht im Verhältniß zum Werth, es entstanden zu bedeutende Transportkosten, welche die Waare nicht tragen konnte, wenn sie aus Phönicien, Griechenland oder Rom gebracht werden sollte. Der Handel mußte demnach bald daran denken, sie näher anzufertigen, Eisenhüttenleute mitzubringen und das Eisen zu schmelzen, wo es zu finden war.

Es kommt dazu, daß es bei Griechen und Römern verboten war, an die Barbaren und Feinde Waffen zu verkaufen. Die Deutschen waren also darauf angewiesen, dieselben selbst zu fertigen und, daß das Eisen in Deutschland gar nicht so selten war, wie es Tacitus seinen Landsleuten glauben machen will, das beweist er selbst, wo er im 18. Cap. seiner Germ. anführt, daß bei der Brautschau der Bräutigam die volle Waffenrüstung vorweisen muß und ihm dann die Frau noch mehr von Waffen zubringt.

Nun kam für den fremden Fabrikanten hinzu, daß in Rom nicht nur Edelmetalle, Salz und Steinbrüche, sondern auch das Eisenschmelzen Monopol des Staates war,²⁾ in Deutschland darin aber völlige Freiheit vorlag. Wir sehen nicht nur die Salzfieder als freie Genossenschaften,³⁾ sondern auch die Eisenschmelzer.

Wie Egon Zöllner in seinem Buch über die Entwicklung der schwedischen Eisenindustrie nachweist, arbeiteten sie zu gleichen Theilen, wochenweise, ganz so wie andere deutsche Gewerke die Theilung in dieser Form übten oder modern ausgedrückt, zogen sie ihren Antheil vom Gewinn, so wie eine englische Actiengesellschaft dies mit dem Ertrage der Gas- oder Wasserwerke in Berlin thut, heute je nach dem Antheil ihrer Einlage, damals nach der geleisteten Arbeit.

1) Udsed, das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Bd. I.

2) Dr. Johannes Falke, Nürnberg 1859. Geschichte des deutschen Handels. Bd. I S. 9.

3) Bug, Schanzen in Hessen, Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrgang 1890.

In größerem Maasstab wird sich in Schlesien die Eisenindustrie erst von da ab entwickelt haben, wo Marbod sein friedliches Markomanen-Reich errichtete und seine Freunde vom Oberrhein mit ihm zogen.

Noch vor 42 Jahren fand ich bei einer Fußwanderung von Nachen nach Carlouis, daß die Grenzbevölkerung dieses Landzuges, welche vielfach in Eisenwerken arbeitet, ebenso gut französisch sprach als deutsch.

Hier ist der Aufschluß zu suchen über die Eisenhüttenleute, welche die Gallische Sprache sprechen, im heutigen Schlesien wohnten und über deren Tribut sich Tacitus ärgerte. (Germ. 43.)

Die römischen Eisenschlacken an der Eifel besitzen nach Egon Zöllers Untersuchung noch über 30 pCt. Eisen, die Schlacken, die ich hier gefunden habe und die wiederholt aufgesucht, von Hüttenwerken angekauft und verschmolzen wurden, sollen ebensoviel Eisen enthalten.

Die Römer, oder was dasselbe sagt, die Eisenhüttenleute, welche zu ihrer Zeit in Deutschland an der Eifel und am Rhein das Eisen schmolzen, verfahren dabei derart, daß sie einen etwa 87 cm = 3 römische Fuß, im Durchmesser haltenden Raum wie einen Brunnen aussetzten, die Wände etwa 15 cm stark mit Lehm verstrichen und den Bau von außen mit Erde bewarfen.¹⁾ So sind die Schmelzöfen beschaffen, die hier bisher ausgegraben wurden. Zwei solche lagen in meiner Nähe, ein anderer befindet sich dicht bei Märzdorf Kreis Brieg, nur einen Stich tief unter der Oberfläche, er gleicht einem von Eisenschlacken gemauerten Brunnen. Am Johnsberge aber haben diese Defen nur 0,30 m Durchmesser. Man schmolz das Eisen, wo es lag und führte nur die Gußklumpen nach den Pochhämmern.

Bei unseren ältesten Kirchen, die bis in das 12. Jahrhundert, und bei den Stadtmauern, die etwa bis 1292 zurückreichen, verbaute man schon bunt durcheinander Schlacken und Raseneisenstein der zum Verhütten nicht geeignet, weil er zu stark mit Kies durchsetzt war, dieses Baumaterial war die Hinterlassenschaft eines früheren Volkes.

Geschichtlich erscheint in Schlesien der Name Eisen zuerst in den Schlef. Reg. Seite 116 unter Nr. 177a im Jahre 1217 als Eisenschfelder östlich von Leschnitz bei Parchwitz, auch ein Eisewald bei Mt-Läst in elsasser und hessischer Mundart, ebenso Icerovici (Eisendorf).

Ferner wird im Liber Fund. Märzdorf unter dem Namen Selasna (Schmelzhütte) aufgeführt, aber der Betrieb bestand nicht mehr, sonst

¹⁾ v. Cohausen, der römische Grenzwall in Deutschland.

wäre er besteuert worden, der alte Name lief nur noch neben dem neuen her. Der Bergbau und die Schmelzhütten bildeten stets Einnahmequellen des Landesherren und der Kirche, so bezahlte z. B. schon am 24. Juni 1265 Boleslaw an den Bischof den Bergwerkszehnten. (Reg. S. 136.) Am 10. September 1265 (Reg. S. 137) nennt der Herzog die zehntenpflichtigen Metalle. Gold, Silber, Kupfer, Blei. 1274 (Reg. S. 207) wird die Bleiwaage in der Stadt (jetzt Dorf) Frankenberg bei Frankenstein aufgehoben.

Woher kam das Blei? Wurde es in dem Wacht- und Grochberge gewonnen, wo heute unter den alten Schanzen die Magnesitgruben liegen? Hörte mit ihrem Betriebe auch Frankenberg auf Stadt zu sein? Von Eisen aber ist keine Rede.

Aber wenn auch Schlesien als ein an Eisen durch die Gothiner ausgebeutetes Land gegolten haben mag, die Kunst der Verarbeitung des Eisens war trotz des Sturzes des Markobereiches, und der Völkerwanderung nicht verloren gegangen, die Wenden hatten den Betrieb von den Markomanen erlernt und besaßen nicht nur im Eisenschmelzen, sondern im Bergbau, in der Verarbeitung von Gold solche Fertigkeit, daß sie lebensgroße Figuren gossen, welche sich griechischen Kunstgebilden näherten.¹⁾ Auch in anderen deutschen Ländern erschien der Eisenhüttenbetrieb sofort, als Männer kamen, die die Verhältnisse des Landes aufzeichneten. So giebt uns der Mönch Ottfried nicht nur eine Nachricht, welche Metalle gewonnen wurden, sondern auch ein Denkmal unserer Sprache.

Nach jetziger Aussprache:

Zi nuze grebit man ouh thar	Zum Nutzen gräbt man auch dort
Er inti Kuphar	Erz und Kupfer
Joh by thia Meina	Ja an dem Mainie
Isinc Steina;	Eisensteine;
Ouh thara zua fuaga	Auch dort mit Fug
Silabar zi nuaga	Silber genug,
Joh lesent thar in Lante	Ja sie lesen auf dem Lande
Gold in iro Sante.	Gold in ihrem Sande.

Auch aus Böhmen wird über den Bergbau berichtet, sobald Berichterstatte auftraten, und dort wie anderswo, liegt das Fehlen der Nachrichten nicht daran, daß die Thatfachen fehlten, sondern daß Niemand sie verzeichnete.

¹⁾ Fischer, Geschichte des deutschen Handels. Bd. I S. 166, 85, 88, 90 Hannover 1785.

Das böhmische Zeitbuch des Hagef von Liborczan sagt beim Jahr 677, daß Eisenerz gefunden und geschmolzen wurde. Das ist die erste Nachricht, daß der Hüttenbetrieb dort wieder auflebte.

Im Jahre 712 stellt Herzog Theodo II. in Baiern die in Abgang gekommenen Bergwerke wieder her. 714 wurde in Böhmen Silber, und 716 Gold gefunden. Die Funde waren sehr reichlich. Nun wird berichtet, daß 775 am Fuße des Berges Eule sieben Stücke gediegenes Gold gefunden wurden, die acht starke Männer kaum zu tragen vermochten, sie wurden dem Herzog Nezamisl überbracht. Sollte mit dem Fundort vielleicht Reichenstein gemeint sein? 952 wird von einem Funde gediegenen Silbers auf der Zechen Scharfenstein berichtet, leider sind die Fundorte ungenau bezeichnet.

Fischer sagt Bd. I S. 271 u. f., daß aus den Goldminen auf der Eule (?) seit dem Jahr 997 jährlich hunderttausend Mark Gold gewonnen wurden, reiche Ausbeute ist noch 1145 angeführt. 798 wird der Zinngruben gedacht.

Spärlich wie über Schlesien überhaupt sind auch die ältesten Mittheilungen über „Reichenstein“.

Nach einer von Koblitz erwähnten handschriftlichen Nachricht soll die Stadt lange vor Einführung des Christenthums bestanden haben. Sie soll mit Schanzen und Mauern umgeben gewesen, letztere aber nach Aufzeichnung eines gewissen Geisner 1030 eingefallen sein.

Wenn schon 1017 Nimptsch nach dem Zeugniß Thietmars mit Mauern so gut bewehrt war, daß der Kaiser und die mit ihm verbündeten Böhmen es in dreiwöchentlicher Belagerung und versuchtem Sturm nicht nehmen konnten, dann liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die alte Bergstadt Reichenstein nicht zu dieser Zeit auch schon ihre Mauern gehabt habe.

Sehr spät, erst im Jahre 1341 wird der Goldbergbau in Reichenstein genannt, jedenfalls war dies die zweite Erschließung desselben, denn es erscheint eine Nachricht in den schlesischen Regesten vom 23. October 1244 Nr. 878, wonach schon 1253 der Mönch Wilhelm Ruisbrök deutsche Bergleute sucht, die ostwärts vom kaspischen Meer in den Bergwerken als Sklaven arbeiteten, er fand sie aber nicht, sie waren 30 Tagereisen weiter nach Osten geschleppt worden.

Es wird angenommen, die Tataren hätten sie entführt. Die Tataren kamen aber nur bis Liegnitz, gingen bei Wartha und Zuck-

mantel zurück, sie könnten also nur die Bergleute aus diesen Gegenden mitgenommen haben.¹⁾

Wo war da der Bergbau? Goldberg hat alte Stollen, ebenso Kupferberg, Reichenstein und Ziegenhals, am letzteren Orte wird ein solcher gezeigt, der bis Zuckmantel führen soll, es muß also hier schon ein Bergbau vor der deutschen Einwanderung des 13. Jahrhunderts betrieben worden sein. In der älteren Edda wird des Bergbaues auf Seite 47 in folgender Form gedacht:

Bohremund ließ ich am Berge nagen,
daß er mir Durchlaß erwirke.
Ueber mir — unter mir Totenhöhlen,
So wagt ich Leben und Leib dran.

Der Goldgewinn wird in ihr aber schon sehr früh angedeutet.

Ehe ein Bergwerk zur Anlage gelangt, sind selbst bei unseren heutigen Hilfsmitteln sehr lange und umfassende Vorarbeiten erforderlich. Wenn 1241 der schlesische Bergbau schon soweit vorgeschritten war, daß die Tataren in den Bergleuten eine gute Beute sahen, so war er schon alt, und da die Entführten Deutsche genannt werden, so müssen Deutsche hier schon lange vor der deutschen Einwanderung des 13. Jahrhunderts den Bergbau betrieben haben. Jedenfalls hörte er 1241 auf und wurde später von neuem aufgenommen.

Daß in Deutschland die Goldgewinnung reiche Ausbeute geliefert haben muß, läßt sich daraus schließen, daß Fischer berichtet, Kaiser Friedrich I. habe jährlich aus Deutschland 50 Tonnen Gold als Einkünfte bezogen.

1) Von den Tataren bekommen wir übrigens eine bessere Meinung, wenn wir erfahren, daß sie Handel von der Ostsee bis Egypten trieben, den zwar die Araber bewirkten aber in ihrem Lande waren die Hauptstapelplätze. Sowohl deutsche Waffenschmiede als Bergleute zum Goldbergbau waren dort, und Rubruquis wie ihn Fischer Bd. II S. 24 nennt, traf am Hofe des Manguchan eine Frau aus Metz Namens Pasca und einen Goldschmied Wilhelm Boucher aus Paris, der dort Kostbarkeiten fertigte. Der Mönch Johann du Plan Carpin, welcher 1247 von Kiew nach der großen Tatarei reiste, traf dort Kaufleute aus Konstantinopel, Venedig, Genua etc., und Handelsleute aus Schlessien und Breslau waren seine Begleiter. Es war ihnen also schon nach 6 Jahren nach dem Kriege möglich, dort friedlich zu reisen und Geschäfte zu machen. Es scheint demnach doch nicht so unwahrscheinlich, daß der Einfall von 1241 nur ein Rachezug zur Bestrafung von Verbrechern war.

Die bei Reichenstein vorhandenen Spuren alten Bergbaues habe ich bereits genannt und will zu den Spuren der Vorzeit nur noch folgendes bemerken: Ein Umstand erscheint auffällig. In Verbindung mit den Eisen grabenden Gothinern nennt Tacitus einen Stamm, welcher Ackerbau treibt, die pannonische Sprache spricht und einen Tribut zahlt. Beide Stämme erscheinen da wo sie sind als Fremde.

Die Eisengräber bedurften zu ihrem friedlichen Werk nicht nur des Schutzes der Staatsgewalt, sondern vor allem des Brotes.

Die Frage ist daher berechtigt: Zog Marbod diesen ebenfalls friedliebenden Stamm aus Ungarn hier herein?

Wenn ich die überaus fruchtbare Gegend von Wanssen über Eulendorf, Leopoldowicz bis Queitsch durchschritt, so fielen mir die vielen Kinder mit ihren pechschwarzen Haaren, ihren glühend schwarzen Augen und den blühend rothen Wangen auf, und bedachte ich, mit welcher Zähigkeit sich gerade hier bis in die Gegenwart ein slavisches Jbion erhielt, dann konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: das sind die Nachkommen jener Osen, welche die pannonische Sprache redeten, für die Eisenleute das Brot erbauten und dafür an die Urbewohner einen Zins gaben.

Daß sich die slavische Sprache in vielen ursprünglich rein deutschen Orten bis in die Neuzeit erhielt, hat nichts auffälliges, denn es ist bekannt, daß nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges die slavischen Bewohner der rechten Oberseite, welche in Folge ihrer Armuth von den Verwüstungen wenig gelitten hatten, hier her gezogen wurden, ja bis nach Hessen wurden sie für die Klöster gebracht, aber sie sind gemischt oder blond, und die schwarzen Haare und schwarzen Augen stammen nicht von ihnen.

Ueber das Dorf Siegroth bei Nimptsch berichtet die Ueberlieferung, es sei ein Wohnsitz der Gallier, auch Knie hat das in seinem Ortsregister aufgenommen. Die Spuren des Bergbaues in dortiger Gegend habe ich bereits erwähnt. Wie kamen die Gallier hier her?

Kommt die Zeit, wo man die Thaten Marbods eingehender untersucht, dann erhalten wir wohl auch nähere Aufschlüsse über die von mir angeführten schlesischen Eisenschlackenfelder und über die Männer, welche sie schufen.

XXIII.

Die Schiffahrt der Urzeit.

Was dem Germanen die Schanze zu Lande, das war ihm das Schiff zur See: Heimath und Kampfplatz. Ich bin daher genöthigt, die Schiffahrt zu berühren um so mehr, da sie öfters angeführt, aber selten besprochen wird.

Daß die Schiffahrt wie jedes Ding in der Welt sich vom kleinen zum großen entwickelte, daß der Baum als Floß, der gehöhlte Stamm als Kahn diente, ehe man daran ging Schiffe zu bauen, das ist bei den Deutschen nicht anders gewesen, als bei allen anderen Völkern; aber völlig irrig ist es anzunehmen, sie hätten in der Zeit, wo sie mit Griechen und Römern in Berührung traten, oder ihre Einfälle nach Gallien richteten, nur ausgehöhlte Baumstämme oder Schiffchen von Flechtwerk mit Leder überzogen besessen, worin sie die hohe See nicht befahren, sondern sich nur am Strand halten konnten, und die sie zu Lande getragen oder auf Rollen bewegt hätten. Wenn sie in Britannien oder Frankreich in solchen Fahrzeugen gesehen wurden, so liegt doch die Erklärung sehr nahe. Wollten sie in fremdem Lande ihre Einfälle mit Erfolg wagen, so mußten sie kleine Fahrzeuge mit sich führen, mit denen sie im Stande waren, die Binnengewässer zu überschreiten und zu befahren, und dazu eignete sich wohl am besten der tragbare Lederkahn, um aber durch die Nordsee bis in das Mittelländische Meer mit Heeresmassen einzufallen, dazu mußten sie große gute Schiffe besitzen. Tacitus sagt, daß die Schiffe der Deutschen zwei Kiele besaßen und, daß man mit ihnen vorwärts und rückwärts fahren konnte, wenn ich nicht irre, ist das bei den Dampfern der Mosel heute auch noch der Fall. Tacitus nennt Ann. I. XI die Chauker als diejenigen, welche zuerst die gallische Küste beunruhigten.

Der Name Scip, Scipei Sceff, Schiff (von vorwärts schieben) ist deutsch und die Deutschen waren schon in der Urzeit in der Schiffahrt anderen Völkern überlegen. Wenn die römischen Gesetze den mit dem Tode bestrafte, der den Feind im Schiffbau unterrichte, so hat das für Deutschland wenig Werth, da die Deutschen den Griechen und Römern in der Schiffskunst überlegen waren, ihre Schiffe konnten mit ganzem

und halbem Winde segeln, was jene nicht konnten.¹⁾ Statt des Ankers befestigten sie an Holzklößen mit Doppelhaken schwere Steine.

Ihre Schiffe trugen symbolische Zeichen: Schlange, Drache, Bär, Stier u. s. w. und führten darnach ihre Namen, ganz so wie es heute der Fall ist. Wenn wir daher in alten Sagen finden, daß Drachen und Schlangen zc. mit einander gekämpft, diesen Helden oder jene Jungfrau entführt hätten, so ist das so natürlich zu verstehen, als wenn heute unser „Blitz“, „Grille“, „Greif“ zc. da oder dort in den Kampf eintrat.

In der Sage „Landnama“ heißt es: „Das war der Anfang der heidnischen Geseze, daß Niemand mit einem aufgesteckten Haupte in die See gehen sollte, thue er es aber, so solle er dasselbe abnehmen, ehe er Land erblicke und niemals mit einem Kopfe mit offenem Schlunde oder aufgesperrtem Rachen an den Strand segeln, um die Landgeister nicht zu schrecken“. Das wird nun als Aberglaube bezeichnet, im Gegentheil, die Schiffe sollten nicht eher erkannt werden, bis sie landeten, man wollte die Landgeister, die Bewohner, nicht vorher aufschrecken. Auch unsere heutigen Schiffe zeigen nur wo es nöthig ist, ihre Flagge, und so wie jetzt im rechten Augenblick diese emporsteigt, da heftete man damals den Heerschild an den Mast und forderte die Bewohner zum Kampfe heraus.

Nun wird weiter darüber gestritten, ob die deutschen Schiffe schon Segel und Taue gehabt u. s. w. Darüber giebt die Edda Seite 251—256 unzweifelhafte Auskunft.

Sie schildert einen Kriegszug zu Schiff, der plötzlich in ein fremdes Land unternommen wurde.

Der Gebieter entsandte nun seine Boten,
auf Ladung zur Fahrt, über Land, über Meer, —
dann harrete der Herr, bis daher seiner Mannen
vielhunderte kamen von Hedinsau.

Von jedem Strand von der Stevensklippe,
schwebten goldschimmernde Schiffe heran.

Da frug den Schwertleib der Fürst darnach:

„Hast du gezählt die herrlichen Helden?“

„Lang währt es zu zählen die zieren Schiffe,
die schon mit den Streitern vom Schnabelstrand
dort außen zum Pfeilsund eingefahren.

¹⁾ Ich stütze mich hier auf Fischers Geschichte des deutschen Handels Bd. I S. 92—106 und ebenso auf Falke und die Edda.

Zwölfhundert wohl sind es sichere Männer;
 doch halbmal mehr noch harren im Hochland,
 dem König zu folgen. Nun kommt es zum Kampf.“

So zog der Steuerer die Zelte herab,
 daß die Menge der Edeln aufwachen mußte,
 die Männer schaun das Morgenraun;
 drauf seilten die Krieger die knarrenden Segel
 in bergender Bucht zum Baume empor;
 und es schwellen die Stangen, die Schilde erklangen,
 Rand wider Rand beim Rudern der Schaar;
 eilend flog des Fürsten Flotte
 unter den Edeln vom Ufer hinweg.

Und wie sie sich trafen die Wellentöchter,
 die langen Kiele, so laut war der Klang
 als wollten Berg oder Brandung zerschellen.
 Helge ließ das Hochsegel reffen;
 denn Woge brach über Woge brandend
 als Degers Tochter, die taugezäumten
 Fluthrosse wüthend fällen wollte. 2c.

(Doch der Wind legte sich und die Schiffe waren gerettet.)

Dann heißt es weiter:

Sinfessel band an den Segelbaum
 goldumrandeten Schild.

Heute würden wir sagen: er zeigte seine Flagge.
 Der König Guutmund scheint diesen nicht zu kennen und fragt:

. . . Wer ist der König, der Kiele Führer,
 der das goldene Streitmal am Steven aussteckt?
 Mir scheint kein Friede vom Vorderschiffe;
 Kampftröthe wirft um die Krieger ihr Licht.

Der ganze Kampf entbrannte, wie sich weiter ergibt, um das Recht
 der Fischerei. Ein gütlicher Vergleich wurde abgelehnt und darauf sandte
 Guutmund Gilboten an seine Streiter und beschreibt diesen die ein-
 gelaufene feindliche Flotte in folgender Art:

Es wiegen sich schnäblichte Schiffe am Strand
 mit Mastengeweißen und mächtigen Naaen,
 geschabten Rudern an Schilden reich;
 frecher Wölflinge, fürstliche Folgschaft.

Fünfzehn Kriegsschaaren kamen ans Land,
 doch sind noch im Sunde sieben tausend.
 Hier im Felswald-Hafen liegen
 Die blauschwarzen Schiffe geschmückt mit Gold. 2c.

Wir sehen also hier schon die Schiffe getheert, und mit allem Nöthigen, sogar mit Goldschmuck versehen.

Aus verschiedenen Nachrichten läßt sich die Größe der Schiffe er-messen. Ein Handelsschiff hatte 12 bis 24 Mann zur Bedienung und führte 100 Sklaven als Frachtgut. Die Heerschiffe hatten eine Besatzung von 200 Mann.

Daß der Kompaß den Germanen schon sehr früh bekannt war, ergibt sich aus dem im Norden gebräuchlichen Namen „Leitstein“. Fischer Bd. I S. 107 führt an, daß der Kompaß bereits von Guiot von Provenze, der um das Jahr 1200 gelebt, genannt werde, und auf den zwei steinernen Wartinthürmen am Helgesunde, die König Klaus (der Heilige) von Norwegen baute, ganz deutlich abgebildet sei. Er nimmt weiter an, da seine XXXII Punkte von allen europäischen Nationen in deutscher Sprache geschrieben und genannt würden, daß er auch nur eine deutsche Erfindung sei.

Welch große Geschicklichkeit aber die Deutschen der Urzeit in der Führung der Schiffe lange vor dem Gebrauch des Kompasses besaßen, davon liefert ein geschichtlicher Vorgang den Beweis. Der römische Kaiser Probus hatte im Jahr 281 Franken als Colonisten an das schwarze Meer gesetzt, sie bemächtigten sich dort einer Anzahl Schiffe, womit sie die asiatischen und griechischen Ufer verheerten, sie landeten in Lybien, Sicilien, plünderten Syrakus, durchstreiften die römischen Provinzen in Afrika und kehrten durch die gaditanische Meerenge auf dem Meere zurück in ihr Vaterland.

Nun kann man allerdings fragen, welcher Hilfsmittel sich die Germanen bei so weiten Meerfahrten bedienten, um sich zurecht zu finden. Daß sie sich des Nachts nach den Sternen richteten, kann auch ohne die dafür vorliegenden Beweise angenommen werden, aber wie halfen sie sich in Nebel und bei Sturm nach verlorenem Kurs auf hoher See am Tage? Oh sie waren sehr verständige Leute und was wir heute als große Neuerung betrachten, war bei ihnen alter Brauch. Sie ließen Vögel fliegen und nach der Richtung die diese nahmen, lenkten sie ihr Schiff. So ward Island durch einige Raben entdeckt, die nach erhaltener Freiheit gerade aufwärts stiegen und sich dann landeinwärts wendeten. Da-

durch wird auch der Zweck der Raben Odins klar, und es ist nicht nöthig, daß wir wie bisher für sie zu übersinnlichen Deutungen greifen.

Nun verstanden aber auch die Germanen schon in der grauesten Urzeit das Meer zu beruhigen, und es ist sonderbar, daß wir das heute erst von neuem erfinden. Fischer schreibt wörtlich Bd. I S. 110 im Jahre 1785:

„Schon in der ältesten Zeit wußte man in Deutschland um das Geheimniß, durch Ausgießung des Dels die Wuth der tobenden Wellen zu besänftigen und das Schiff im Sturme unverfehrt zu erhalten.“

Hierdurch erklärt sich die Stelle der Edda, wonach die Edlen verstanden, Vögeln zu lauschen und Stürme zu schwichtigen. Fring hatte also auch in der Schifffahrt seine Prüfung zu bestehen. Wie sehr vertraut sie mit dem Meer und der Schifffahrt waren, ergiebt sich daraus, daß wir noch zu Ausgang der Heidenzeit sogar Seekönige finden, die keinen Fuß breit Land besaßen und doch große Reiche beherrschten. So hinterließ Dlaus sein Königreich Dänemark seinen beiden Söhnen Frothe und Harald mit der Bedingung, daß sie abwechselnd der Eine König auf dem Lande, der Andere es auf dem Meere sein sollten.

Daß aber nicht blos bei Ausgang der Heidenzeit, sondern schon in frühester Zeit die Deutschen vorzügliche Schiffer waren, ergiebt sich aus den Schilderungen, die Strabo und Cäsar von ihren Schiffen entwirft.

Ein Volk aber, das schon zu Christi Geburt so erfahren im Schiffsbau war, stand wenigstens in seiner gewerblichen Ausbildung höher als wir anzunehmen gewohnt sind.

Ein gewisser Winkmar kam 1097 mit einem Geschwader friesischer Schiffe nach Palästina. Auch später finden wir in den Kreuzzügen die Flotten der Bremer und Lübecker Kaufleute thatkräftigen Antheil an der Eroberung des gelobten Landes nehmen, wofür ihnen besondere Vorrechte und Auszeichnungen verliehen wurden.

Sogar der Nordpol wurde, wie Adam von Bremen beschreibt, von deutschen Schiffern schon im 12. Jahrhundert erforscht.

Von den alten Pfaden zu Lande und der Schifffahrt komme ich zum Handel, dessen weltbewegende Kraft sich schon in der Urzeit offenbart.

XXIV.

Der Handel der Urzeit, die Völkerwanderung,
die Verfassung der deutschen Urzeit, der Ein-
fluß der Juden und die Stellung der deutschen
Frau von der Ur- bis zur Karolingerzeit.

Es ist bereits in der Einleitung gesagt, daß die Phönicië die Ersten waren, welche Bernstein und Zinn aus weiter Ferne holten, ihr armes Land zu hoher Blüthe brachten und von dort bis zur Ostsee den Verkehr erschlossen.

Wie früh aber der Handel nicht nur zu uns, sondern zum fernsten Rußland von Phönicië aus seine Wege bahnte, ergiebt eine Stelle im Propheten Jesaja 3 von 16—23. Der Herr Jesaja war ein feuriger Patriot, der phöniciëische Handel erfüllte ihn mit bitterem Neid, er wünschte ihn den Juden, und nun goß er die volle Schale seines Zornes über die hübschen jüdischen Damen, welche „den Kopf hoch trugen“ und sich unter Anderem auch mit Bisamäpfeln schmückten. — Diese Bisamäpfel sind aber weiter nichts, als die einzelnen Ringe von kostbaren Fellen, aus denen die Boas der Damen gebildet werden, also Pelzwerk aus dem hohen Norden, das in Palästina wohl entbehrlich war, aber den jungen jüdischen Damen gar nicht schlecht gestanden haben wird.

Die Sache war also an sich sehr unschuldig, wenn nur dadurch die Feinde des Landes nicht bereichert worden wären.

Die Phönicië als gewiegte Kaufleute werden aus ihrer Heimath nur die Erzeugnisse nach dem Norden verschifft haben, deren Transport sich lohnte, diejenigen aber, die sie im Norden gewinnreicher herstellen konnten, für welche die Fracht- und Verpackungskosten zu hoch waren, werden sie möglichst in der Nähe der Absatzgebiete durch mitgebrachte Arbeiter gefertigt haben, dahin gehören vor allem Eisen und Glas. Beides war in Deutschland sehr früh bekannt, die Edda giebt davon Zeugniß und wenn in derselben gesagt wird wie die Götter dazu schritten, sich Hallen und Höfe zu erbauen und Künstler schufen die Alles besorgten, so lassen sich solche Künste und Gewerbe nicht ohne Weiteres einrichten, ohne einen Stamm geübter Leute, und die Phönicië mußten

keine Kaufleute gewesen sein, wenn sie nicht die Gelegenheit sich festzusetzen ergriffen und benützt hätten.

Wollte man glauben, die höher stehenden Länder hätten ihre höhere Kultur für sich behalten, so erweist sich dies schon durch die Bibel als Irrthum.

Wir finden im 1. Kapitel des Buches Esther eine Welt-Ausstellung beschrieben, die nicht nur alle Erzeugnisse der damaligen Welt zur Schau stellte, sondern auch mit ihrer Dauer unseren heutigen Welt-Ausstellungen entsprach, nämlich 180 Tage, also ein halbes Jahr.

Leider legt die Bibel auf den Entwicklungsgang der Völker keinen Werth, sie streift ihn nur nebenbei, und so ist es auch dem Schreiber des Buches Esther nur darum zu thun, den bösen großen Kanzler Haman zu stürzen und seinen Untergang zu beschreiben. Das damalige persische Weltreich umfaßte in 3 Welttheilen 127 Provinzen (Satrapien). Der Mann, dessen Hand dieses große Reich leitete und die Ausstellung schuf und glücklich zu Ende führte, war Haman, denn der König Artaxerxes erweist sich als ein im Sinnengenuß versunkener asiatischer Despot, dessen sich selbst die erste Gattin schämte, und ihm in Gegenwart aller Großen des Reiches den Gehorsam versagte. (Buch Esther B. 10—20.) Wir finden hier die erste gesetzlich vollzogene Ehescheidung. An ihre Stelle trat Esther, diese erfaßte ihre Aufgabe in anderer Art, sie bezeichnete Artaxerxes als einen mit großer Majestät angethanen Engel Gottes, sie spielte ihre Rolle meisterhaft, (Stücke in Esther Cap. 4) es gelang ihr nicht nur den großen Kanzler zu stürzen, sondern ihn auch hängen zu lassen.

Ob der Mann durch seine Ausstellung nicht Sonderinteressen geschädigt hatte? Wir wissen, daß die Phönicier z. B. ihren Handelsweg nach der Ostsee sehr geheim hielten, und daß es dem griechischen Gelehrten Phyteas nur mit List gelang, denselben zu ermitteln. Möglicher Weise wurde durch die Welt-Ausstellung und durch Vorführung der Handelsquellen das Interesse, vielleicht eine Art Handelsmonopol, einer bestimmten Handelsgesellschaft verletzt.

Wir finden auch viel später, daß durch die Kreuzzüge neue Bezugsquellen dem Handel erschlossen, die alten Handelswege abgelenkt und die alten Handelsniederlassungen schwer geschädigt wurden.

In der Absetzungsurkunde (Stücke in Esther Cap. 6 B. 1 bis 16) wird Haman als einer nicht von der Perser Geblüt, nur als Gast be-

zeichnet, also ein Fremder, er wird ein Macedonier genannt, sein Name ist deutsch.

Nun bringt v. Peucker eine für die deutsche Vorgeschichte beachtenswerthe Nachricht, und ich füge ihr andere Quellen zu.

Etwa im dritten Jahrhundert vor Christi ziehen die Germanen von der Ostsee nach der unteren Donau, Griechenland und Klein-Asien. Die Ursache sollten außergewöhnliche Ueberschwemmungen sein. Sie verbanden sich mit dem macedonischen Könige Perseus und nahmen glänzenden Antheil an den Kämpfen gegen die Römer. Sie werden nach der für nordische Völker damals üblichen Bezeichnung Celten und Galater genannt. Diodor nennt die germanischen Völker Galater, Livius, welcher aus griechischen Quellen schöpfte, nennt sie Gallier, Plinius nennt sie Germanen. (v. Peucker nennt sie Bastarnen.¹⁾)

Ueber den Namen Germanen, der erst zur Zeit des Tacitus von den Römern erfunden wurde, ist viel geschrieben und gedeutet worden. Das Brieger Landbuch vom Jahre 1470 enthält eine Bezeichnung, die vielleicht geeignet ist, Aufklärung zu schaffen. Es heißt da, Hans von Czirn habe von allen seinen Gütern 32 Fußgeer zu stellen. Im ersten Augenblick denkt man an die Ger als Waffe, sie hat aber damit nichts zu thun, es sind vielmehr nach heutigem Sprachgebrauch 32 Infanteristen gemeint, Fußgeher. Sollten nicht in der Urzeit mit dem Namen Germanen auch nur die Fußgeher gemeint gewesen sein, die damals wie heute die Hauptmacht des Heeres bildeten? Auch eine Stelle der Edda deutet dahin, wo sie sagt, daß die Helden Schwertwart und Hochwart dem Geschlechte der Ger-Riesen angehörten.²⁾

Livius schildert ihre große Tapferkeit, ihre Körpergröße, ihre gemischte Kampfweise, Reiterei und Fußvolk. Auch unter den Hülfsschaaren des Mithridates werden sie genannt.³⁾

1) General v. Peucker, das deutsche Kriegswesen der Urzeit. Bd. III. 9.

2) Der Vollständigkeit halber füge ich eine Notiz des gelehrten Frankensteiners Chronisten an: Alte jüdische Schriftsteller lassen die Celten, zu denen die Deutschen gehören, von dem Ascenas, dem Urenkel des Noah abstammen, und nennen die Germanen Aschenazen.

Gesammelte Nachrichten von Frankenstein 1829 Seite 3. Nach Koblitg etwa 1630.

3) Wirth tritt in seiner Geschichte der Deutschen, Bd. I S. 111—135, mit großem Scharfsinn dafür ein, daß Germanen, Goten, Geten, die sich die „Unsterblichen“ nennen, und die Thracier, ein und dasselbe Volk seien; nach

Der gelehrte Grieche Pnytheas, welcher sein geographisches Werk etwa 300 v. Chr. schrieb, das Plinius im Auszug noch benützt hat, nennt die Cimbern und Teutonen als zum Hauptstamm der Ingvänonen gehörig. v. Peucker nennt nach Pomponius Mela, die Teutonen als Bewohner von Scandinavia und als Ursache der Wanderung eine Ueberschwemmung, die bis 80 Ellen hoch über Britannien gestiegen sei. Hierdurch traten die Germanen entweder überhaupt erst, oder von Neuem in Berührung mit der asiatischen Welt. Wenn sie auch unter Odin II. eine Rückwanderung antraten, so scheinen sie doch nicht ganz von dort verschwunden zu sein.

Schon aus dieser Zeit scheint der Brauch orientalischer Herrscher zu stammen, sich eine germanische Leibwache zu halten, wir finden eine solche noch bei den griechischen Kaisern in Constantinopel, die dem Stamme der Waräger im heutigen Schweden angehörte und sich von dort ergänzte.

Da die Abfassung des Buches Esther etwa in die Zeit von 300 bis 200 v. Chr. fällt, in welcher wir die Germanen unter den Macedoniern finden, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß der Macedonier mit dem deutschen Namen Haman unser ältester Landsmann sei, wenn ich dies auch nur als Vermuthung ausspreche.

Mögen die Greuelscenen, welche unter dem Regiment der Frau Esther, der ersten Welt-Ausstellung folgten, so groß gewesen sein als sie wollen, so werden sie ebenso dazu beigetragen haben, durch Flüchtlinge Kunst- und Gewerbesleiß in entfernte Länder zu tragen, wie es in gleichem Fall durch die Auswanderer aus Frankreich geschah.

In Deutschland, (ich fasse den Namen hier und im folgenden nicht im engeren, sondern im weiteren Sinne, und begreife darunter auch die damaligen Stämme gleicher Sprache und gleichen Blutes bis nach Norwegen und Schweden,) war in der Urzeit nur der Tauschhandel üblich, er lag im Lande selbst in den Händen derer, die das Land und seine Erzeugnisse besaßen, das waren nach heutigem Sprachgebrauch die Fürsten,

dieser Darstellung würden sich die Spuren der Germanen etwa zwölfhundert Jahre v. Christi bis nach Troja verfolgen lassen.

Wirth läßt sich jedoch an anderen Stellen so stark von seinem politischen Standpunkt beeinflussen, daß er die Verhältnisse in seine Anschauungen zwingt und dadurch sehr oft mit seinen eigenen Ausführungen in Widerspruch geräth. Ob er sich hier in seiner Beweisführung auf der richtigen Fährte befindet, maße ich mir nicht an entscheiden zu wollen.

der Adel in seinen Abstufungen bis herab zum Rittergutsbesitzer und der freie Bauer. In ihrer Hand lag nicht nur der unbewegliche, sondern auch der bewegliche Besitz. Sie hielten aber für den Tauschhandel ihre Leute, welche den Bezug der Rohmaterialien und ihre Verwerthung besorgten, also nach heutigem Begriff die Kaufleute. Ihr Handelsgebiet kann aber nicht über ihr Machtgebiet hinausgereicht haben. Ueber dieses hinaus, also vor allem zur See, leiteten und bestimmten die Herren, bis hinauf zu den kleinen Königen, Ziel und Zweck des Handels selbst, traten an die Spitze gefahrvoller Unternehmungen, feindlicher Einfälle, und Bekämpfung der ihnen darin störend erscheinenden Nachbarn, wie es heute unter dem Namen Concurrrenz nur mit anderen Mitteln aber zu gleichem Zweck geschieht. Sie waren aber bestrebt, auch jenseits der Flüsse und Meere sichere Absatzgebiete zu haben, von denen die Waare an den Welthandel überging und dazu schlossen sie Verträge, erwarben unantastbare (neutrale) Landstreifen unter dem Namen „Friedau“. Heute würden wir sagen ein Freihafengebiet. Ihre Handelsorte lagen an der Elbe, Weser und Rhein bis Frankreich und Spanien.

Der kleine Durchgangshandel im Inneren ihres Landes aber, blieb dann den fremden kleinen Händlern geöffnet, und da scheinen die Ermahnungen Jesaias nicht unfruchtbar gewesen zu sein, denn soweit geschichtliche Nachrichten reichen, erscheinen in diesem Geschäft neben den eingeborenen späteren Sklaven die Juden. Der Name bezeichnet hier nicht die Religion, sondern die Abstammung. In religiöser Beziehung waren die Deutschen duldsam; ja als das Christenthum auftrat, standen sie diesem fremder gegenüber als die Juden, denn gerade diese fremden Kaufleute waren es, an die sich die christlichen Bekehrer schlossen, und die ihnen in dem unbekanntem Lande die Wege wiesen. Daher kam von vornherein der Einfluß der jüdischen Händler, den diese vom Priester bis hinauf zu den Bischöfen hatten, zu denen dann noch Einflüsse anderer Art traten..

Den Hauptammelpfatz für alle aus Asien nach Nordeuropa und von da zurückfließenden Waaren war Constantinopel. Die Stapelplätze für die aus der Levante eingeführten Erzeugnisse bildeten für den Großhandel eine ganze Reihe deutscher Niederlassungen, die sich vom Curischen Haff entlang der Ostseeküste bis nach Dänemark und Schweden zogen. Die hervorragendsten Namen waren Helsingör, Schleswig, Warde-
 wig, nach dessen viel später erfolgten Zerstörung sich Lübeck entwickelte, Reric bei Wismar, Rehtra (Stargard), Arkona und Kärenz auf Rügen

Vinetha auch Jumne und Jumetha genannt bei Usedom, Stettin, Gelonum (Kulm), — Magard, Gothenschanz, Hermionia und 996 Grob, — diese Namen waren die Vorläufer von Danzig. Elbing wurde damals Drusno am Drausniger See genannt. Die beiden Seefahrer Othar und Wulfstan, welche im 9. Jahrhundert dem nordischen König Alfred ihren Bericht erstatteten, haben scharf gesehen, sie geben die Länge des Frischen Haff mit 15 Meilen an, was ziemlich der Wirklichkeit entspricht. Entweder hieß der See damals Elbing, oder König Alfred verwechselte bei der Niederschrift die Namen von Stadt und See wie er auch die Länge des Frischen Haffs mit der Breite verwechselte.

In dieser Reihe von Städten bildete Gelonum (Kulm), in dem alle Handelsvölker ihre Niederlassungen hatten, den Hauptstapelplatz für Bernstein, und Vinetha den Hauptort des gesammten Handels, der sich aus dem großen russischen Reich, aus Norwegen und Schweden hier zusammenzog und die alten Berichte, daß hier die größte Stadt Europas gelegen habe, dürften nichts unglaubliches enthalten.

Sie war rings um den Hafen gebaut, der damals 300 große Schiffe fassen konnte. Er war auf beiden Seiten von hohen Dämmen geschützt, die eine steinerne Brücke verband. Dieselbe bildete gleichzeitig das Einfahrtsthor, das durch große eiserne Fallgatter geschlossen werden konnte. Mitten auf der Brücke stand ein Thurm, auf dem sich die Wurfmaschinen zum Schleudern der Steine befanden, hier hatte sich jedes ankommende Schiff bei dem Burggrafen zu melden.

In dieser Stadt wohnten alle Handelsvölker der Erde und hatten ihre Tempel dort, nur das Christenthum, das kein bestimmtes Volk vertrat, das sich aus Bekennern aller Völker zusammensetzte, modern gesprochen, also keine Nationalflagge zeigen konnte, blieb davon ausgeschlossen, wahrscheinlich war damals auch die Zahl seiner Bekenner dort sehr gering, denn die Stadt wurde schon im Jahre 811, nach anderen 830 das erste Mal von den Königen von Dänemark und Schweden unvermuthet überfallen und zerstört und ausgeraubt, wobei diese unermessliche Schätze aller Art erbeuteten, sogar die 2 metallenen ungeheueren Thorflügel des Palmatoki wurden mitgenommen. Die letzte Zerstörung erfolgte 1043 durch König Magnus von Dänemark. Schutzlos den Elementen preisgegeben, versanken die Trümmer dieser großen Stadt dann in den Fluthen.

Im Jahre 811 hatte der Handel schon längst andere Wege beschritten, Vinetha wird herabgekommen und so den königlichen Räubern

die Einnahme erleichtert worden sein. Eine Bedeutung muß der Handel in ihr aber noch gehabt haben, sonst wäre ihr Aufbau schon damals nicht mehr erfolgt.

Der Zweck der Zerstörung war außer der Beute, daß die Stadt Wisbi auf Gothland gehoben werden sollte, und wenn wir erfahren, daß sich dann in dieser bis 12,000 fremde Kaufleute befanden, so muß der Handel noch recht bedeutend gewesen sein. Auch er versank erst, nachdem man gegen die Heiden an der Ostsee das Kreuz predigte.

Seiner Lage nach beherrschte Vinetha auch die Ein- und Ausfuhr nach Brandenburg und Schlesien auf der Oder. Daß Letztere schon in vorgeschichtlicher Zeit, wo ihr Wasserreichthum viel größer war als heute, beschifft wurde, ergibt sich aus der großen Zahl alter Schanzen, welche schon aus alter Zeit an ihr vorhanden waren (siehe Leubus 2c.); auch beim Eintritt in die Geschichte sehen wir die Schifffahrt sofort betreiben, so wurde z. B. am 3. April 1211 den Mönchen in Leubus das Recht verliehen, zweimal im Jahre nach Pommern nach Heringen oder Salz mit 2 Schiffen zollfrei fahren zu dürfen (Reg. 142). Die Zölle beweisen, daß die Schifffahrt im Gange war. Aufgehört mag sie erst haben, als jeder kleine Herr am Strom beliebig Mühlen und Wehre anlegte.

Von Vinetha entwickelte sich der eigentliche Großhandel. Die Waaren nach und von Asien nahmen ihren Weg durch das Kaspiische Meer, die Wolga aufwärts bis in die Gegend von Sarepta, dort wurden die Schiffe zu Lande auf Walzen zum Don befördert, diesen abwärts liefen sie ins Schwarze Meer und den Dnjepr aufwärts bis Kiew. Von da trat der Landweg ein bis zur Weichsel, deren Lauf die Waaren nun bis Danzig folgten und dann zur Ostsee und weiter nach Vinetha gelangten. Im Anfang des 5. Jahrhunderts hob Stilicho allen Verkehr mit den Morgenländern auf und versagte allen asiatischen Kaufleuten den Eingang in seine Staaten, dadurch wurden die meisten westlichen Länder Europas erst recht genöthigt, ihre Bedürfnisse in der Ostsee abzuholen, und wenn auch Kaiser Honorius dieses Verbot im Jahre 408 wieder aufhob, so lassen sich doch einmal übliche Handelswege und Verbindungen des Welthandels nicht so schnell aufheben wie etwa die Wansener Straße.

Ein zweiter Handelsweg von der Ostsee führte zu Lande die verschiedensten Pfade, wie ich sie im Anfang des Buches beschrieb, als Karawanenhandel durch Deutschland nach Italien und dem Mittelländischen Meer, während der erstgenannte Seehandel nur von den Fürsten

und den Großkaufleuten betrieben wurde, war der Durchgangsverkehr und der das innere Land erschließende und die Straßen belebende Kleinhandel in anderen Händen. Hier fand der ärmere aber mühsame Kaufmann seine Rechnung, und da war der jüdische Händler ganz der richtige Mann.

Welche ungeheuren Massen von Talg, Häuten und Pelzwerk aus Schweden, Norwegen und den weiten Gebieten des heutigen russischen Reiches, das damals zum Theil von Deutschen bevölkert war, wie die Schanzen zeigen, an der Ostsee zusammenströmen und seinen Weg zu Lande weiter nehmen mochten, dafür fehlt der Maasstab. Ich kann nur ein Beispiel anderer Art aus der Neuzeit hier anführen. So lange Polen ein selbständiger Staat war, blühte der schlesische Handel in Tuchen und Leinwand, daß jede kleine schlesische Stadt daran Theil nahm. Aber von dem Tage ab, wo auch das kleinste Gebiet, der Freistaat Krakau, aufhörte zu bestehen, da verödete der schlesische Handel, und die schlesischen Weber nagen bis heute am Hungertuch.

Ich komme nun zu den eigentlichen Handelswaaren. Ein durch den griechischen Kaiser Constantin Porphyrogeneta aufgestelltes Waarenverzeichnis, das ich durch frühere und gleichzeitige andere Quellen aus Fischer und Falke zc. ergänze, nennt folgende Ausfuhrartikel nach Deutschland und Rußland: Gold, Edelsteine, Perlschnüre, Seidenbinden, Purpur, Scharlach, Baumwolle, Glas, Thonwaaren, Del, Wein, getrocknete Weintrauben, abgezogene Wässer, (wahrscheinlich Weine aus Früchten,) Specereien, Saffran und Pfeffer. (Die Ausfuhr von Bogen, Pfeilen, Schwertern an Barbaren war verboten.) Aus dieser Einfuhr ergiebt sich der Kulturstand der höheren Stände in Deutschland. Ihr steht gegenüber die Ausfuhr aus Deutschland, es ist irrig, zu glauben, der Bernstein sei der Hauptartikel gewesen, wenn ich ihn auch alphabetisch zuerst nenne: Bernstein, Biberfelle, Federn von Gänsen, Fischotterfelle, Fische, Friesröcke, Gänse gemästete, Gold ungemünzt, Haare, Hanf, Holz, Holzschmüzereien, Häute, Hermelin, Kreide, Leinwand, Leder, Pferde, Pomaden, Rinder, Salz, Schinken, Seife, Stickereien auf Wolle, Tapeten von Wolle, Wallroßzähne, Zinn, Zuckerrüben. Den letzten Ausfuhrartikel will ich nicht alphabetisch aufführen, es sind die Menschen.

Ehe ich zur Besprechung der einzelnen Ausfuhrartikel übergehe, bin ich genöthigt, erst meine Ansicht über „die Völkerwanderung“ zu entwickeln. Eine Wanderung aus unbekanntem Ursachen, wo immer ein Volk auf

das andere stürmte, wie sie bisher angenommen wird, erkenne ich überhaupt nicht an. Die Ursachen lagen in Deutschland ganz allein.

Mit dem Untergange Armins trat wie nach jeder Ueberanstrengung bei einzelnen dortigen Stämmen eine Erschlaffung, bei anderen aber das Bedürfniß nach Ruhe ein. Der Rhein hörte auf, das Ventil und die Ausfallpforte zu sein, durch die sich bei unserer starken Vermehrung die überschüssige Volkskraft ablenkte. Durch den Fall Marbods war der römische Einfluß auch in Böhmen herrschend geworden. Das schon unaufhaltsam sinkende Rom erhielt hierdurch nochmals neue Kräfte. Man kann annehmen, daß die Römer das große Marbodreich in irgend einer Weise durch eine natürliche Grenze zum Abschluß brachten, und so wie sie in Hessen und am Rhein über den Grenzwall hinaus nicht nur Vorstöße machten, sondern sich sogar in Mauerbauten festsetzten, so kann man wohl schließen, daß es die Markomanen unter römischer Leitung auch hier thaten. Sie werden den Grenzwall am Culengebirge herum geschaffen haben, den wir schon beim Eintritt in die schlesische Geschichte unter dem Namen Preseka finden, und über diesen hinaus können sie dann wohl ihre Herrschaft im alten Reich durch einzelne Schanzen an und über der Oder, wie zu Lossen und Prottsch und anderen Orten gestügt haben.

Das Wohnland für die deutschen Stämme wurde dadurch ein immer kleineres, sie konnten sich nur noch über das Meer oder nach dem inneren Rußlands ausdehnen, und die alten Wälle zeigen dort, wie weit sie das thaten.

Für den Deutschen halte ich das ihm vom Schöpfer von Ewigkeit her zugewiesene Erbe, nur das Land in der Mitte Europas, jede Verschiebung zu weit von seiner Wiege nach Süden oder Osten wird ihm unheilvoll, so mußte eine zu weite Ausdehnung nach Rußland hinein sehr bald ihre Grenze finden. Wenn aber der Volksüberfluß zweihundert Jahre lang nur nach dieser Richtung drängte, so mußte endlich eine Spannung entstehen, die zurückwirkte, die ein weiteres Nachdrängen nicht gestattete. Es brauchten nur ungünstige Jahre hinzutreten, Mißernten und Ueberschwemmungen, um eine

Noth hereinbrechen zu lassen, wie sie sich in den deutschen Kinderverkäufen offenbart.

Da mußten endlich die deutschen Stammführer zu der Ueberzeugung gelangen, daß es so nicht weiter gehe. Die von der Natur gezogenen Schranken nach Norden und nach Osten konnten sie nicht durchbrechen, aber die künstliche Schranke im Westen über den Haufen zu werfen, bis zum Quell alles Uebels direkt vorzubringen, das konnten sie wagen und vollbringen, ein solch kühner Entschluß entsprach ganz ihrem Fühlen und Denken, und wie bei einer aufgezogenen Schleiße, oder dem durchbrochenen Damm plötzlich die Fluth daherstürzt, alles durchbricht und hinwegreißt, so schossen auch diese solange angestauten Volksfluthwellen weit über den Grenzwall am Rhein hinaus, vernichteten Rom und ergossen sich über Frankreich bis Spanien; und immer weiter und weiter folgten die Stammesgenossen dem gewaltsam eröffneten Lauf, bis das Land wie das Becken eines Teiches oder Sees fast leer war und sich nur vereinzelte Wasserlachen in ihrer Lage erhielten, bis die Rückstauung einen weiteren Abfluß hemmte, und nun die von fern herkommenden Bäche zum Theil das alte Bett füllten und ihre Wellen wieder vorwärts warfen. Das halte ich für die natürliche Erklärung der sogenannten Völkerwanderung.

Ich nehme nicht an, daß die Slaven in die, vor Allem an den alten Straßenzügen verödeten Fluren, gewaltsam einbrachen, sondern, daß sie langsam und friedlich nach und nach hereinzogen, und nur da kriegerisch auftraten, wo ihnen die noch altgefessene Urbevölkerung unbequem wurde, oder ihnen feindlich gegenüber trat. Ich nehme daher auch nicht an, daß die deutsche Bevölkerung aus dem ganzen Gebiet der Nord- und Ostsee abzog und alle festen Plätze und die bisher einträglichen Handelsniederlassungen aufgab, sie behielten sie gewiß, aber der Handel verödete durch den Abzug der Binnenvölker und durch den langsamen Nachzug bedürfnisloser Einwanderer. Die alten Berichte nennen nun die Bewohner der Nord- und Ostsee bunt durcheinander, bald Kelten, Scythen, Russen, Wenden, Slaven, Cimbern u. s. w. Die Deutschen selbst nannten sich nach der Lage ihrer Wohnsitze. Normänner von Friesland bis Norwegen; Desterlinge, Esther (Ostmänner) entlang

der Ostsee bis zum finnischen Meerbusen (Esthland); und Südmänner über Sachsen hinaus; die Nordsee war das Westmeer.

Im Osten mengten fremde Berichterstatter alle Namen untereinander, es mögen auch die verschiedensten Völker nach der deutschen Wanderung dort Ansiedelungen errichtet haben, es erscheinen Griechen neben den Russen. Luitbrand schreibt aber: Das Volk, das die Griechen Russen nennen, wird von uns Normänner genannt. Die überlieferten Namen sind daher mit Vorsicht aufzunehmen. Der deutsche Stamm blieb da, wo ihm die größte Armuth die Mittel zur Abreise versagte, so in den Gebirgen und in Sandgegenden, und da, wo sich ehemals der Unterhalt im Ueberfluß geboten hatte, das war an den Haupt-handelsplätzen. Was wir in geschichtlicher Zeit in ihnen an hervorragenden Leistungen finden, kann nicht von den Slaven geschaffen sein, so schnell vollzieht sich der Entwicklungsgang eines Volkes nicht, es stammte von den Urbewohnern, und auch die spätere Hanse hätte sich nicht so schnell und so gewaltig entwickeln können, wenn sie nicht an den Haupthandelsplätzen die deutschen Urbewohner vorfand, die die alten Gewohnheiten und Ueberlieferungen bewahrten, sich nun sofort der neuen Unternehmung wieder angeschlossen und ihr als sicherste Stütze dienten.

Jetzt gehe ich zur theilweisen Besprechung der alten „Ausfuhrartikel“ über.

Der Bernstein ist schon in der Einleitung genügend beschrieben, seine Menge war so groß, daß der König der Esthen (mit diesem Namen werden alle östlich wohnenden Völker von Preußen bis Holstein belegt), 13,000 Pfund an Nero schenkte. Kaiser Augustus sandte den Mathematiker Dyonisius von Alexandrien nach Preußen um das Land zu erforschen.

Mit dem Sturze Roms hörte auch der Bezug von Bernstein auf, und die Absatzgebiete in Asien wurden erst im Laufe der Zeit neu er-rungen, wo er unter den Namen des westlichen Ambra Eingang fand.

Kulm, als der Hauptfammelplatz des Bernstein-Handels soll von den Griechen erbaut sein, mit dem Falle des Handels brach seine Kraft und es klingt glaublich, daß es den Persern gelungen sei, den Ort zu vernichten.

Biberfelle wurden auch noch in geschichtlicher Zeit ausgeführt. Federn deutscher Gänse waren sogar für römische Soldaten eine beliebte Beute, sie überfielen friedliche Herden und rupften sie.

Kaiser Karl sandte an den Perserkönig außer Pferden und Maul-thieren friesische Tücher von weißer, blauer, bunter und grauer Farbe, die in Persien kostbar waren.

Friesröcke wurden in so vorzüglicher Art in Friesland gefertigt, daß noch Heinrich der Löwe sie an den griechischen Kaiser als Geschenk sandte, wo sie und die Purpurfarbe volle Anerkennung fanden.

Gold und Silber ging ungemünzt aus Deutschland und scheint gegen Münzen umgetauscht worden zu sein, dahin deuten auch die aus der Zeit von 690—955 in Schweden gefundenen arabischen Münzen, von denen sich schon vor 100 Jahren mehr als 20,000 Stück im Münzkabinet zu Stockholm befanden; sie umfaßten über 100 Arten, ihr Gepräge entstammt etwa 70 Städten der Kalifen.

Für gemästete Gänse war in Rom amtlich ein Preis festgesetzt, das römische Pfund kostete etwa 1 Mark 25 Pf., das jetzige deutsche Pfund würde etwa 1 Mark 56 Pf. gekostet haben.

Flachs und Hanf waren Ausfuhrartikel desgl. Leinwand. Bei der Ausfuhr von Holz sind wichtig die Holzschnitzereien, sie scheinen ihre Heimstätten in den Gebirgen gehabt zu haben. Der Geschichtschreiber des heil. Otto, Bischofs von Bamberg beschreibt einen Heidentempel zu Stettin und ist ganz erstaunt über das kunstvolle Schnitzwerk von Thieren, Menschen und Vögeln, das so natürlich gehalten war, daß man die Figuren für lebend hielt.

Ein anderer Biograph des Bischofs, der Abt Andreas sagt, daß obgleich die Statuen im Tempel zu Gützkow eine so ungeheure Größe hatten, daß man sie kaum durch viele Ochsenpaare von der Stelle hätte bringen können, so wäre doch die Bildhauer-Arbeit daran von außerordentlicher Schönheit gewesen.

Auch die Farben wären so gut gewesen, daß sie von keinem Schnee oder Regen hätten ausgelöscht werden können.

Daraus ergibt sich erstens, daß die Slaven in der Zeit ihres kurzen Aufenthaltes in Deutschland die Verfertiger dieser Kunstwerke nicht sein konnten, denn diese Kunstfertigkeit ließ sich nicht so schnell aneignen und müßte doch dann auch im heutigen Polen noch ihren Ausdruck finden, dann zeigt sich, daß diese Figuren im Freien standen und, daß andere Völker im Gebrauch der Delfarbe nicht die gleiche Fertigkeit hatten, daß weder Schnee noch Regen auf sie von Einfluß war, sonst wäre es dem Abt nicht aufgefallen.

Auch durch das Zeugniß Adams von Bremen wird bestätigt, daß die Germanen die Verfertiger der kunstvollen Bildsäulen aus Holz und Stein waren und nicht die Slaven; er sagt, daß in einem mit Gold geschmückten Tempel zu Upsala die Bildsäulen dreier Götter standen,

wovon einer Wodan geheissen, die Schlachten gelenkt, den Menschen Tapferkeit oder Sieg über die Feinde gegeben habe und darum bewaffnet abgebildet worden sei. (Roland.) Soviel sich ermitteln läßt, war auch die Irmenensäule nichts anderes.

Ich wiederhole das beim Roland in Reisse angedeutete: Was die christlichen Priester Tempel nennen, waren sie im Sinne des Wortes nach unseren Begriffen nicht, denn Bonifacius beklagt sich in seinen Schriften, daß die neuen Christen in den Kirchen alles ebenso treiben, wie in ihren Tempeln, Zusammenkünfte halten, kaufen, verkaufen, tanzen u. s. w. und durch Sazo Gramatikus wird berichtet, daß auch der Tempel als Schatzkammer diente und die Kostbarkeiten der Edlen, als goldene und silberne Schüsseln, mit Edelsteinen besetzte Hörner von Auerochsen, Schwerter und Dolche dort aufbewahrt wurden.

Selbst die Hanse benützte noch im Jahre 1225 die Kirchen als Waaren-Niederlagen, also als Kaufhäuser, und andererseits finden wir noch im Mittelalter, daß da wo auf dem Marktplatz ein Roland vorhanden war, an ihm die Kaufabschlüsse bekräftigt wurden. (Fischer, Geschichte des deutschen Handels Bd. I S. 358.)

In einem Bericht vom Jahre 591 werden die Bewohner bis zur Ostsee als ein friedfertiges, dem Kriegshandwerk entwöhntes und der Musik ergebenes Volk genannt, das müssen sie auch an anderen Orten gewesen sein, denn Papst Johannes VIII. ließ Orgelbauer aus Freising nach Italien kommen.

Blonde Haare waren ein beliebter Handelsartikel in Rom und Kaiser Caracalla trug eine blonde Perrücke. Pferde gingen aus Thüringen, Pomaden aus Hessen nach Italien, Rinder aus Friesland. Schinken aus Westfalen gingen nach Rom und wurden pro Pfund = $\frac{3}{4}$ preuß. mit 20 Denaren etwa 6 Mark 75 Pf. bezahlt und so wie heute liebte schon damals der westfälische Bauer seine Eichen, aber nicht etwa aus poetischer Neigung, oder wie liebenswürdige Schriftsteller glauben, der ehemaligen Eichelkorn halber, nein weil sie ihm die Eicheln als beste Mast für sein Vorstewieh gaben und heute noch geben.

Salz wurde in der den Deutschen eigensten Art durch Verdampfung bereitet und ausgeführt. Seife für römische Damen, bereiteten in großer Vollkommenheit die Hessen. Wollene Tapeten und Stickereien in Silber und Gold erwähnt die Edda, und die deutschen Frauen besaßen darin so große Fertigkeit, daß sie ganze Begebenheiten dadurch darstellten.

Wollstoffe, schön gefärbt und Friesmäntel sandte Karl der Große als Geschenke an den griechischen Kaiser.

Zur Zeit Gregor v. Tours war der Weinhandel in Frankreich schon bedeutend. Die Ausfuhr erfolgte zu Schiff über Orleans, die Friesen besorgten den weiteren Vertrieb, wahrscheinlich gingen die Weine wie heute über Bremen und Hamburg ins Inland zum Verschnitt, denn der Weinbau in der Mark war schon 1285 bedeutend, wo viel märkischer Wein nach Stendal gebracht wurde.

Als die Theilung der Länder zu Verdun im Jahre 845 erfolgte, bedang sich Ludwig der Deutsche die Städte Mainz, Speyer und Worms wegen dem Ueberfluß des Weinwuchses.

In Tübingen wurde bis um das Jahr 1750 ein guter Wein gebaut, daß die Gefäße dafür nicht reichten, plötzlich hörte das auf, er war als Essig kaum verwendbar und nun erfahren wir auch die Ursache: durch Rodung der Wälder erhielt der rauhe Ost-, Nord und Westwind den freien Zutritt und ließ den Wein nicht mehr reifen. Schon 1124 wurde durch den heil. Otto Wein in Pommern gebaut, auch er verschwand. Will man Wein wieder bauen, so lege man vorher von Ost über Nord nach West Kiefer- und Fichtenpflanzungen an.

Zinn wurde in der frühesten Zeit aus Schweden geholt. Zuckerrüben aus Deutschland, die der römische Kaiser Tiberius nach Rom für seine Tafel kommen und in Borrath halten ließ, erwähnt schon Plinius in seiner Naturgeschichte.

Nun komme ich zu dem traurigsten Ausfuhrartikel, dem Menschen; ihn kann ich nicht so kurz berühren, wie die genannten Ausfuhrwaaren, so gern ich den Schleier darüber zöge, aber das wäre eine Sünde gegen den Geist der Wahrheit, ich halte es für ein großes Unrecht einem Volke nur das Angenehme aus seiner Geschichte zu sagen und ihm die erschreckenden Schattenseiten derselben zu verhüllen.

Wir verfallen damit in die Fehler der Franzosen, welche trotz ihrer guten Veranlagung und ihrer vorzüglichen Charaktereigenschaften, durch einseitige Erziehung und durch ihre geringe geographische und geschichtliche Kenntniß immer von neuem in die alten Fehler verfallen.

Die Verfassung der deutschen Urzeit.

In der deutschen Urzeit galt das Recht des angeborenen Besizes und der aus ihm sich ergebenden Kraft; damit war die Gliederung in

verschiedene Abstufungen gegeben, das geringste Maaß an Grundbesitz, das die aus der Urzeit überkommenen Vorrechte und Pflichten enthielt, wurde noch im Kapitulare vom Jahre 802 auf 12 Hufen festgesetzt.

Aufwärts schied sich nach der Größe des Besitzes nochmals der Rang und der Einfluß der von vornherein Bevorrechteten, die als freie Männer das Land besaßen, aber in ihrem Zusammenhang bildeten sie doch nur eine geschlossene Gesellschaft, den Stand der Herren, der Männer von Trings Geschlecht, die keiner Priester bedurften weil sie nicht die Diener Gottes sondern selbst Götter waren, die in Wodan nur ihren Standesgenossen erkannten, mit dem sie den Himmel theilten. Spricht man von alter deutscher Freiheit, hier ist sie, wer sie haben will hat sie hier zu suchen.

Die tiefer stehenden Deutschen, welche 12 Hufen nicht besaßen, waren nicht einheitlich geschlossen, sondern scharf in zwei Stände geschieden, in solche die ihr freies Besitzthum besaßen und ihr eigenes Feld bauten, die Bauern, welche die Vorrechte der Großgrundbesitzer nicht theilten, aber auch ihre Lasten nicht zu tragen hatten, und in solche, die außer ihrem Wohnhause mit Garten von 2 bis 12 Morgen keinen Grund besaßen und deren Kinder bis zur Verheirathung bei den freien Bauern und Edlen im Tagelohn oder als Knechte arbeiteten. Damit sich aber Alle als Glieder eines und desselben Volkes fühlten und erkannten, so waren sie alle von Gott Tring (Wodan) gezeugt, nur nach dem vorherigen Range ihrer Mütter war ihre Stellung verschieden, und nur der mit der Gattin des deutschen Burgherren erzeugte Sohn war Gott ebenbürtig, er war ganz von Trings Geschlecht.

Der Himmel war nicht ohne Weiteres der unteren Stände Theil, sie konnten denselben aber verdienen, und wer als Held eines gewaltfamen Todes starb, der ging sofort als vollberechtigt in ihn. Das ist der Grundgedanke der deutschen Verfassung der Urzeit wie er in der Edda enthalten ist, und aus dem wir auf das Alter der ältesten Stellen derselben schließen können.

Es ist wunderbar, daß die Beurtheilung der deutschen Urzeit so verschieden erfolgt, die Einen sehen in ihr die größte Freiheit, die Andern die von Anfang vorhandene Knechtschaft, und doch schildert die Edda die Verhältnisse völlig klar. Allerdings ist sie ein Buch das sich nur dem erschließt, der sich von demselben Geiste getragen fühlt, in welchem es geschrieben wurde.

Der Grundgedanke der ältesten Verfassung geht dahin, daß der größte Besitz auch die größten Lasten trägt. Die Landesvertheidigung mit allen ihren Opfern und Gefahren solle nur der Stand der Edlen allein führen, aber auch die daraus erwachsenen Ehren und Vortheile allein genießen. So werden auch die Krieger zur See die auf dem Verdeck schliefen nur als Edle genannt.

Der Bauer sollte im Frieden das Feld bestellen und zum Waffendienst nicht herangezogen werden, er und sein Weib waren freie Leute auf ihrem freien Besitz.

Die Edda macht dies unzweifelhaft. In der Entstehung der Stände heißt es:

Gott Tring fand auf seiner Reise: „ein fleißiges Paar.

Eine hölzerne Stange stand an dem Herde;

geglättet zum Weberbaum ward sie vom Gatten

in knappem Kittel, mit kürzer geschorenem

Haar um die Stirn und gestutztem Bart;

daneben bewegte sein Weib den Rocken

und zog die Fäden zu feinem Gespinnst,

ein Tuch um das Haupt und ein Tuch um den Hals,

auf den Achseln genestelt über der Jacke:

so hielten Netti und Emma Haus.

— — — — — ihr Kind nannten sie Bauer.

da fuhr einst dem Bauer die Braut in den Hof,

Schlüssel am Gürtel im Geißfellkleid

und geschmückt mit dem Mantel. Das Mädchen hieß Schmur.

Sie theilten mitsammen Besitz und Lager

und hausten verehelicht im eigenen Heim. (!)

Sie konnten behaglich und hatten Kinder:

Freimann, Hofmann, Hausbesitzer (und Andere und Töchter)

Weib, Mädchen, Maid, Frau, Schöne, Starke, Schlankefuß

und Andere „daher stammt der Stand der Bauern.“

Wir sehen hier das Bild einer Bauernfamilie vor uns, bei der von Abhängigkeit keine Rede ist, auch die Namen der männlichen wie weiblichen Kinder zeigen dies klar.

Hier scheint der Schlüssel zu liegen, wenn in unserer Bevölkerung bis zum heutigen Tage noch das sprichwörtliche Andenken lebt, an eine gute alte Zeit..

Nun erscheint der Stand der Knechte. Tring fand sie arbeitend am Herdfeuer. Auch sie hatten ihr eigenes Haus, ihren eigenen Tisch sie bewirtheten den Gott Tring als Gast drei Tage und drei Nächte, und kochten ihm ein Kalb. Ihr Kind nannten sie Knecht, seine Arbeit und die seines geehelichten Weibes war die eines Tagelöhners, sie hausten kargend, hatten eine große Anzahl Kinder aber auch sie besaßen ihr eigenes Haus und Ziegen und Schweine. Von einer Sklaverei ist bei ihnen keine Rede, das bekundet die Edda ausdrücklich wo sie sagt:

„Auf eignem Besitz wie ärmlich er sei,
da ist man der Herr im Hause:
ein Strohdach — zwei Ziegen im Stalle dazu
das bleibt immer besser als betteln.“

Das ist der Grundzug der ältesten deutschen Staatsverfassung. So lange es nun in Deutschland Grund und Boden genug gab jedem Sohn des Edlen mindestens 12 Hufen, dem Bauer seinen Theil (anscheinend 1 Hufe) und dem Arbeiter seine Häuslerstelle zu geben, so lange war diese Verfassung eine glückliche.

Aber es trat die Zeit ein wo das nicht mehr möglich war, weil der Grund und Boden nicht mehr ausreichte.

Nun rieth Gott Tring seinen Nachkommen:

„Zu trachten nach altem Besitz und trefflichem Eigen.“

d. h. auf Eroberungen auszuziehen, das that der junge Tring auch sofort.

„Da ritt er von dammen auf dunklem Pfade,
durch schneeiges Bergland bis an ein Schloß,
dort schwang er den Speer und den schütternden Schild
und das blitzende Schwert auf dem bäumenden Pferd
und der Kampf war erweckt und die Wiese geröthet,
die Feinde gefällt und erschoten das Land.“

Das ist die Zeit, von der die Edda sagt, daß das Kriegsleid zur Welt kam, denn da mußten die Herrscher das Gold flüssig machen, da brach auch der Grenzwall der Götterburgen, das heißt, mit diesem Augenblick hatte die alte Urverfassung aufgehört, sie war unmöglich geworden.

Die Edda sagt Seite 147 im Wanenkampf:

„Da brach auch der Grenzwall der Götterburgen,
Da lernten auch Wanen die Walfstätt zerstampfen,¹⁾

1) Der Sinn dieser Stelle und der Bezeichnung Wanenkämpfe ist folgender: Den Erdgeistern den Wanen, gehörte das Gold als rechtmäßiges Eigenthum, durch die Künste der Zwergalben aber (der Bergleute) kam es in

Da warf übers Heer Wodan den Speer,
Da war das Kriegsleid zur Welt gekommen.

Nun gingen zum Nichtstuhl die rathenden Götter;
(sie beriethen wer ihnen denn eigentlich den Himmel mit
Unheil erfüllt hatte,)

und Freia den Niesen verfallen ließ?

Gestört war der Welten starker Vertrag.“

Nun wurde auch Balder, des Gottes Wodan letzter Sohn schwer im Halse verwundet „Beim Pfeilschuß des Hader.“ Vater Wodan wollte erkunden, ob seinem Sohn noch zu helfen sei, stieg in die Unterwelt hinab zu den Nornen, gab ein Auge als Pfand, aber erfolglos. Nun wurde alle Schuld auf den Stiefsohn Loge übertragen und er wurde als Urheber alles Unheils mit starken Saiten aus Därmen gedreht im Quell-Wald angebunden.

Aber das einmal entfesselte Unheil war nicht mehr aufzuhalten, denn die Edda sagt weiter:

„Nun würgen sich Brüder und werden zu Mördern,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb;
die Gründe erschallen, der Stiergeist fliegt,
kein einziger Mann will des anderen schonen.“

Mit dem Beginn der Eroberungskriege tritt ein neuer Stand in die Erscheinung. Es wurde nicht nur der alte Besitz, sondern es wurden auch die alten Besitzer, die bisherigen Behauer des Landes erobert. In ihren Adern floß aber nicht des deutschen Gottes Trings Blut, sie waren daher selbst dem am tiefsten stehenden deutschen Tagelöhner nicht ebenbürtig, sie wurden unter diesen gestellt und so entstand der vierte Stand, der der Sklaven.

den Besitz der Asen, der Menschengötter, die es nun verwandten um die Fluren zu zerstampfen und sich zu bekriegen.

Nur in diesem Sinne ist auch der Kampf Siegfrieds mit dem Drachen zu erfassen, dessen Schätze immer aus einer Hand in die andere gingen, jedem Besitzer den Untergang brachten, bis sie zuletzt in den Fluthen des Rheins versanken.

Man kann den Vergleich wagen: Das Gold der Wanen, der Nibelungen-Schatz, ist heute wieder aus den Fluthen des Rheins gehoben, aber er und die ihn beherrschenden Geister der Wanen und Drachen, sie alle sind den Händen der Asen (der kleinen Fürsten) entwunden und liegen fest gefesselt und gut bewacht im Juliusthurm zu Spandau.

Nun sagt die Edda weiter, daß sich die Herren Hallen und Höfe erbauen wollten, in denen es an nichts fehlen solle.

Die bisherigen Gewerbe hatten sich auf die Weberei, den Häuser- und Wagenbau zc. beschränkt und wurden vom Bauern bis zu den Frauen im Palast als ehrenvolle Beschäftigung geübt, die Künstler aber, welche die großen Herren jetzt heranzogen oder auf ihren Kriegszügen als gute Beute mitbrachten, ganz so, wie die Tataren die deutschen Bergleute als solche mitnahmen, sie waren den Deutschen körperlich nicht ebenbürtig, wurden nach der Edda „Zwergenschlecht“ genannt und zum vierten Stand, dem der Sklaven gemacht, jetzt erst wurde der Stand der Handwerke und Künste erniedrigt.

Nun richteten aber die Eroberer ihre Züge nicht nur nach Außen, Streitigkeiten um den Besitz entstanden unter ihnen selbst, damit ging die Einheit des Volkes verloren, aus Angreifern und Siegern wurden Angegriffene und Besiegte, jetzt reichte die Kraft der Edlinge allein nicht mehr aus, der Grenzwall der Götterburgen, die alte Verfassung brach weiter, jetzt mußten auch die bisher vom Kampf befreiten aus dem Stand der Bauern und der Knechte, (Knappen,) zur Vertheidigung des Landes herangezogen werden, sie bildeten die gewaltigen Heere der Urzeit mit den verschiedensten Waffen, damit war die Urverfassung begraben. Jetzt gab es deutsche Gefangene in großer Zahl, aber das Stammesgefühl war doch noch so stark, daß man sich schämte, die Brüder von gleichem Blut als Sklaven zu behalten, man gab sie weiter an das Ausland, aber mit dem Eintritt der Sklaverei verrohten die Sitten; bald schämte sich der Stammesführer nicht mehr, die eigenen Stammesgenossen zu Sklaven zu machen und als solche zu behalten.

Nun heißt es:

„Was murmelt noch Wodan mit Mimes Haupte?
 Schon kocht es im Quell: die Krone des Weltbaums
 erglüht beim Klange des Gellerhornes,
 das Heimdold zum Heerruf erhoben hält.
 Der Baum erbebt; doch bleibt er noch stehen,
 mit rauschendem Laurath (Wipfel) bis Loge sich löst.
 Wild heult der Hund vor der Hellaflamn,
 bis dem frechen Renner die Fessel auch reißt.“

Das römische Gold kehrte sich nicht an das Gebell des treuen Wächters, es löste dem Verderber Loge die Fessel.

In dieser Verfassung erscheinen die Deutschen auf der Bildfläche der Geschichte; der Baum, die deutsche Welt-Esche stand noch, noch war die Krone mit Laube geziert.

Als aber auch der alte nationale Glaube schwand, da fiel die letzte Stütze nationaler Kraft. Aus kühnen Streitern wurden Feiglinge,¹⁾ der Held zog mit Stab und Muschelhut durchs Land, und liest man in Thietmar von Merseburg, wie Kaiser Otto III. sechs Tage in der Woche fastete, und bei jeder Gelegenheit sammt seinen Rittern Ströme von Thränen vergoß und über seine Sünden weinte, da zieht ein unnenbares Weh durchs Herz, wir fühlen uns herabgesunken auf die tiefste Stufe unserer Kraft, wir sehen uns als ein Spott der Fremden und mit Brünhilde möchte ich rufen:

„Da laßt sie verbrennen die leidvolle Brust!

Da schmelze die Flamme die Schmerzen im Herzen!“

Und erst als wir uns nach und nach wieder auf unsere Urväter besannen, da fanden wir wieder die Urkraft und stiegen aus der Asche auf anderer Grundlage, wie sie ein freies thatkräftiges Bürgerthum bot, Zoll um Zoll im Laufe der Jahrhunderte langsam aber unaufhaltbar und gewaltig zu unserer jetzigen Größe herauf.

Ich kehre zur Urzeit zurück. Je einträglicher sich in der Folge der Sklavenhandel erwies, destomehr trat er an die Stelle des Länderverwerbes und blieb es bis weit in die geschichtliche Zeit.

Aus den ursprünglichen drei und dann vier Ständen wurden dadurch zuletzt beinahe nur zwei, denn nur wenige Stämme erhielten durch ihre örtliche Lage die Kraft, sich der Angreifer zu erwehren, bis auch sie in letzter Linie von der Uebermacht eines Karl bezwungen wurden, aber auch ihm gegenüber waren z. B. die Friesen in der glücklichen Lage, wenigstens die Freiheit ihrer Person vertragsmäßig sichern zu können.

Das Mega-Buch verzeichnet die Rechte, welche sich die Friesen bei ihrer Unterwerfung unter Karl den Großen ausbedangen:

„Dies ist die sechszehnte Volksküre und König Karls Genehmigung, daß alle Friesen mögen ihre Missethaten mit ihrem Gut abkaufen. Darum sollen sie frei sein bis an die sächsische Grenze von

¹⁾ Wie tief die Kraft gesunken war, ergibt sich aus der Bestimmung Karl I., wonach der Edle, welcher nicht zum Heerbann erschien, einen Eid schwören mußte, daß er wirklich krank gewesen war.

Stoß, (das Klotz, an welches man Mißethäter schloß) vom Staupenschlag, von der Scheere, (die Unfreien und Gefangenen durften kein langes Haar tragen) der Ruthe und aller anderen Pein.“

Das war der letzte Rest der geretteten Freiheit, so wie heute einem geringen Stammestheil, Helgoland, seine noch erhaltenen Freiheiten gesichert werden und sie wenigstens noch eine Zeit lang von Zöllen und der Pflicht der Heeresfolge befreit bleiben. Aber schon viel früher waren andere Kräfte bei anderen Stämmen thätig, die noch erhaltene Freiheit zu vernichten, gerade die Helben, welche zur Rettung der längst verlorenen Freiheit fortwährend die Streitart schwangen, sie waren es, welche durch die großen Lasten der fortwährenden Heeresfolge den Stand der Gemeinfreien zur Verarmung führten, und dadurch der Knechtschaft richtiger gesagt der Sklaverei überlieferten. So wie heute alle Völker auf dem besten Wege sind, sich durch die bloßen Vorbereitungen zum Kriege gegenseitig selbst zu vernichten, so lagen die Dinge von der Römerzeit bis zum Eintritt Karls des I. dem die Geschichte den Namen des Großen giebt. Er konnte für seine unaufhörlichen Kriege die erforderliche Anzahl zur Heeresfolge verpflichteter Krieger nicht mehr aufbringen, und so setzte er das von Alters her übliche, sehr weise nur zur Heeresfolge verpflichtende Maaß des Grundbesitzes auf den vierten Theil herab, und wie weit er dadurch immer größere Volksschichten zur Verarmung und zur Sklaverei trieb, ergiebt die Bestimmung, daß von dem Freien die Heeresfolge zu leisten sei, solange die Frau und Kinder noch ein Kleid auf dem Leibe haben. Nun nahm der Sklavenhandel eine erschreckliche Ausdehnung, und diejenigen, die ihn von lange her betrieben, waren die Juden. Die furchtbarste Seite dieses Handels war der Verkauf der Kinder aus Noth. Zu welchem Zwecke die Kinder gebraucht wurden, das hat man in Deutschland, wo die Sittlichkeit so hoch stand, nicht geahnt, denn sonst würden die Hungers sterbenden Mütter ihren Kindern vorher die Köpfe an Steinen zerschellt haben, wie sie es in der Schlacht bei Miz und anderen Ortes thaten, wo sie ihre Kinder tödteten und nach Walhalla voraussandten, ehe sie Hand an sich legten und sie und sich vor der Sklaverei bewahrten. Dieser Heldensinn war längst gebrochen. — Die christlichen Mütter erhungerten,¹⁾ und die christlichen Kinder wanderten einen langen Weg nach Frankreich, dort scheint in

1) Als die Ursache der Noth bezeichnet Gregor von Tours den Wucher, welcher am Getreidehandel ungeheueren Verdienst nahm und den Scheffel

einer Stadt ein Gewerbszweig der nichtswürdigsten Art die Heimstätte gehabt zu haben, fern von der Heimath wurden die Knaben hier ihrer Schamtheile beraubt und nach der Heilung zu hohen Preisen über Spanien an die heidnischen Mauren weiter verkauft.¹⁾ Luitbrand sagt von den Bewohnern von Verdun, daß sie dieses Gewerbe trieben und der Erzbischof Agobard von Lyon hielt die heftigsten Strafpredigten an die Christen. Ein englischer Bischof that dasselbe gegen die Juden. Wehrhafte Männer, die der heimathlichen Noth entgehen wollten, scheinen unter die Leibwachen orientalischer Herrscher verkauft worden zu sein; hübsche Personen aber wanderten als Handelswaare zu den heidnischen Preußen und Russen, um dort den Göttern geopfert zu werden. Zu allen Zeiten haben die Menschen gewußt, auch das nichtswürdigste Gewerbe noch mit einem anständigen Mäntelchen zu umgeben oder mit einem hochklingenden Namen zu belegen. Die Götter, für welche die Bewohner der Ostküste die „hübschen Personen“ kauften, waren wohl dieselben, denen noch heute so viele junge Damen aus Deutschland nach Rußland unter verschiedenen anständigen Namen als Opfer zugeführt werden; — es ergibt sich dies schon aus dem Preise. Während Nachrichten vorliegen, daß man in theurer Zeit einen Sklaven für ein Brot, einen Koch für 12 Schillinge verkaufte, findet sich eine solche, daß für eine Sklavin ein Roß, die Rüstung und das Schwert gegeben wurde.

Das Opfer führt mich einen dunklen Pfad ein Stück weiter, und ich bedaure mir und dem Leser ihn nicht ersparen zu können. Falke sagt in seiner Geschichte des deutschen Handels Bd. I S. 60, daß auf Rügen die schönsten Sklaven bei der Landung für die Götter ausgelesen wurden, dabei ist durchaus nicht gesagt, daß diese schönen Sklaven getödtet wurden, die Götter konnten von ihnen auch anderen Nutzen ziehen, aber ich glaube Falke irrt bei dieser Stelle überhaupt, denn bei Fischer Bd. I S. 170 finde ich nur, daß die auf der Insel Rügen ankommenden Kaufleute, bevor sie ihre Waaren auslegen durften, dem slavischen Gözen von dem besten was sie hatten, ein Opfer bringen mußten, es kam also darauf an, was die Gözenpriester für das beste hielten.

für $\frac{1}{3}$ Solidi verkaufte, das heißt 6 Scheffel kosteten ebensoviel wie in gewöhnlichen Zeiten ein ausgewachsener Dohse, für diesen war im Wehrgeld der Preis mit 2 Solidi angegeben.

¹⁾ Fischer Geschichte des deutschen Handels Bd. I S. 34—50. Franke Geschichte des deutschen Handels Bd. I S. 62.

Procopius in seinem Werk über den gothischen Krieg sagt, daß bei dem deutschen Stamme der Heruler die Greise und Kranken ihre Verwandten baten sie zu tödten. Dieser Bitte wurde gewillfahret, ein fremder Stammesgenosse bettete sie erst auf einen Holzstoß, erstach sie dann mit einem Dolch, und nachdem er den Verwandten die blutige Waffe überbracht, zündeten diese den Scheiterhaufen an und bestatteten die Asche. Diese That hing mit dem Glauben zusammen, daß nur der gewaltfam Gestorbene in Walhalla seinen Ehrenplatz findet, aber er öffnete auch dem Eigennuß, der Habsucht und dem Verbrechen Thor und Thür. Den Wunsch, zu sterben, können wir noch heute vielfach hören, Procopius hat nichts unwahres berichtet, aber heute wird glücklicher Weise dieser Wunsch von Niemand erfüllt.

Aber damals diente er den höher Gestellten zum Deckmantel der grausamsten Verbrechen, und ließ ihnen noch den Schein des göttlich und menschlich Verdienstvollen. Dem tiefer stehenden Volk zeigte sich der Aldaling, der Ase, als geborener Vermittler zwischen ihnen und dem Himmel, er beförderte sie direkt dahin.

Nun komme ich zu der schlimmsten Seite der Urzeit. Wir wissen, daß der Deutsche, um nach Walhalla einzugehen, den Tod nicht scheute, wir wissen auch, daß die Noth oft schrecklich war, um ihr zu steuern, galt es alle diejenigen, welche nicht mehr im Stande waren, ihrem Herren zu nützen, oder welche seinen Plänen im Wege standen, auf eine in den Augen der damaligen Welt verdienstvolle Weise zu beseitigen, und da es üblich war, ihnen im Tode auch Pferde, Hunde, Falken mitzugeben, so entledigte man sich dabei auch aller der Thiere, welche das Futter nicht mehr verdienten.

So berichtet schon Thietmar von Merseburg 17. 9., daß man alle Jahre zu Weihnachten auf Seeland 99 Menschen, 99 Pferde und in Ermangelung von Habichten 99 Hähne opferte. Ich hielt das zuerst für zweifelhaft, aber diese Opfer werden von anderer Seite bestätigt und es zeigt sich, daß sie nicht nur dazu dienten, zur Arbeit untaugliche, sondern auch mißliebige Personen auf anständige Weise zu beseitigen, sie einfach als Opfer todtzuschlagen. Wir erfahren das von dem heiligen Olaus, König von Norwegen selbst, der sich im Zorn verleiten ließ, auszurufen: Ich will eines der blutigsten Opfer bringen. Nicht schlechte und niedrige Sklaven sollen es nach dem Gebrauche sein, sondern die Vornehmsten im Volke will ich dazu auserlesen.¹⁾

1) Snor. Sturles. chron. Novag. P. III n. 6. p. 160.

Diese Massenmorde, welche religiösem Wahn und den niedrigsten Beweggründen entsprangen, hatten mit der einfachen reinen Gottesverehrung ebensowenig zu thun, wie die Kegerverbrennungen in der Christenheit, oder die Parisermorde im Namen der Freiheit. Sie leiten stets den Untergang ein wo sie geübt werden. Will man eine Erklärung für den Feriwolf, der auch Wodan verschlang und seinem Reich den Untergang brachte, so braucht man nach keiner künstlichen zu suchen, aber den Sehern der Edda, welche den Untergang weissagten, ist damals ebensowenig geglaubt worden, als heute, wo der Feriwolf wieder auf dem Sprunge steht und der Opfer harret, die ihm die Völker vor ihrem Untergange bringen werden. Aber jene Männer erkannten schon, daß derartige Verhältnisse nicht nur Personen und Stände, sondern Länder und Reiche verschlingen müßten, und so gelangten sie zu der Weissagung: . . . es kommt ein Reicher zum Kreise der Mather,
ein Starcker von Oben beendet den Streit.

Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er Alles;
bleiben soll ewig, was er gebot.

Ich nehme den Faden der Begebenheiten wieder auf. Diese Probe genügt zur Beurtheilung der deutschen Zustände, wie sie sich nach dem Zusammenbruch der Urverfassung bis in das 12. Jahrhundert in Norwegen erhielten. Ich komme nun noch zu den Trägern des Sklavenhandels und ihren Schützern.

Die deutschen Edlen trieben den Sklavenhandel, aber sie thaten es nicht selbst, sie ließen ihn durch ihre Sklaven besorgen; aber darüber stimmen alle alten Nachrichten überein, daß der Sklavenhandel hauptsächlich in der Hand der Juden lag. Diese aber fanden ihre Beschützer an einer Stelle, an der man sie nicht vermuthen würde, Bischof Caustinus v. Tours bevorzugte sie. Die Erklärung liegt in der Prachtliebe und Verschwendung der damaligen Kirchenfürsten, die es den weltlichen Großen zuworthun wollten und dadurch in Schulden geriethen. Schon zur Zeit König Guntrams waren die Juden so mächtig, daß sie sich als besonderes Volk im Staate betrachteten und den König bei seinem Einzug in einer hebräischen Anrede begrüßten. An verschiedenen Orten besaßen sie ihre Tempel. Die eigentlichen goldenen Zeiten für sie begannen aber unter den Karolingern.

Karl I. (d. Gr.) stand mit ihnen auf vertrautestem Fuße, er rüstete ihnen Schiffe aus, übertrug ihnen von Staatswegen die Führung von Gesandtschaften, sein Leibarzt war ein Jude.

Auf der Kirchenversammlung zu Chalons ward 650 unter Modwig II. can. 9 bestimmt, daß kein Sklave außerhalb der fränkischen Staaten verkauft, oder in jüdische Sklaverei gebracht werden durfte. Schon das westgothische Gesetz hatte allen Handel mit Kindern verboten.

Karl d. Gr. hingegen stellte den Menschenhandel gesetzlich fest, in seinem Capitular v. Jahre 779 Cap. 19 sind die zu beachtenden Formen angegeben, es ergiebt sich daraus, daß sich auch freie Leute als Sklaven verkauften. Das Gesetz beschränkte den Handel nur dahin, daß wohl Sklaven aus dem Ausland nach dem Inland, nicht aber in das Ausland geführt werden dürften, dieses Gebot verwandelten die Händler in das Gegentheil. Ferner sollte der Sklavenverkauf nicht in der Nacht erfolgen.¹⁾ Aber nicht nur die Sklaverei, nein der gesammte Handel kam in die Hände der Juden.

Ihre Höhe erreichten sie unter Ludwig dem Frommen. Der Sklavenhandel mit Christen wurde ihnen nicht nur gestattet, sie erhielten auch das volle Recht über ihr Vermögen frei zu verfügen, Streitfälle nur von einem Schiedsgericht das zu gleichen Theilen aus Christen und Juden zusammengesetzt war, schlichten zu lassen, selbstständig nach eigenen Gesetzen zu leben; es wurde ein besonderer Beamter ernannt, der über die Aufrechterhaltung ihrer Privilegien zu wachen hatte, und durch die Hofbeamten wurde es ganz ihrer Wahl überlassen die Märkte von den Sonnabenden auf einen ihnen beliebigen Tag zu verlegen und, daß sie dazu den Sonntag wählten, ergiebt sich später.

Zu allem dem erhielten sie kaiserliche Freibriefe, welche den Behörden befahlen, sie mit ihren Waaren ohne Zoll und Abgaben und ohne jegliche Bedrückung frei durchs Reich ziehen zu lassen.

Bis hierher habe ich wörtlich nach Fischer und Falke citirt.

Ich habe vor und nach dem Jahre 1848 oft den Vorwurf gehört, wir selbst seien Schuld, daß die Juden die einseitige Richtung in ihrem Geistes- und Gewerbsleben angenommen hätten, weil es ihnen verwehrt war, Grundbesitz zu erwerben. Der Jude war aber zu allen Zeiten Verstandes = Mensch. Hätte er es für vortheilhaft gefunden, deutscher Bauer zu werden, so hätte ihn unter den Karolingern Niemand daran gehindert, aber der einfachste Verstand sagte ihm, daß es viel lohnender war den herabgekommenen deutschen Bauern mit seiner ganzen Familie für billiges Geld zu kaufen, in Herden zusammenzukoppeln und

1) Das Formelbuch des Mönch Markulf XXI Buch II und XXII besagt das Weitere.

auf dem Markt mit hohem Gewinn als Sklaven nach allen Richtungen zu verkaufen, als seine häuerlichen Lasten zu tragen.

Nun denke man die Verhältnisse weiter aus: Der Großgrundbesitzer (Ritter) befand sich einen Theil des Jahres im Sattel um mit eigenen Kosten und mit der eigenen Person für die Landesvertheidigung einzutreten. Die Heeresfolge war nicht billig, seinen Unterhalt besorgte der Ritter selbst.

(Wie streng bei den Durchzügen fremdes Eigenthum gewahrt wurde, ergiebt sich daraus, daß Chlodwig d. G. im Jahre 507 einen Soldaten mit dem Tode bestrafte, weil er einem Bauern ein Bund Heu genommen hatte.) (v. Peucker Bd. II S. 46.)

Daheim besorgten die Leute zu gleichem Zweck die Unterhaltung der Straßen und Brücken, von denen oft eine einzige durch Hochwasser in einem Jahr ein ganzes Vermögen verschlang.

Nun kam ein Handelszug in unabsehbarer Reihe daher, denn stets vereinten sich mehrere Kaufleute zur gemeinschaftlichen Fahrt, vorauf Reiter, dann eine lange Reihe Wagen und dahinter eine Herde Vieh und wie diese gefoppelt, eine Herde — Sklaven. Der Herr der Brücken und der Straße glaubte nun durch den Zoll eine Einnahme zu erhalten, die ihn für die aufgewandten Kosten der Unterhaltung einen theilweisen Ersatz bot: Da trat der Führer des Zuges vor und zeigte den kaiserlichen Freibrief, wonach er, nach seiner Abstammung als Jude, keinerlei Zoll zu zahlen hatte; — mußte da nicht der kaiserliche Dienstmann das erste Mal mit seinem kaiserlichen Herrn in Widerspruch treten? Die Sache liegt so menschlich nahe, daß sie keiner weiteren Worte bedarf. Der Kaufmann reiste in Bedeckung und eine Weigerung führte zur Gewalt. —

Will man den Grund zu den späteren Verfolgungen der Juden, und will man die Väter des Raubritterthums suchen, so sind sie bei den christlichen Königen Karl dem I. und Ludwig dem Frommen zu finden.

Für alle diese Vorzüge zahlte der Jude $\frac{1}{10}$ seiner Handelswaare dem Staate, während der christliche Kaufmann $\frac{1}{11}$ zahlte.

Nun wird es keinem denkenden Menschen einfallen die Juden dafür verantwortlich machen oder sie tabeln zu wollen, daß sie mit voller Kraft ihren Vortheil wahrnahmen; verantwortlich sind die, welche solche Zustände schufen. Der eigentliche Mittelstand der in der Urzeit nach dem Grundgedanken der Urverfassung, die Stütze des Staates durch

friedliche Arbeit bilden sollte, er war schon längst verschwunden. Es gab unter den Karolingern fast nur noch große Herren, kaiserliche Diener vom Lehnsträger bis herab zum Hundewärter, und Sklaven.

Karl I. trifft der Vorwurf, daß er sein Reich nur auf die Gewalt gründete, daß er das Menschliche hintenan setzte und statt auch nur einen Anfang zu machen die Sklaverei nach und nach zu beseitigen, daß er sie gesehlich schützte.

Als National-Franzose würde ich ihm vielleicht den Titel eines großen Mannes zugestehen: Als deutscher Mann kann ich das nicht; Schon das Blut meiner wehrlos hingemordeten Vorfahren schreit zum Himmel und steht zwischen mir und ihm, ich stehe auf dem Boden unserer Väter und bin in erster Linie Deutscher.

Die Vorrechte des jüdischen Kaufmannes sind noch nicht erschöpft, aus den späteren Verhandlungen auf den Concilien, auf denen die Bischöfe mit voller Kraft für das arme gedrückte deutsche Volk eintraten, und nachdem man die Verhältnisse zurück revidirte, da ersehen wir, daß nicht allein die Markttage auf die Sonntage verlegt waren, sondern auch, daß man dem Volke jüdische Richter setzte, daß man sie als Steuererheber in der kaiserlichen Kammer bei zweijährigem Wechsel verwandte, wobei sie die Steuern rücksichtslos in erniedrigender Art eintrieben; jemehr Freie verarmten, desto mehr blühte der Sklavenhandel, aber das schlimmste ist das Wort, das ich finde: „Ihre einflußreichsten Beschützer waren die Frauen des kaiserlichen Palastes.“¹⁾ Dieser für deutsche Frauen harte Vorwurf nöthigt mich, einen Schritt weiter zu gehen und Untersuchungen anzustellen über:

Die Stellung der Deutschen Frau in der Urzeit bis zur Zeit der Karolinger.

Tacitus rühmt die sittliche Größe der deutschen Frau, ihre Einfachheit, Häuslichkeit, Hingabe an ihren Gatten, ihre Kinder und ihr Vaterland.

Man denke an die schwarze Dame, welche Drusus auf seinem Zuge zur Elbe kühn in den Weg trat und ihm in seiner Sprache, nicht tadelnd, sondern mit voller Kraft in der Beherrschung, gebietend zurief: „Zurück, Bervegener! Du bist nicht bestimmt, hier zu herrschen, das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe!“

¹⁾ Fischer und Falke.

Man denke an die deutschen Frauen, welche in der Schlacht auf dem Raubischen Felde in Italien, den Kampf aufnahmen, und welche auch anderen Ortes, als sie gefangen genommen wurden und ihnen die Unverleglichkeit ihrer Person nicht zugesagt wurde, erst ihre Kinder und dann sich selbst tödteten, um nicht der Schande und der Knechtschaft zu verfallen, und man wird zugestehen müssen, daß Tacitus nicht zuviel sagt, wenn er sie den römischen Damen, die ihre Zeit mit Puzen und Nichtsthun, als Spielzeug der Männer, als Geißeln ihrer Sklavinnen, verbrachten, als Muster aufstellt, und man wird es auch begreiflich finden, wenn er sagt, daß die deutschen Männer in ihren Frauen etwas Vorahnendes, Heiliges verehrten. Betrachten wir auch die Frauen der Edda, sie erscheinen als Heldengestalten, und trotz der Furien, in die sie der Dichter am Schluß verwandelt, spricht aus den Worten Brünhildens und Gudrunns (siehe Seite 56—59) eine solche Weiche des Gemüths, eine solche Seelengröße, daß ich mein Auge wie in Andacht zu ihnen erhebe.

Die Edda zeigt uns die deutsche Frau auch als Gelehrte, sie ist kundig der Runen aller vergangenen Zeiten, weiß alle Sagen, also die Geschichte ihres Volkes, in den niederen Ständen theilt sie alle Arbeit des Mannes, in den höheren leitet sie das gesammte Hauswesen, die innere Wirthschaft und diese zu leiten, war keine kleine Aufgabe.

Die Sklaven, zu denen später alle Handwerker gehörten, soweit sie auf die Erzeugung aller häuslichen Bedürfnisse Bezug hatten, wie: Brauen, Backen, Mahlen, Kochen, Waschen, Spinnen, Weben, Anfertigen sämtlicher Kleider zc., alle diese waren ihr mitgebrachtes Erbgut, sie standen unter ihr, von ihr erhielten sie ihre Leitung und dabei fand sie noch Zeit kostbare Teppiche und Tapeten zu sticken, mit der Spindel zu spinnen und die Kinder zu erziehen.

War aber der Mann zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgezogen, wozu er ja jeden Augenblick bereit sein mußte, dann mußte sie auch noch die Leitung der äußeren Wirthschaft übernehmen und wenn von den 12 Huben auch nur vier bebaut und acht Wald waren, so war das für eine Frau keine geringe Aufgabe, ihr blieb keine Zeit zum tändeln oder kränkeln. Die Verhältnisse forderten, schufen und erhielten einen kräftigen Körper und gesunden Geist.

Kehrte der Mann vom Feldzug heim, dann galt es ihm, den Jagdzug gegen das Raubzeug aufzunehmen, das Felder und Vieh vernichtete. Die Jagd war nicht wie in unserer Zeit eine herzlose verächtliche Spielerei;

wo gut bewehrt der Schießer große Zahl auf einen einzigen armen Hasen knallt, der dann sein hartes Loos als Krüppel trägt, oder wo das Huhn vom Uebermaß des Bleies in Fegen auseinanderfliegt, wie klein ist da die Jägerei. Damals war die Jagd eine harte, mühe- und gefahrvolle Arbeit. Dem persönlichen Muth trat die Wildheit, der Manneskraft die Stärke und Gewandtheit der Bestie gegenüber, und kehrte der Gatte ermüdet heim, oder gönnte sich Zerstreung und Gemuß, worüber sich Herr Tacitus ärgert, dann hatte die Frau um so reichlichere Arbeit.

Nun haben aber die Herren auf dem deutschen Kaiserthron sich ihre Stellung allzuleicht gemacht, sie übertrugen den Frauen auch die innere Leitung der Staatsangelegenheiten.

Unter den Karolingern war den Kaiserinnen nicht nur die ganze Haus- und Hofhaltung, nein nach dem Zeugniß des Abts Adalard von Korwey und des Erzbischofs Hinkmars von Rheims war ihnen auch das Amt des Erzkämmerers unterstellt. Sie hielten sich neben diesem besondere Referendarien, die ihnen in der Verwaltung der Staatseinkünfte behülflich sein mußten. Kurz nicht nur die ganze Hofhaltung, sondern auch die ganze innere Staatswirthschaft war ihnen anvertraut und diese Einrichtung dauerte noch unter den sächsischen Kaisern fort. Das ist ein schönes Zeugniß für den Verstand und die Thatkraft einer deutschen Frau, aber es war zu viel.

Ich habe viel mit Juden verkehrt und erkenne an, daß man nützlichere, gewandtere, bedürfnislosere und der Sache, der sie sich widmen, hingebendere und auch für den kleinsten Gewinn mühsamere Leute kaum findet. Sahen nun die Kaiserinnen, daß Bischöfe und Kaiser sich in ihren Geschäftsangelegenheiten auf diese Männer stützten, so war es doch nur natürlich, wenn sie dasselbe thaten.

Daß die Juden solche Verhältnisse zu ihrem Vortheil benützten, kann ihnen Niemand verargen, daß sie es aber mit voller Rücksichtslosigkeit thaten, das gereichte ihnen zum Verderben.

Daß die kaiserlichen Frauen alle Fächer des Staatswesens hätten so scharf übersehen müssen um die üblen Folgen zu erkennen, kann Niemand von ihnen verlangen, um so weniger, da z. B. Karl I. mit den Frauen wechselte, und die Gattin Disiderata war überhaupt keine Deutsche.

Die Lenker des Staates, Karl I. und nach ihm Ludwig der Fromme, sie hätten die Verhältnisse übersehen müssen, sie trifft die

Schuld, daß sie es nicht thaten und der Vorwurf, daß die Juden in den Damen des Kaiserlichen Palastes die eifrigsten Schützerinnen fanden, er fällt auf die Herrscher zurück.

Von den deutschen Frauen kehre ich zurück zu den Männern der Urzeit, welche geschichtlich in den Vordergrund treten.

XXV.

Armin, Segest, Inguiomar und Marbod.

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts hat die große Masse des deutschen Volkes von Tacitus und seinen Schriften und somit auch von Armin nichts gewußt. Nur in den Kreisen der Gelehrten waren beide seit dem 15. Jahrhundert bekannt.

Die erste Ausgabe der Germania von Tacitus erfolgte in Nürnberg bei Creusner 1473. Die erste deutsche Uebersetzung in Mainz bei Schöffner 1535. Die Uebersetzung der Jahrbücher des Tacitus erst vor etwa 60 Jahren.

In weiteren Kreisen wurden die Kämpfe Armins erst bekannt durch Klopstock und Kleist.

In der Urzeit waren die Deutschen ausgezogen wegen Uebervölkerung, eine Scholle zum Leben oder Sterben wollten sie erringen.

Mit den Kämpfen unter Armin tritt ein neuer Grund zum Kriege hervor. Die von den römischen Gesetzen bedrohte alte Freiheit, die alten nationalen Zustände zu erhalten oder wieder herzustellen.

Um wahr zu sein darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß andere Völker über die Ursache dieser Kämpfe anderer Ansicht waren.

Als die Britannier darüber beriethen, in welcher Weise das römische Joch abzuschütteln sei, wiesen sie auf Germanien wo auch Julius Cäsar gewichen sei und sagten weiter: Für uns sind Vaterland, Gattinnen, Eltern, für jene (die Germanen) Habsucht und Schwelgerei Grund zum Kriege. (Tac. das Leben des Agricola Sag 15.)

Diese Kämpfe sind bisher als nationale bezeichnet worden, von ihnen wurde die Erhaltung und der Bestand des deutschen Volkes abhängig gemacht und der Mann der sie vollführt, als der Erretter und Befreier Deutschlands gepriesen und in Schrift und Erz verehrt.

Die Zeit in der er stritt liegt so weit hinter uns, die vorhandenen Nachrichten sind so gering, daß ich das, was wir sehen mit dem Anblick eines in der Ferne auftauchenden Gebirgszuges vergleichen möchte.

Betrachten wir das Gebirge aus der Ferne, so erscheinen alle einzelnen Theile desselben so harmonisch abgerundet, so ineinanderfließend, daß das Auge nicht müde wird, dies schöne Bild immer von neuem in sich aufzunehmen bis sich die Sehnsucht mächtig regt hineinzubringen zwischen die Berge und Wälder, und mit vollen Zügen all die Schönheit zu genießen.

Und wie ändert sich das Gemälde, wenn wir vor ihm stehen. Berge die von fern nur als Unterlage eines Höheren zu dienen schienen und neben ihm dem Blick aus der Ferne entschwanden, erscheinen plötzlich als selbstständige gewaltige Bergriesen, und da wo wir die höchste Kuppe des Gebirges zu sehen glaubten, da zieht sich das Gelände steigend und fallend in unabsehbare Ferne, und oft sind es nur eine größere Anzahl kleiner Felsrücken, welche uns von Weitem zu einem großartigen Gesamtbild verschmolzen, als die Riesen der Hochwelt erschienen.

So auch ist es mit dem Blick in die Vorzeit.

Ich stehe vor einem Mann der im Gesamtbild der Vorzeit verschwindet und staunend bewundere ich seine Größe.

Es ist Marbod, der deutsche König von Böhmen.

Es ist wenig, was wir von ihm wissen und dieses Wenige ist meist nur zu seinen Ungunsten gedeutet worden.

In bewegten großen Zeiten ist es leider das Loos aller großen Männer gewesen, daß sie verkannt wurden, ja, daß sich die Edelsten beföhdeten, weil jeder von ihnen glaubte, daß nur der von ihm gewählte Pfad zum rechten Ziele führe.

So war es auch zwischen Marbod und Armin.

Es ist zu weit gegangen, wenn heute volksthümliche Schriftsteller annehmen, Armin habe sich für ein Volksthum begeistert, wie wir es heute besitzen und sei ein Gegner seiner Standesgenossen gewesen.

Sein Ziel war die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft, und Herstellung der vorher zu Recht bestehenden Zustände. Welcher Art diese waren, wie in ihnen das heutige Volk nur eine rechtlose Masse bildete, gegen welche sich die bevorrechteten Stände Alles erlauben durften, das lehren uns die ältesten Gesetzbücher und die Bestimmungen über das Wehrgeld.

Ich will nun zunächst mit Armin beginnen und auf Grund der von Tacitus überkommenen Nachrichten das Wesentlichste zusammenstellen.

Tacitus sagt, daß Armin an angeborener Festigkeit litt und nach dem Raub der Gattin durch die Römer wie ein Rasender umhergelaufen sei. In der gleichfalls aufbewahrten Rede, die Armin bei dieser Veranlassung hielt, tadelt dieser das Verhalten der Römer, die gegen ein schwangeres Weib Krieg geführt, während vor ihm drei Legionen und ebenfalls soviel Legaten niedergefunken seien.

Er sagt weiter die echten Deutschen würden nie genügende Entschuldigung dafür finden, daß sie zwischen Elbe und Rhein, Ruthen, Weile und Toga gesehen. (Armin erkannte somit unter den echten Deutschen nur seine Standesgenossen.)

Andere Völker hätten aus Unbekanntschaft mit der römischen Herrschaft noch nichts erfahren von Hinrichtung, von Steuern noch nichts gehört. Und er schließt: Wenn Vaterland, Untergebene, Altes ihnen lieber wäre als Gebieter und neue Ansiedelungen, so möchten sie Arminius vielmehr zu Ruhm und Freiheit, als Segestes zu schimpfvoller Knechtschaft folgen.

Armin betont hier in seinen Reden, die etwa 5 oder 6 Jahre nach der Varusschlacht gehalten wurden, ausdrücklich: Untergebene, Altes, Vaterland und Freiheit.

Welcher Art die Urverfassung war das habe ich bereits entwickelt, aber soviel ich zu beurtheilen vermag war sie schon zusammengebrochen, als die Cimbern von der Ostsee an der Grenze von Italien erschienen um Land zum Anbauen zu suchen, also in runder Zahl zweihundert Jahre vor Christi.

Der erste Stand, der Adel, besaß zwar die aus der Urzeit herüberstammenden Vorrechte noch, aber im römischen Dienst nur soweit als es sich mit der römischen Verfassung vertrug.

In den unteren Schichten aber lebte die Erinnerung an die alte gute Zeit fort, wo Metti und Emma auf eigenem Besitz friedlich Haus hielten, sie konnten behaglich wie die Edda sagt. Es konnte also nicht schwer fallen diese Schichten für die alte Freiheit zu begeistern und in den Tod zu führen. Besonnene Männer mußten aber erkennen, daß die Herstellung der Freiheit der Urzeit nicht mehr möglich war, dazu hätten alle Rechtsverhältnisse wie sie sich in der neueren Zeit ausgebildet, erst umgeworfen werden, damit hätten sich die Bevorrechteten selbst den Todesstoß geben müssen. Wem an der Entwicklung des Volkes gelegen

war, der konnte nur bestrebt sein die Verhältnisse in völlig andere Bahnen zu leiten und damit konnte er sich nur dem römischen Bildungsgange anschließen.

Welcher Art das deutsche Recht war, das läßt sich nur nach den alten Gesetzbüchern beurtheilen, für welche man einige Jahrhunderte später bei Einführung des Christenthums das alte Gewohnheitsrecht niederschrieb. Solche Aufzeichnungen erfolgten etwa vom Jahre 484 ab, zuerst bei den Westgothen, dann bei den Saliern, 517 bei den Burgundern, bis 534 bei den Ripuaren, dann bei den Lombarden, die der Baiern, und die Gesetze der Sachsen, Friesen und Thüringer gelangten erst nach der Einführung des Christenthums unter Karl dem Großen zur Niederschrift.¹⁾ Alle diese Gesetzbücher sind von demselben Geiste durchdrungen, die Menschen sind in vier Klassen eingetheilt:

- a. den Adel, er bildet trotz seiner großen Abstufungen nur einen Stand;
- b. die Gemeinfreien, dazu gehören alle Bauern;
- c. die Leute, das sind alle vom Bauern abwärts;
- d. die Sklaven, sie galten nur als Sache.²⁾

1) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Theil I, S. 105 u. w. Ich nehme jedoch an, die Deutschen besaßen schon vorher ihr geschriebenes Recht, aber in Runenschrift, die den Priestern und Mönchen nicht geläufig war. „Versteh mir die Runen, errath mir die Stäbe, die stärksten Stäbe, beständigsten Stäbe. Uredner ritzte, Asenhaupt schnitt sie ein.“ Edda S. 181.

2) Diese Abstufungen sind trotz unserer heutigen großen Verschiebung der Stände im Bewußtsein und dem Sprachgebrauch unserer Landbevölkerung noch fest erhalten.

Den Adel bilden alle „Edelleute“. Sie sind „die großen Herren.“

Nun kommt der Pfarrer, für ihn ist kein Raum in der häuerlichen Rangordnung, er ist erst später dazu gekommen, er wird deshalb „der geistliche Herr“ genannt. Nun erscheinen „die Bauern“ (die Gemeinfreien); sie bilden trotz ihrer Gliederung in Großbauern, Freibauern, Hübner und Halbhübner (Kleinbauern) einen in sich geschlossenen Stand, „die Bauernschaft.“ Für alle früheren Leistungen und Lasten besitzt sie das Gefühl, daß sie ihr zu Unrecht auferlegt waren. (Siehe auch Zimmermanns Geschichte des großen Bauernkrieges Bd. I S. 9 u. w.)

Nun kommen „die letzten Freien (die Vite)“; sie umfassen die Gärtner, auch wenn sie oft mehr Acker besitzen als mancher Bauer, dann die Häusler, auch wenn die Villa dreimal mehr kostet als das Gut des Bauern, der Besitzer gehört nicht zur Bauern-Aristokratie, er ist Häusler. Zum Unterschied von den angestammten Häuslern wird er aber „Neuhäusler“ genannt. Dann

Nun hören wir in welcher Art die Gesetze der Urzeit das Leben und das Eigenthum, die Gesundheit, die Ehre und das Vermögen der einzelnen Glieder dieser Stände schützten.

Für alle Straftthaten standen besondere Straffsätze fest. Wer einen Adaling (Herren) tödtete, zahlte nach friesischem Recht 100 Solidi Strafe, (Wehrgeld) für einen Freien aber nur 50 Solidi, wenn ein Herr oder Edelmann aber einen gewöhnlichen Freien todtzuschlug, so kostete ihn das nur 25 Solidi. Einen Sklaven zu tödten war dem eigenen Herren nur insoweit von Nachtheil, als der Preis des Sklaven hoch oder niedrig war, das hing von seinen Leistungen oder Fähigkeiten ab, die er in seiner Arbeit oder in seinem Handwerk besaß, sowie von seiner körperlichen Beschaffenheit. Wurden diese Leute eines Verbrechens oder Vergehens beschuldigt, so genügte es dem Herrn für den Verlust aufzukommen im Fall der Sklave während der Marter, die ihm das Geständniß abpressen sollte, etwa starb oder an seiner Gesundheit Schaden litt, denn die niedrigste Strafe waren 120 Stockschläge. Nannte der Sklave aber unter der Folter seinen eigenen Herrn als Verbrecher, so durfte ihm nicht geglaubt werden.

Nun überlege man, welcher Zustand dadurch geschaffen wurde: Hatte ein Edler ein Verbrechen begangen, so brauchte er blos seinen Sklaven vorzuschieben und er ging straflos aus, mußte er aber auch selbst für seine Schuld eintreten, so konnte ihm die auferlegte Buße nicht schwer fallen, da sie im Verhältniß zu seinem Vermögen gering

kommen die Inwohner; und wenn der Pensionär oder Rentner auch in der Steuerliste obenan steht, das ist ganz gleich, er gehört zu den „Inliegern“. Sie alle bilden den Stand der „kleinen Leute“. Umgekehrt aber, ein Mann der nie Grund und Boden besaß, aber von einer Bauernfamilie abstammt, wird von „der Bauernschaft“ zu Grabe getragen.

Wir finden also trotz aller Verschiebungen der Verhältnisse die alte Rangordnung bei unserer Landbevölkerung noch genau so wie in der Urzeit. Den vierten Stand bilden die Dienstboten; sie haben in Gemeindeangelegenheiten nichts mitzureden, wie ehemals die Sklaven. Für die Städter aber ist in der gesellschaftlichen Rangordnung der Bauern überhaupt kein Platz, sie sind „die Stadtleute“, sie zählen nicht mit, sie reichen auch im Bewußtsein des „Bauern“ an diesen gar nicht heran.

Unsere heutige Gliederung im Sprachgebrauch und im Bewußtsein der Landbevölkerung stimmt also genau mit der Grundlage der deutschen Urverfassung überein, wie sie in der Edda enthalten ist. Die künstliche Gliederung der Edlen, Freien und Lite, wie sie von verschiedenen Schriftstellern versucht wird, ist dadurch haltlos.

war; wie aber lagen die Verhältnisse, wenn ein Mann aus dem Volke (Gemeinfrei) sich einen Eingriff in die Ehre, das Eigenthum oder das Leben und die Gesundheit eines Edlen oder Herren zu schulden kommen ließ?

Bei den Thüringern betrug das Wehrgeld bei der Tödtung eines Edlen 600 Solidis, das waren nach heutigem Geldwerth 36,000 Mk., dazu trat bei allen Stämmen das „Fredum“ (die Strafe für den Friedenbruch) mit $\frac{1}{3}$ der Summe also der zu zahlende Betrag erhöhte sich auf 48,000 Mark. Wer einem Herrn im Handgemenge ein Auge ausschlug oder ihm eine Verletzung zufügte, die mit dem halben Wehrgeld gebüßt wurde, zahlte 24,000 Mark, das waren Summen, die den gewöhnlichen Freien zu Grunde richteten, während der Herr der über große Ländereien und Schätze verfügte im gleichen Falle nur den vierten Theil als Strafe zahlte und sich vor einer Gewaltthat weniger zu fürchten brauchte.

Konnte der arme Uebelthäter die Strafe nicht bezahlen, so trat hierbei wie auch in anderem Falle einer Zahlungsunfähigkeit das alte Recht ein:

Die Lex chrenechruda.

Lex = Gesetz, chrene = grün, chruda = Kraut, also das Gesetz vom grünen Kraut, das ist ein sehr hübscher, harmloser Titel, und wie furchtbar, alles vernichtend ist die Wirkung des Geistes der ihm entströmt.

Konnte der Uebelthäter aus dem Stande der Gemein-Freien die Strafe nicht voll bezahlen, so mußte er 12 Eideshelfer stellen, (also die Bauern eines ganzen Dorfes, wenn es nur klein war, denn die Sklaven waren nicht schwurfähig), die mußten beschwören, daß der Verurtheilte nichts mehr über oder unter der Erde besitze. Darauf wurde er bis auf das Hemd entkleidet und nun nahm er von seinem Besizthum eine Hand voll Erde und Gras und warf sie über sein Haupt nach der Richtung seiner Verwandten als Zeichen, daß er nichts mehr besitze, darauf sprang er über die Umzäunung seines Gehöftes und verlief nackt und bloß sein Eigenthum. Jetzt kamen seine Verwandten an die Reihe, da gab es kein Accordiren, keinen Vergleich, sie mußten zahlen bis auch sie die chrenechruda über ihr Haupt warfen und so ging die Zahlungspflicht vom Vater, der Mutter, den Geschwistern auf die Schwester der Mutter und deren Kinder über, reichte auch deren Vermögen nicht aus, so verfiel der Uebelthäter der Todes-

strafe. Der hohe und niedere Adel hatte im Fall der Zahlungsunfähigkeit nur 6 Eideshelfer zu stellen, die zu erhalten ihm bei seinen Standesgenossen wohl leichter war als dem freien Bauern die Beschaffung von 12 Eideshelfern. Die Straffsumme war gering und die Todesstrafe wurde an dem Herrn niemals vollstreckt.

Die Römer machten bei Vollstreckung ihres Rechtes in Deutschland keinen Unterschied in der Person, gleichviel ob der Schuldige aus einem Besitzthum von nur einer Hufe oder dem von 132,000 Fucherten (264,000 Morgen) entstammte, denn Besitzungen von dieser Größe gab es unter den Edlen, sie ließen dem Verbrecher den Kopf abschlagen.

Wirth berichtet nach „Agathias,“ daß ein in römischem Solde stehender Edling der Heruler seinen Sklaven auf die grausamste Art ermordete. Darüber zur Rechenschaft gezogen, verwunderte er sich wie man ihn über eine That die so sehr in seinem Recht liege zur Rede stellen könne und erklärte entrüstet, daß er alle seine anderen Sklaven auf dieselbe Art ermorden würde, sobald sie ihre Schuldigkeit nicht thäten. Der römische Feldherr ließ ihn als Mörder hinrichten und darüber erzürmten die anderen deutschen Edlen so sehr, daß sie das römische Lager verlassen wollten.

Betrachtet man die Dinge von dieser Seite, so bekommt die Ansprache, welche Armin in der zweiten Schlacht vom Jahre 16 n. Chr. hielt, eine eigenartige Bedeutung: „Die echten Deutschen sollen nie vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe römische Richter Gewalt mit Beil und Ruthen sehen mußten. Die Völker, welche von der Römerherrschaft befreit blieben, wußten nichts von der Todesstrafe u. s. w.“

Ich überlasse die Schlußfolgerungen Jedem selbst. Daß durch die furchtbaren Bestimmungen der ehrenehruada der Unredlichkeit, der betrügerischen Armuth, vorgebeugt wurde ist gewiß, daß sie aber durch eine einzige unüberlegte Handlung gegen einen Höherstehenden ganze Familien zu Grunde richten konnte, mußte nicht nur die Ueberhebung der Herren steigern, sondern auch den Stand der Gemeinfreien in seinem Besitz und in seiner Gesittung zu Grunde richten. Daß dem so war, ergiebt eine dahingehende Verordnung König Childeberts vom Jahre 595 und die Anträge der Bischöfe auf den Concilien auf Milderung der ehrenehruada, da sie sich vor Meineiden gar nicht mehr zu helfen wußten.

Das war der zu recht bestehende gesetzliche Zustand zur Zeit Armins wie sich an dem Beispiel aus Agathias ergiebt.

Die Freiheit, die hier aufgerufen wurde, war die der Herren, aber nicht die des Volkes, das doch die Schlachten schlagen und die Römer verjagen helfen mußte.

Ich bin hier genöthigt, auf die neuere Geschichte überzugreifen. Den Franzosen wurde es 1806 nur dadurch möglich, so schnell in Deutschland vorzubringen, weil sie dem Volke eine Freiheit brachten, die es vorher nicht besaß. Wohin sie auf dem Lande kamen, da fiel in Schlesien, Pommern zc. der Robott, der Stock, in den der Bauer gesperrt, die Prügelbank, auf die er geschnallt wurde, sie wurde verbrannt. Der Adel, der Großgrundbesitz wurde in seinem bestehenden Recht geschmälert. Die Abgaben oder die Arbeit, welche der Bauer dem Gutsherrn leistete, hatte dieser bei der Erwerbung seines Gutes rechtlich erworben, ihr Ausfall mußte ihn zu Grunde richten. Daß diese Herren nun alle Kräfte anspannten, die Franzosen zu vertreiben, ist völlig erklärlich, sie mußten es thun.

Das Wort Freiheit war plötzlich auf aller Lippen und den Worten folgten die Thaten.

Als nun die Franzosen hinausgeworfen waren, da trat der vorher zu recht bestehende Zustand wieder ein.

Die alten Lasten wurden wieder geleistet. In Schlesien z. B. hatten sie überhaupt nur während der Dauer der wirklichen Franzosenherrschaft also etwa 1 $\frac{1}{2}$ Jahr geruht, eine Nachzahlung wurde nicht gefordert, aber schon während der Anwesenheit der Franzosen wurden die Leistungen vor 1813 wieder aufgenommen. Nun scholl 1813 von allen Lippen das Wort Freiheit, und Jeder dachte sich diese nach seiner Art. Als aber diese nach 1813 nicht wie erwartet wurde, eintrat, begann die Mißstimmung und doch konnte die Regierung nicht anders handeln, sie würde den Adel, welcher der Armee seine Söhne der Ehre halber als Offiziere, und dem Staate für einen geringen Lohn als Beamte gab, völlig vernichtet haben, es mußte eine Uebergangszeit stattfinden, die den Berechtigten zu kurz, den Belasteten zu lang dauerte, und so schwer die Last der Ablösung fiel und heute noch fällt, sie mußte gebracht werden, wenn nicht der ganze Staat von neuem erschüttert werden sollte.

Da ja auch die Lasten nur von 1807 bis 1809 geruht hatten, so fiel es den Bewohnern nicht so schwer, sich weiter in sie zu finden, viel schlimmer lagen die Dinge in Hessen, dort hatte die Fremdherrschaft sieben Jahre gewährt, und als nun der damalige Kurfürst Alles wieder in denselben Zustand versetzte, wie er sieben Jahre vorher zu recht be-

stand, da schnitt derselbe so scharf in alle Verhältnisse, daß der Unwille sich in ganz Deutschland erhob, diese Handlungsweise war weder menschlich noch klug, aber im Grunde genommen that der Mann nichts anderes, als was seine Standesgenossen bis herab zum kleinsten Edelmann auch gethan hatten, der Unterschied lag nur in der verflossenen Zeit.

Nun ist es betrübend, den hochgefeierten Armin dem viel geschmähten Kurfürsten Wilhelm von Hessen gegenüberstellen zu müssen, aber das Ziel, das sie beide erstrebten, war:

Herstellung des vor der Fremdherrschaft zu recht bestandenen Zustandes.

Daß Armin dieses Ziel erstrebte, ergiebt sich aus seinen Reden unzweifelhaft.

Daß er irgend eine Aenderung in der Belastung oder Gliederung des Volkes, auch nur einen Uebergang zur inneren Freiheit angebahnt hätte, dafür liegt auch nicht der geringste Anhalt vor.

Durch sein fortwährendes Treiben zum Kriege aber, stürzte er seine Verbündeten, vor allem Hessen ins Unglück, und gerade durch ihn mußten die Reihen der Freien immer mehr gelichtet und durch die Noth und Verarmung der Sklaverei in die Arme getrieben werden.

Ich komme zu

S e g e st.

Ich will zunächst von den Familien-Verhältnissen sprechen, er hatte seine Tochter einem Manne verlobt, da wurde sie von Armin geraubt¹⁾ und gegen den Willen des Vaters als Weib behalten. Genügt nicht schon diese Thatsache, um die Feindschaft zwischen beiden zu erklären? Ich stelle mich hier entschieden auf die Seite des in seinem heiligsten Recht verletzten Vaters.

Nun betrachten wir die politische Stellung, er war mit Rom im Bündniß, das waren seine Standesgenossen, das war Armin auch, auch der Bruder Armins diente im Heer der Römer,²⁾ es war also unter jenen kleinen Grenzfürsten üblich und nicht schändlich, den Römern zu dienen. Hatten sie aber bei ihnen Dienste genommen und standen sie mit ihnen im Vertrag, dann war es ihre Pflicht, auch dem Feinde ihres Landes die Treue zu wahren, es ist doch sonst nicht deutsche Art, den Treubruch zu beschönigen.

1) Tac. Annalen Bd. I 55. S. 67, 68.

2) Tac. Annalen II, Buch 10.

Wie die Urväter auch dem Feinde gegenüber über die Treue dachten, beweist ein Vorgang im Theater zu Rom.

Friessische Abgesandte nahmen im Jahr 59 n. Chr. im Schauspiel zu Rom die Ehrenessel eigenmächtig in Besitz, indem sie das Recht hierzu auf die Erklärung stützten, daß, wenn von Waffen oder von der Treue die Rede sei, kein Sterblicher die Germanen übertreffe. Ich meine, wir denken heute noch ebenso.

Macht man es nun Segest zum Vorwurf, daß er sein Land, das wohl das heutige Fürstenthum Lippe gewesen sein mag, in römischem Sinne regierte, so will ich darauf verweisen, daß auch 1815, nachdem Frankreich geschlagen war, deutsche Fürsten französische Gesetze bestehen ließen oder einführten, unter denen sich die Bevölkerung der Rheinlande z. B. recht wohl fühlte. Norddeutschland beneidete sie um ihren einheitlichen Code Napoleon, und kleine deutsche Fürsten, welche ihren Ländchen eine freiere Verfassung gaben, wurden von ihren Standesgenossen angefeindet und vom deutschen Bundestag ernstlich bedroht. Will Jemand sagen, sie seien schlechte Deutsche gewesen, weil sie nach französischer Art das gaben, was ihren Unterthanen zum Leben und zur freieren Entwicklung förderlicher war als das alte deutsche Recht? Wir werden daher wohl auch Segest von einem anderen Standpunkt beurtheilen müssen, als nur nach dem nationalen, denn das römische Recht, wenn es auch nicht dem innersten Wesen des deutschen Volkes entspricht, war doch den Rechtsverhältnissen gegenüber, wie sie sich zur Zeit Armins in Deutschland gebildet hatten, ein segensreicher Fortschritt.

Ich erblicke in Segest einen ruhig besonnenen Mann, der sein Ländchen in freierer Verfassung regierte, ein anderes Muster als die römische war für ihn nicht vorhanden, die Wohlfahrt seines Landes förderte er am meisten, wenn er seinem Volk den Frieden und dem Bundesgenossen die Treue wahrte.

Ich komme zu

Marbod.

Nach meiner Auffassung ist diesem Manne bisher von seinem Volke nicht Gerechtigkeit widerfahren, ich habe deshalb als sein freiwilliger Sachwalter das Material zu seiner Beurtheilung zusammengetragen, soweit es erreichbar war und führe es hier vor.

Daß Armin nur die Herstellung des alten Zustandes erstrebte, er giebt sich unzweifelhaft aus seinen Reden, wie sie Tacitus an zwei Stellen aufbewahrt hat.

Sein Ziel lag also sehr fern von den Idealen, deren Verwirklichung theilweise heute noch erstrebt wird. — Begnügen wir uns mit dem, was er gethan hat.

Aber eben so irrig wie es ist, Armin zum modernen Freiheitskämpfer stempeln zu wollen, ebenso unrecht ist es, Marbod nur als einen Mann des Rückschritts zu bezeichnen, dem es nur um seine persönliche Herrschaft zu thun gewesen sei.

Nach dieser Richtung hin ergießt z. B. der patriotische Schriftsteller Wirth die volle Schaale seines Zornes, dessen Ungrund ihn seine eigene Arbeit auf jeder Seite hätte lehren müssen, wenn er sich nicht in diesem Gedanken völlig festgefahren hätte. Will man durchaus schon damals einen Anklang an unsere heutige Staatsanschauung haben, so ist es nicht Armin, sondern Marbod, bei dem er zu finden ist.

Was beide Männer von einander dachten, ergiebt sich aus der Rede, welche jeder von ihnen vor der Schlacht im Jahre 19 n. Chr. vor seinem Heere hielt, ehe sie sich zur römischen Augenweide mit den Waffen bekämpften.

Man bekommt bei der Rede Armins unwillkürlich den Eindruck, als höre man Napoleon I., wie er ungefähr zu seinen Garden spricht: Noch sehe ich bei vielen von Euch die Zeichen von Marengo u. s. w. So ist auch die Sprachweise Armins.

Nachdem er seine Streiter gemustert und ihre Reihen durchritten, sprach er: „Wir haben die Unabhängigkeit unseres Landes wieder errungen, die fremden Legionen, welche sie uns geraubt hatten, niedergeworfen, und bei Vielen von Euch sehe ich noch die Waffen, die ihr den Römern entwunden habt. So handelten wir; aber Marbod, obgleich ausgestattet mit allen Feldherrngaben und geschützt durch die hercynischen Wälder, bat durch Geschenke und Gesandtschaften unterwürfig um das Bündniß des Nationalfeindes, verrieth das Vaterland und erniedrigte sich zum Sateliten des römischen Kaisers. Doch ihr, tapfere Männer, werdet diesen Unwürdigen ebenfogut zu vernichten wissen, wie den Quintilius Varus.“

Das war eine kräftige Soldatenrede, die später vielfach als Vorbild gebient zu haben scheint.

Nun hören wir Marbod, er folgt nicht auf das Gebiet, auf dem der Gegner als Verräther des Vaterlandes gebrandmarkt wird. — Er sagt, indem er den Fürsten Inguiomar, den Oheim Armins, der sich von diesem gewandt und zu Marbod getreten war, an der Hand faßte:

„Was von den Cheruskern Großes geschehen ist, ist aus dem Geiste des Mannes entsprungen, der in unserer Mitte steht. Er war die Zierde der Cherusker, die Stütze und Seele ihrer Unternehmungen. Armin hingegen ist ein schwacherziger und unwissender Mann, der nur mit fremdem Ruhm sich schmücken will, seitdem ihm die wenig verdienstliche That gelungen ist, drei römische Legionen unter ihrem umstrickten, arglosen Führer verrätherisch ins Verderben zu führen. Nur Unheil für Deutschland, Unglück für seine eigene Familie und Schmach für ihn selbst waren die Folgen dieser That des Cheruskers.

Gegen mich hingegen sind unter Tiberius 12 Legionen gezogen und gleichwohl habe ich den Ruhm Deutschlands unbesiegt erhalten, und mit Tiberius einen für uns rühmlichen Frieden abgeschlossen.“

Man muß gestehen, eine Soldatenrede ist das nicht; es ist die Sprache eines Mannes, der ruhig, als ob er nur im Kreise vertrauter Freunde wäre, die Verhältnisse darlegt, aber eine Armee zum Kampfe zu begeistern, dazu ist sie nicht angethan, das verstand Armin entschieden besser.

Beide Männer hatten wohl sonst eine bessere Meinung von einander, aber hier galt es die eigene Sache als die gute und die des Gegners als die schlechte darzustellen.

Ich lege daher auch nicht volles Gewicht auf ihre Zornesworte und halte mich in der weiteren Beurtheilung an das, was sie thaten und welche Folgen ihre Thaten hatten. Armin hatte in der Varusschlacht drei römische Legionen vernichtet, auch sein Schwiegervater Segest hatte dabei, wenn auch wider Willen geholfen, denn er gab später den Römern seine Beute heraus und sein Bruder Segimer und dessen Sohn befanden sich in römischer Gefangenschaft und der Sohn wurde sogar beschuldigt, des Varus' Leichnam mißhandelt zu haben.¹⁾

Welches Schicksal in Wirklichkeit die drei Legionen in ihrer Gesammtheit gehabt, ist nicht völlig aufgeklärt.

Armin sagt in der angeführten Rede, sie seien vor ihm niedergesunken, in einer anderen Rede aber vor der Schlacht von Idistavis etwa im Jahre 16 ruft Armin seinen Soldaten zu, das neu gegen ihn ziehende Heer sei nur der Theil des Heeres, der in der Varusschlacht zuerst geflohen sei.²⁾

1) Tac. Annalen Buch I, 71.

2) Tac. Annalen Buch II, 14.

Um die Bedeutung des Verlustes zu ermessen, den Rom in der Varusschlacht erlitt, ist es erforderlich, die Stärke der Legionen zu wissen.

Die eingehendsten Berechnungen hierüber giebt v. Göler, in Cäsars Gallischer Krieg, Bd. II S. 213 nimmt er die Legion zu 5000 Mann an, und Rüstow in seinem Heerwesen und Kriegsführung Julius Cäsars Satz 5 veranschlagt die Soll-Stärke der Legion zu 3000 höchstens 3600 Mann. Julius Cäsar giebt sie in der Schlacht bei Pharsalus mit 2700 Mann an, dann berechnet sie Rüstow mit kaum 2000 Mann und in späterer Zeit soll sie auf 1000 Mann gesunken sein.

Die Verhältnisse im Heer der Römer waren derartig, daß sein Ist-Bestand stets tief unter dem Soll stehen mußte. Erst nach dreißig Dienstjahren oder nach 20 Schlachten war die Dienstzeit beendet, in seinen Reihen befanden sich daher viele abgenutzte und durch Wunden und Entbehrungen entkräftete Leute. Der Krankenstand mußte stets ein hoher sein.

Wie verschieden die Stärke der Legionen war, ergibt sich aus den erhaltenen Berichten über die Größe ihrer Lagerplätze.

Polibius, der vor Julius Cäsar schrieb, giebt den Raum für drei Legionen 2600 Fuß breit und ebenso lang an, mit einer ringsum im Innern laufenden Wallstraße von 200 Fuß Breite.

Sygin, der nach Julius Cäsar schrieb, nennt für drei Legionen einen Raum von 1620 Fuß breit, 2300 Fuß lang, mit einer Wallstraße von nur 60 Fuß Breite.

Ersteres Lager mit rund 60 ha hat also für die Legion einen Raum von 20 ha; Letzteres bei rund 33 ha, nur einen solchen von 11 ha.

Um darüber ins Klare zu kommen, ließ Napoleon III., dem bei Bearbeitung seines Julius Cäsar alle Hilfsmittel zu Gebote standen, die alten Römer-Lager in Frankreich auffuchen und aufdecken. Das Lager bei Misne für acht Legionen hatte nur 41 ha, das bei Vergovia für sechs Legionen 35 und das im Walde von Compiègne für vier Legionen 24 ha. (Fig. 107 bis 109.)

Es entfielen also auf die Legion nur $5\frac{1}{8}$ bis 6 ha Lagerraum. Betrachten wir nun, daß der römische Soldat an und für sich schwer belastet war, daß aber auch noch die Zelte aus Leder, Zeltstangen, Zeltbalken, Lagerdecken, Pfähle, Getreide und Lebensmittel auf drei Wochen, das damalige Geschütz und die Handmühlen mitgeführt werden mußten, so ist es nicht zu hoch berechnet, wenn Rüstow die Zahl der Lastthiere über 500 annimmt.

Nun bestand aber der vierte Theil der Legion aus Reiterei, rechnet man ferner die im Innern des Walles herumführende Wallstraße von 60 bis 200 Fuß Breite und die Straßen nach den bis 50 Fuß breiten Thoren, außerdem den Raum für das Schlachtvieh ab, so wird man finden, daß die Stärke der Legion selbst zu Cäsars Zeit weit unter 3000 Mann betragen haben muß, sie hätte sonst in den aufgefundenen Lagern nicht Raum gehabt.

War schon die Stärke der Legionen zu verschiedenen Zeiten verschieden, so trugen die politischen Verhältnisse dazu bei, die Zahl der wirklichen Römer im Heere überhaupt zu verringern.

Zur Zeit Cäsars war die Zahl der Hilfstruppen gering, dies änderte sich jemehr Rom festen Fuß in Deutschland faßte, die Zahl der Hilfstruppen wurde stärker, als die der Legionen; diese bildeten eigentlich nur den Kern, um denen sich jene schlossen.

Varus befand sich zur Zeit der Schlacht im Gebiet seiner Verbündeten; ihre Truppen zählten bei der Angabe der Legionen mit, daß sie aber bei dem geplanten Ueberfall von den Römern abfielen und gegen sie schlugen, ergibt sich aus der Beute, die Segest erhielt und aus seiner späteren Entschuldigung, daß er von seinem Volke zum Abfall gezwungen worden sei und aus der Warnung, die er am Abend vorher an Varus gegen die mit ihm gesellschaftlich verkehrenden Fürsten, Armin u. a. ergehen ließ. Die Verhältnisse lagen bei den Römern ähnlich, wie sie heute bei uns in Ostafrika liegen. Würden dort in gefährlicher Stellung im Augenblick der Schlacht die Truppen einen Treubruch üben und zum Feinde übergehen, dann bliebe dem Major Wisemann und seinen Offizieren auch nichts anderes übrig, (wollten sie sich nicht scalpiren lassen) als sich zu erschießen.

Für Varus lagen die Verhältnisse insofern noch ungünstiger, als in seinen Legionen die deutschen Edelleute und Fürsten als Offiziere dienten und wie Segest und Armin ihre Truppen auch selbst führten.

Ob sich unter den drei Legionen 3000 National-Römer befunden haben, ist fraglich.

Es erscheint daher wohl auch als vergebliche Mühe, nach dem Schlachtfeld zu suchen.

Als die Römer sieben Jahr später die Leichen noch unbeerdigt fanden, trugen sie die Knochen in einen Hügel zusammen, daraus ergibt sich, daß die räumliche Ausdehnung nur gering gewesen sein kann. Auch die Zahl kann nicht groß gewesen sein, denn auch die in den drei Legionen

vorhandenen National-Römer sind nicht alle geblieben, ein Theil derselben ist nach Armins eigenem Ausspruch entflohen. Nun nehme man in der gegebenen Wahrscheinlichkeitsrechnung jede beliebige Zahl, so wird man zugeben müssen, daß durch ihren Verlust die Weltmachtstellung Roms in keiner Weise erschüttert wurde.

Als vor Jahresfrist die Nachricht durch Deutschland flog, daß wir bei Apia 5 Schiffe verloren hätten, da ging ein Schmerzensschrei durch das ganze Land, wir hätten auch rufen mögen: Apia gieb uns unsere Schiffe wieder! Aber unsere Weltstellung wurde dadurch in keiner Weise erschüttert und das Gleiche sehen wir nach der Varusschlacht bei Rom.

Betrachten wir die Folgen der Schlacht so zeigen sie genau so wie Marbod in seiner Rede sagt, nur Unglück für seine Familie und Schmach für Armin selbst. Er war trotz des gemeinsamen Sieges über Varus mit seinem Schwiegervater nicht ausgeföhnt, sondern von diesem gefangen ins Gefängniß gebracht und die entführte Tochter war ihm wieder abgenommen worden, als ihm die Flucht gelang, belagerte er den Ringwall seines Schwiegervaters und dieser war durch die Hilfe der Römer befreit worden. Für Deutschland und für die Völker die in der Varusschlacht anscheinend hervorragenden Antheil hatten waren die Folgen unheilvoll.

Nicht nur zu Lande, nein auch auf einer Flotte von 1000 Schiffen erschienen neue römische Heere, durchbrachen die hessischen Grenzwälle, die alten Landwehren, die sich noch heute verfolgen lassen, Hessen wurde von zwei Seiten gefaßt und vernichtet.

Ich habe die alten hessischen Vertheidigungs-Anlagen soweit sie aus der Urzeit hereinragen zum großen Theil ermittelt und staune über die Großartigkeit dieses Systems der Landesvertheidigung.

In wenigen Stunden flogen die Nachrichten vom Rhein durch das ganze Gattenland und wenn nicht ein übermächtiger Angriff von mehreren Seiten erfolgte, so war es von vornherein verfehlt gegen dieses Volk einen Rachezug zu wagen.¹⁾

Aber Hessen wurde durch die Uebermacht erdrückt.

Auch Armin gelang es nicht mehr gegen die Römer Vortheile zu erreichen, denn selbst das Heer das er vor der Schlacht im Jahre 16 als Flüchtlinge der Varusschlacht und als abgelebte Greise bezeichnete, brachte ihm eine Niederlage bei, trotz seiner eigenen Tapferkeit und trotzdem sein alter Onkel Inguiomar der eigenen Wunden nicht scheuend ihm treulich zur Seite stand.

1) Diese Arbeit ist noch ungedruckt.

Die Varusschlacht hatte also in der Machtstellung Roms in Deutschland nichts geändert.

Nach auf die Stellung Deutschlands nach Außen kann diese That nicht von weittragenden Folgen gewesen sein, denn diese hätten sich doch 10 Jahre später erkennen lassen müssen; Marbod sprach aber sehr geringschätzend von diesem Siege.

Daß die Thätigkeit Armins auf die innere Gestaltung Deutschlands von keinem Einfluß gewesen ist, geht daraus hervor, daß gerade da, wo er wirkte, sich die staatliche Zersplitterung und die Zahl der Bevorrechteten bis herab zum freien Standesherrn, am zahlreichsten erhalten hatte, bis sie 1800 Jahre später Napoleon beseitigte.

Ich beabsichtige nicht Armin dafür verantwortlich zu machen, um so weniger, als ja jeder Anhalt dafür fehlt, ob er überhaupt besondere Ziele für die innere Gestaltung Deutschlands gehabt hat.

Der Erfolg seines Sieges liegt nicht in dem, was er damals errang, er liegt vielmehr in der Wirkung, die seine That seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo sie allgemeiner bekannt wurde, auf unser Volk geübt hat.

Der Nationalstimm, der Armin zum Kampf gegen den äußeren Feindtrieb, der deutsche Geist, der ihn besetzte, er hat fortgewirkt, und hat auf unsere neue staatliche Gestaltung seit 1813 mächtigen Einfluß geübt.

In unserem Interesse lag es dabei, seine That in starker Vergrößerung zu betrachten, heute haben wir das nicht mehr nöthig.

Es ist gleichgiltig, wieviel Römer in einer Bergschlucht den Tod fanden; der durch Armin erwachte deutsche Geist, der Muth der ihn besetzte als er es wagte dem damals noch allmächtigen National-Feind entgegen zu treten, er war es, der uns als Vorbild diente, und uns antrieb nach unserer Wiedergeburt zu ringen und dem Feind mit gleichem Muth entgegen zu treten.

Marbod konnte diesen Erfolg nicht voraussehen, er konnte nicht ahnen, daß die deutsche Kraft so weit herab gebracht werden würde, daß sie nöthig habe, sich an solchen Thaten zu begeistern, dem Ertrinkenden gleich, der mit den Wellen kämpfend, auch nach dem dürrn Aste greift, der zu ihm ins Wasser ragt. Marbod sprach nur von dem was damals thatsächlich vorlag, und die Thatfachen sprechen für die Wahrheit seiner Worte.

Nun kommt Marbod noch auf die geistigen Fähigkeiten Armins zu sprechen. Er nennt sein Verhalten das eines Rasenden, ähnliches

sagt Tacitus, Ann. Bd. I, Satz 59, wenn dort auch die Raserei im Ringen, die Braut wieder zu erlangen erklärlich ist. Aber Marbod nennt ihn einen unwissenden schwachherzigen Mann und sagt, daß alles Große bei den Cheruskern nur dem Kopfe des Dheims entsprungen sei. Auf diese Stelle komme ich noch zurück und betrachte zunächst Marbod so weit er durch Tacitus in das Licht der Geschichte gestellt wird.

Marbod hatte seinen Bildungsgang in Rom durchgemacht, er war mit allen Einrichtungen des römischen Staatswesens genau vertraut, und scheint schon in jungen Jahren eine außergewöhnliche Begabung entwickelt zu haben, denn Augustus hatte ihn mit Wohlwollen überhäuft.

Etwa im Jahre 9 v. Chr. kehrte der mit kräftigem Körper und entschlossenem Sinn begabte, an Erfahrung gereifte Mann nach Deutschland zurück, um hier die Steine zum Bau eines deutschen Staates zusammenzutragen, der ebenbürtig dem Gebäude des römischen Staates sei, und diesen an Festigkeit überdauern mußte, weil das Bau-Material, die sittliche und religiöse Grundlage, die nationale Zusammengehörigkeit aller einzelnen Theile in keinem anderen Staate so gediegen vorhanden war, als in Deutschland.

Um den unaufhörlichen Fehden zu entgehen, sammelte er am Oberrhein viele deutsche Stämme zu einem großen Verein und gründete mit ihnen ein großes Reich, dessen Mittelpunkt das heutige Böhmen war.

Zum Schutz seines Landes unterhielt er eine für damalige Verhältnisse ungeheure Militärmacht von 75,000 Mann, darunter 25,000 Mann Reiterei.

Rom sandte gegen ihn seine Heere, das eine unter Sentius Saturnus vom nördlichen Deutschland her, das andere unter Tiberius, aus südlicher Richtung.

Gleichzeitig brach aber ein Aufstand der deutschen Stämme, welche bis an das Schwarze Meer wohnten, aus, wodurch Tiberius genöthigt wurde, mit Marbod einen für sein Reich günstigen Frieden zu schließen (etwa ums Jahr 6 nach Christus).

Das wird ihm von neueren patriotischen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht. Ich glaube zu Unrecht.

Marbod hatte ein Reich gegründet größer als das heutige Preußen. Ihm war daran gelegen, dasselbe in friedlicher Arbeit zu entwickeln, ganz wie es heute bei uns der Fall ist. Kann man nun wirklich in patriotischem Eifer verlangen, daß dieser Mann seine friedliche Thätig-

keit unterbrechen sollte, sobald es diesem oder jenem kleinen deutschen Fürsten beliebte, mit den Römern anzubinden und ihre Kraft zu erproben oder die seinige zu verbrauchen? Dann hätte er nicht nöthig gehabt, vom Rhein fortzugehen.

Wäre es nicht viel richtiger, wenn man den kleinen Herrschern zum Vorwurf machte, daß sie sich nicht mit ihm verbanden, sich ihm unterordneten, statt ihn zu beschuldigen, daß er nur von Herrschsucht geleitet werde?

Der Vertreter des großen Staatsgedankens, das war Marbod.

Ich finde es nur folgerichtig, wenn Marbod alle die, die sich nicht mit ihm zum großen Reich verbinden wollten, ihren Weg allein gehen ließ.

Wäre es ihm vergönnt gewesen, auch nur in einem zwanzigjährigen Frieden sein Reich zu befestigen, dann hätten wir ein deutsches Vaterland schon durch ihn erhalten, wie es erst 1864 Jahre später durch seine Nachfolger, die von demselben Geist getragen waren, geschaffen wurde. Aber das hat nicht im Plan des Weltenlenkers gelegen.

Es drängt sich nun die Frage auf, wie weit liegen wohl noch Spuren der friedlichen Thätigkeit Marbods vor?

Wir wissen ja z. B. von den Römern, daß sie an der Eifel Eisen schmolzen, und daß die Schlacken, die sie dort hinterlassen haben, noch gegen 30 Procent Eisen enthalten.

Deutet nichts derartiges auf eine Thätigkeit Marbods? Ich habe das bereits ausführlich behandelt und wiederhole nur kurz.

Ich finde bei meiner Schanzensforschung in Schlesien ein Gebiet von mehr als 100 Quadratmeilen, wo Eisenschlacken, die denen an der Eifel gleichen, im Schoß der Erde ruhen.

In geschichtlicher Zeit liegt nicht der geringste Anhalt vor, daß in der Gegend von Laskowitz bis hinauf nach Bechau oder Reinschdorf bei Reisse und von Grüben und dem Polkeberge östlich Falkenberg bis Rudelsdorf Eisen geschmolzen worden wäre. Doch deckt jetzt der tiefer gehende Pflug nicht nur halb ausgeschmolzene Erze, sondern auch die Reste kleiner Schmelzöfen auf.

Nun wäre es ja sehr gewagt, zu sagen, diese Spuren stammen von Marbod, aber Tacitus weist direkt darauf hin.

In seiner Germania Satz 43 sagt er, daß das Markmannenreich, das er Suevien nennt, durch eine zusammenhängende Gebirgskette getrennt und durchschnitten werde. Unter den Völkerschaften, die im Rücken das Suevische Reich umschließen, (von Rom aus gesehen,) also

nördlich der Sudeten, im heutigen Schlesiens und Polen auch noch zu seiner Zeit wohnten, nennt er auch die Gothiner. Er sagt weiter von ihnen, daß sie als Fremdlinge betrachtet werden, daß sie die gallische Sprache sprechen, daß sie Eisen graben und einen Tribut zahlen.

Wie kam dieser Stamm hierher?

Liegt die Annahme nicht sehr nahe, daß Marbod bei seinem Abzug vom Rhein die an eine friedliche Thätigkeit gewöhnten und dort so oft darin gestörten Eisenhüttenleute mit sich nahm, die er doch in seinem Reich dringend bedurfte?

Ist nicht heute noch in jenem Grenzgebiet von Belgien bis nach Lothringen die französische Sprache theils üblich, theils sogar vorherrschend?

Diese Männer gruben in dem neuen Reich das Eisen, wo sie es fanden.

Sie werden aber nicht nur nach Eisen, sondern auch nach anderen Erzen geschürft haben ¹⁾ und merkwürdiger Weise berichten unsere alten Sagen, so auch z. B. die des Jobtens, von der Ankunft dieser Männer, die jede Gefälligkeit mit Gold bezahlten, die Schätze in den Bergen erkannten, sie aber nicht hoben, sondern auf eine fernere Zeit verwiesen, wo sie gehoben werden würden (Granit, Basalt 2c.)

Wenn uns jene Männer die schlecht geschmolzenen Eisenerze und die Reste der Schmelzöfen nicht hinterlassen haben, wer war es, der sie schuf? Und wo befinden sich dann die unvergänglichen Spuren der Thätigkeit der von Tacitus bezeichneten Gothiner?

Die Eisenhüttenleute bedurften aber zu ihrer Thätigkeit vor allem des Brotes, und da zog Marbod von den Gestaden des Schwarzen Meeres einen ackerbautreibenden Stamm in die fruchtbarsten Gegenden Schlesiens, der geschichtlich nachweisbar als Nachbar der Gothiner erscheint und mit dem Namen Osen bezeichnet wird.

¹⁾ Zu Reichenstein z. B. besuchte ich das Schlackenenthal, es wurde mir dort von Leuten, die das besser zu beurtheilen verstehen als ich, gesagt, daß nichts vorliege, was zu dem Schluß berechtige, daß diese Erzschlacken erst nach 1341, wo des dortigen Bergbaues das erste Mal Erwähnung geschieht, geschmolzen worden seien, auch die vielen großartig angelegten, in die Felsen gehauenen Stollen, müssen aus der Zeit vor der Einführung des Schießpulvers stammen, da sie nur mit dem Meißel und Schlegel gearbeitet wurden und eine Fertigkeit in der Ausführung bekunden, wie sie selten vorkomme. Hier ist noch ein weites Feld für die vergleichende Forschung.

Tacitus berichtet, daß die Osen die pannonische Sprache sprechen und ebenfalls einen Tribut zahlen. (Ob die vielen Kinder mit schwarzen Haaren, braunen oder schwarzen Augen und blühend rothen Wangen und Lippen, die wir in den fruchtbarsten Gegenden Schlesiens treffen, auf pannonische Abkunft zurückzuführen sind, muß ich anderer Forschung überlassen.)

Wenn aber die genannten Stämme sich über Schlesien und Westpolen erstreckten, zeigt das nicht deutlich, wie weit der Arm Marbods reichte?

Nun sind ja die Mittel und Wege stets verschieden gewesen, um große Reiche zu gründen, der Eine eroberte eine halbe Welt im Sturme, während ein Anderer die mühevollere langsame friedliche Eroberung vorzieht, und das Geheimniß der langen Weltherrschaft Roms besteht doch wohl nur darin, daß es beide Mittel zu vereinen verstand, und daß der Soldat nicht nur als Eroberer, sondern auch als Colonist auftrat, so, daß der Held auch den Pflug führte.

Nun fand sich in Deutschland ein Mann, der, der hergebrachten Anschauung entgegen, die Römer nicht fortwährend bekriegte, sondern ein großes Reich ganz nach ihren Grundsätzen erbaute und die friedliche Arbeit durch eine starke Militärmacht schützte, war ein solcher Mann nicht für Rom gefährlicher, als alle jene kleinen Helden, die ihre Kraft im beständigen Kampfe verbrauchten? Dieser Mann mußte daher gestürzt werden und was mit dem Schwert dem Römer nicht mehr möglich war, das vollbrachte sein Gold.

Die alte deutsche Heerverfassung legte dem Adel sehr große Lasten auf, für die er sich nur im Kriege durch reiche Beute entschädigen konnte.

Die damalige Militärmacht muß daher dem langen Frieden, der ihre Mittel verzehrte und die Verbesserung ihrer Verhältnisse hinderte, viel abgeneigter gewesen sein als es heute der Fall ist.

Nun kam dazu, daß Marbod trotz aller großen Gaben es nicht verstand, oder nicht liebte, auf den militärischen Geist besonders zu wirken, das zeigt seine Rede vor der Schlacht im Jahre 19. Daß er aber Heere zu leiten verstand, sagt nicht nur Armin, sondern auch Tacitus, wenn er in seiner Germania Satz 42 ausdrücklich erklärt, daß die Markomanen sich durch Macht und Kriegsruhm auszeichneten und selbst die Wosnitzer, aus denen sie ehemals die Bojer vertrieben, nur ihrer Tapferkeit verdankten. Wenn Marbod aber später den kriegerischen Geist nicht besonders pflegte, die Armee nur zum Schutz der Arbeit hielt und ihr die

Aussicht auf Verbesserung nahm, konnte es da römischem Golde schwer fallen, sich in der Heeresleitung Eingang zu verschaffen?

So geschah es. Aufstände brachen aus, und während Marbod zu ihrer Niederwerfung über die Donau zog, wurde er vom eigenen Heer verlassen, das den Edling Catualdas oder Catwalb zum Führer erwählte.

Jetzt hatte Rom seinen Zweck erreicht, auch hier giebt Tacitus die dankbarste Auskunft.

Schon seine hämische aufreizende Bemerkung, es sei eine Schmach, daß die Eisen grabenden Gothiner einen Tribut zahlten, zeigt den ganzen inneren Groll gegen die Erfolge Marbods.

Die Römer waren doch sonst nicht so zartfühlend, wo es sich um die Erhebung von Tribut durch sie selbst bei anderen Völkern handelte.

So hatten z. B. die Friesen für Kriegszwecke Ochsenhäute als Tribut zu liefern, da fiel es einem römischen Steuererheber ein, Häute von Auerochsen oder in deren Größe zu verlangen. Das friesische Rindvieh war nur klein, die Besitzer gaben also zuerst ihre lebendigen Kinder, dann ihre Felder, dann als Sklaven ihre Weiber und ihre Kinder. Als dann die Soldaten zur abermaligen Tributerhebung kamen, nahm man sie und hing sie an den Galgen, und als ein Heer gegen sie gesandt wurde, schlug man einen Theil todt, der andere entleibte sich selbst. (Tac. Ann. Buch 4 Satz 72.)

Daß die Römer gegen Marbod es aber nicht blos bei aufreizenden Worten bewenden ließen, sondern zu Thaten übergingen und zur Bestechung griffen, sagt Tacitus ganz klar im Satz 42 seiner Germania: „Die Markomanen und Quaden hatten noch bei unseren Zeiten Könige aus ihrem Volke das edle Geschlecht des Marobodinus und Tudar; nun dulden sie auch Ausländer. Aber die Könige verdanken ihre Macht und Herrschaft römischer Einwirkung; selten werden sie durch unsere Waffen, öfter durch unser Geld unterstützt.“

Sie waren also bezahlte Werkzeuge Roms und mit dem deutschen Reiche, wie es Marbod errichtet, und aus dessen Trümmern sich viel später ein neues Reich, das heutige Oesterreich, erbaut hat, war es vorbei.

Nun aber zeigt sich die volle Größe dieses Mannes.

Die Geschichte lehrt uns auf jedem Blatte, daß es stets auch dem kleinsten Kronprätendenten, mit den zweifelhaftesten Rechtsansprüchen, gelang, eine Anzahl Unzufriedener zu finden, mit denen er zur Erlangung seines vermeintlichen Rechtes Unruhe stiftete oder den Bürgerkrieg

entflamnte; es mußte auch einem so mächtigen Manne, wie Marbod, gelungen sein, einen Anhang zu sammeln und einen Krieg zu entflammen, wenn er das gewollt hätte, aber er that es nicht. Der Mann, den man beschuldigt, es sei ihm nur um seine persönliche Herrschaft zu thun gewesen, er that nichts für sich, er bewahrte seinem Lande den Frieden.

Er lebte noch 18 Jahre als Privatmann in Ravenna, und er, der Herrscher und Schöpfer eines großen Reiches, hatte so wenig an sich selbst gedacht, daß er mittellos war und daß ihn das fürchterlich harte Schicksal traf, das Gnadenbrot aus der Hand seines erbittertsten Feindes, des Römers, essen zu müssen.

Die geistige Größe dieses gefallenen Helden läßt sich nur bewundern.

Betrachten wir an der Hand der von Tacitus in seinen Annalen angeführten Thatsachen den weiteren Gang der Ereignisse, so finden wir uns plötzlich vor einer bisher meines Wissens unerklärten Wendung.

Das Rattische Reich war darnieder geworfen, nach Peucker umfaßte dasselbe die Gebiete zwischen dem Main, dem Rhein, dem Harz, ungefähr das heutige Hessen-Darmstadt, Hessen-Nassau, einen Theil Baierns, (Franken) und einen Theil Westfalens.¹⁾

Das Land war, wie heute noch die Reste zeigen, vorzüglich umwehrt, wurde von vorzüglichen Kriegern bewohnt und konnten wohl als gefährlicherer Gegner gelten.

Aber außerhalb des Rattengebietes gab es noch viele kriegsgeübte Stämme, und da das Heer Armins in der Schlacht von Idistavis zwar geschlagen und mit den Leibern der gefallenen Helden einen Raum von 10,000 Schritt deckend, doch gleich darauf im Stande war, eine größere Verschanzung zu errichten und den Kampf, wenn auch erfolglos, von Neuem zu beginnen, so kann es nicht derart vernichtet worden sein, daß es von Seiten der Römer gar nicht mehr in Rechnung zu ziehen gewesen wäre.²⁾ Wir finden aber die auffällige Thatsache, daß die Römer ein Siegeszeichen errichteten und dann nach dem Rhein zurückkehrten. Ihre Flotte erlitt starke Verluste, mehrere kleine Stämme, auch ein Theil der Ratten griffen in der Hoffnung des Sieges zu den Waffen, wurden aber von den Römern sofort niedergeworfen und nun rief Tiberius den Germanikus zurück. Dieser glaubte noch ein Jahr zur völligen Vernichtung der Germanen zu bedürfen, aber Tiberius sagte, man solle

1) v. Peucker, Bd. III, 299—313.

2) Tac. Ann. II, 15—23.

sie inneren Fehden überlassen. Das Heer des Germanikus wird vom Rhein zurückgezogen und nach Asien geschickt, als ob kein Armin und kein kriegerischer deutscher Stamm mehr vorhanden wäre.

Welche Wandlung hat sich nach der Schlacht von Idistavis in Deutschland vollzogen?

Tacitus weiß oder will hierüber keinen Aufschluß geben; daß der ganze Vorgang ihm bedenklich erscheint, ergiebt sich daraus, daß er annimmt, Germanikus habe in seinem Siegeslauf gehemmt werden sollen. Daß Armin nicht unthätig war, ergiebt sich daraus, daß er drei Jahre später im Jahre 19 mit einem Heer erscheint, von dem Tacitus sagt, daß es noch nie in solcher Stärke erschienen sei, aber dieses Heer richtet sich nicht gegen die von den Truppen des Germanikus entblößte Rheingrenze, sondern gegen Marbod!

Tacitus giebt für diesen Vorgang keine andere Erklärung, als daß der Königstitel den Marbod verhaßt und den Freiheitskämpfer Armin beliebt gemacht habe, das ist ein seltsamer Grund zu einem großen Kriege. Nun aber ergiebt sich weiter, die suevischen Stämme verlassen Marbod, aber der alte Oheim Inguiomar trennt sich von seinem Neffen Armin und tritt zu Marbod.¹⁾

Für ihn war dieser Schritt von doppelter Bedeutung. Tacitus nennt dafür keinen anderen Grund, als, daß der greise Oheim es unter seiner Würde gehalten habe, dem jugendlichen Brudersohne zu gehorchen. Wie unhaltbar diese Angabe ist, ergiebt sich daraus, daß der greise Onkel ja bis jetzt unter dem jungen Neffen gekämpft hatte. — Die wenigen bekannten Vorgänge drängen zu der Annahme, daß der alte Onkel nach heutigen Begriffen der Generalstabschef Armins war, denn bei dem unglücklichen Ausgang des Sturmes auf das feste römische Lager im Jahre 15 wird seinem Rath die Schuld gegeben, und vom unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Idistavis im Jahre 16 sagt Tacitus: „Verließ doch selbst den Inguiomerus, der das ganze Treffen durchflog, das Glück mehr als die Tapferkeit.“

Der Grund, warum der Onkel sich vom Neffen trennte, muß ein sehr schwerwiegender anderer gewesen sein. Verfolgen wir den weiteren Verlauf, so ergiebt sich, daß in der Schlacht im Jahre 19 zwischen Armin und Marbod zwar keine Entscheidung fiel, aber in der Nacht nach der Schlacht traten mehrere Stämme von Marbod zu Armin über,

1) Tac. Ann. II, 45.

hierdurch wurde Marbods Macht erschüttert, das weitere besorgte der Abenteurer Catwald und der bisher so mächtige Marbod wurde ein Flüchtling. Das Machtgebiet Roms aber wurde hierdurch mit einem Schlage durch Böhmen bis über die Oder erschlossen, denn die späteren Fürsten standen unter römischem Einfluß. Den Schlüssel zu diesen ganzen Vorgängen liefert uns, ohne es zu wollen, Tacitus.

Er sagt, daß sich Drusus keinen geringen Ruhm dadurch erwarb, indem er die Germanen zu innerem Zwist verleitete und, daß bis zur Vernichtung man des Marobodus schon gebrochene Macht bedrängte.¹⁾ Er sagt weiter, daß der junge Catwald durch Bestechung der Großen diese zum Verrath an Marbod und zur Einnahme der Königsburg verleitet habe, und nun nachdem Marbod sich als freiwillig Gefangener in der Hand der Römer befand, da lüftet Tiberius den Schleier und erklärt im Senat: Nicht Philippus sei den Atheniensern, nicht Pyrrhus oder Antiochus dem römischen Volke so furchtbar gewesen! Er schildert die Größe Marbods, die ungestüme Kraft der ihm unterthänigen Völkerschaften, wie nahe dieser Feind Italien gewesen und nun hob er seine eigenen Anschläge zur Vernichtung Marbods hervor.

Diese Anschläge wurden verwirklicht in der Zeit von der Schlacht im Jahre 16 ab, wo von Marbod ausdrücklich gesagt wird, daß er den Römern durch friedlichen Vertrag verbunden sei. Wie streng Marbod denselben hielt, wissen wir, aber wir sehen auch, wie treulos Rom diese Zeit benützt hatte, um den treuen Verbündeten zu vernichten.

Die Väter des Senats beschloßen, daß nicht nur der aus Asien heimkehrende Germanikus, sondern auch Drusus, der den Verrath in Deutschland geleitet, mit Ovation in die Stadt einziehen sollte, man errichtete Tempel und Siegesbogen und froher war Tiberius, daß mit kluger Politik den Frieden er befestigt, als wenn er einen Krieg durch Waffenkampf beendet hätte.

Hieraus kann man ermessen, welche Kräfte Rom in Bewegung gesetzt haben muß, um das Marbodreich zu vernichten. Wer aber war der Mann, der die Macht Marbods erschütterte? Es war Armin.

Daß Armin selbst römischem Golde zugänglich gewesen, das glaube ich niemals; aber das römische Gold wird seinen Weg zu seinen Be-

1) Tac. Ann. II, 62, 64.

rathern gefunden haben, die ihn auf Wege leiteten, die zum Verderben Deutschlands und zu seinem eigenen Untergange führten.

Den alten treuen Oheim Inguiomar aus dem Kriegsrath zu verdrängen, mag schwer geworden sein, aber es gelang. Daß derselbe die Lage der Dinge scharf und klar erkannte, beweist sein letzter Schritt, wo er hart vor dem Kampfe den Neffen verließ und zu dem Gegner Marbod übertrat. Welches Weh mag diesem Greise die Seele durchzittert haben! Und jetzt erklärt sich das Wort Marbods, als er den Greis bei der Hand nahm, vor die Truppen trat und sprach: Was bei den Cheruskern Großes geschah, ist aus diesem Kopfe entsprungen, Armin ist ein unwissender, schwachherziger Mann zc.

Armin mag eine jener Siegfriedsfiguren gewesen sein, scharf zum Schlagen, aber leicht vertrauensvoll demjenigen folgend, der ihn zu leiten verstand.

Ich nehme an, daß sich der eigentliche Sitz Armins in den heutigen Neufischen Ländchen und der Inguiomars in den heutigen sächsischen Fürstenthümern Weimar zc. befunden habe. Bei unglücklichem Verlauf der Schlacht setzte letzterer daher auch noch seinen Besitz aufs Spiel.

In diese Zeit, wo römische Staatskunst Armin zum Sturze Marbods trieb, fiel das Angebot eines hessischen Fürsten, Namens Abgandestrius, Armin zu vergiften.¹⁾

Wie mag der römische Senat, dem hierdurch Gelegenheit geboten wurde, sich in den Mantel der Tugend zu hüllen und das Angebot entrüstet von sich zu weisen, in Sorge gewesen sein, daß Armin vorzeitig falle; wo hätten diese Herren für ihre Pläne eine brauchbarere Kraft hernehmen sollen.

Aber diese ganze Vergiftungsgeschichte trägt den Stempel der Unwahrheit an der Stirn. Wenn auch bekannt war, daß die Herren in Rom im Giftnischen erfahren und im Giftmord nicht zaghaft waren, so konnte es doch Niemand wagen, den Senat als Giftnischer derart zu bezeichnen, daß er Gift zum Meuchelmord von ihm forderte.

Dieses plumpe, im Senat vorgetragene Märchen, hatte ersichtlich nur den Zweck, den leicht erregbaren Armin mit seinen hessischen Verbündeten zu entzweien. Ein solcher Gegner im Rücken der Ratten war für die sinkende Macht Roms die sicherste Stütze; wurde aber den

1) Tac. Ann. II, 63.

Katten gesagt: „Armin strebe nach der Herrschaft,“ dann war der Funke des Mißtrauens auch unter sie geworfen.

Tacitus gewährt uns hier, ohne es zu wollen, einen Einblick in das Getriebe der Ränke, welcher sich Rom bedient haben mag, um die Saat des Unheils in Deutschland zu säen und zur Reife zu bringen.

Ich werfe noch einen Blick auf Marbod. Daß dieser Mann sich und dem deutschen Namen auch im Unglück nichts vergab, beweist ohne es zu wollen Tacitus, wenn er sagt: „Er schrieb an Tiberius nicht wie ein Flüchtling oder Schutzlehender, sondern wie es die Erinnerung früheren Glückes ihm eingab“ z.

Armins Name wird im Senat gar nicht mehr genannt, als ob er gar nicht als Feind vorhanden wäre. Tacitus aber, der auf Marbod nicht gut zu sprechen ist, läßt durchblicken, daß dieser den Römern schon zu lange lebte, er schreibt: „Marbod verließ Italien nicht in einer Reihe von 18 Jahren, und ergraute, von seinem Ruhme viel verlierend, weil er das Leben zu sehr liebte.“

Den Römern wäre es also viel angenehmer gewesen, wenn sich Marbod zu einem Aufstand hätte verleiten lassen, bei welchem man sich seiner auf die einfachste Weise entledigen konnte, indem man ihn todt schlug. Ja: Er ergraute, von seinem Ruhm viel verlierend, weil er das Leben zu sehr liebte. Das schreibt derselbe hochgebildete Römer, der sich nicht scheut an anderer Stelle zu sagen: „Ueber sechzig Tausend fielen, nicht durch römische Wehr und Waffen, sondern, was weit herrlicher ist, uns zur Augenweide. O, mögen doch bei diesen Völkern, wo nicht Liebe zu uns, wenigstens Haß unter sich herrschen und fortwähren, zumal bei des Reiches drängendem Verhältnisse das Schicksal uns nichts Höheres mehr gewähren kann, als der Feinde Zwietracht.“¹⁾

Und diesem Manne hat man bisher in seinem Urtheil über Armin und Marbod gläubig nachgebetet. — Mit Blut möchte ich diese Stelle aus Deutschlands Geschichte schreiben. —

Armin hat ein Denkmal! Wann aber kommt die Zeit, wo man endlich gerecht wird dem deutschesten Manne:

Marbod!

1) Tac. Germ. 33.

R e g i s t e r.

A.	Seite.
Abschwörungsformel des alten Glaubens	395.
Abstammung der Germanen	423, 424.
Adgandestrius	474.
Agrippina (Anmerkung)	22.
Alaun, Holzanstrich gegen Feuer in der Urzeit	90.
Alt=Altmannsdorf	279.
Alt=Breslau, Schanze	357.
Albrechtsdorf	396.
Alt=Cöln	254, 261.
Alte Baumburg im Alfenzthal am Rhein	173, 390, 391.
Alten-Goos	70, 71, 397.
Altenburg bei Zobten	116.
Altenburg bei Niedenstein in Hessen	119.
Altenburg bei Trislar	155.
Altenhain	330.
Alte Zumpferschanze	317.
Alt=Grottkau	15, 218, 219, 221, 224.
Alt=Patzkau	79, 81.
Alte Stadt Grottkau	397.
Alte Schloß in Schön-Johnsdorf	342.
Alte Schloß in Winzenberg	380, 381.
Alte Wansener Straße	352, 359.
Alt=Wilmsdorf	254.
Alzenau	257.

Seite.

Armin	450—475.
Ashenazen	423.
Aspenweg	143.
Ausfuhrartikel des Handels	431, 433, 434.
Ausrüstung der Freien und Halbfreien	29.
Ausweichplätze	71.

B.

Bachöfen	133, 339.
Bärzdorf	239.
Baigeberg	265, 275.
Baizen	278, 279, 391.
Balliste	387.
Bammeldamm	234, 235, 236, 358.
Bandke	316.
Bank von Bechau und Falkenau	173.
Bankau	237.
Bankwitz	397.
Banau	66, 147.
Bauerwald	250.
Bauern	436.
Baumgarten	356.
Barde	6.
Bardun	148.
Bechau, Betow (Betau)	92, 93, 467.
Behla	5.
Beigwitz	195.
Bele 294. Belergrund	142.
Berg 309, 311, 312. Bergbau	406—415.
Berthelsdorf	123, 132.
Bestattung im Boot	58, 59.
Besatzung der Schanzen	119.
Beschäftigung der Edlen in der Urzeit	52, 53, 420.
Bibel	31, 32.
Bibelgarten	290.
Bibliothek aus Stäben	52.
Blei	412.

	Seite.
Blutsbruderschaft, Trinken bei den Deutschen	50.
Bischofssteig	254.
Bischofsdamm	255, 376.
Bismarck	45, 48.
Bismarcker	51.
Bismarckhöhe	113.
Bösdorf	15, 216, 248.
Bogenau	80, 262, 396.
Bogdan	353.
Bohrau (Bartholomäus)	353, 355.
Bogwitz	87, 397.
Bogschütz	234.
Böhmischdorf	16.
Boineburg	390.
Bojocal deutscher Fürst	400.
Bohlenweg bei Halbendorf	255.
Boleslaus 215, 228, 229, 330, von Liegnitz	311.
Bolko, Herzog	297.
Böddiger in Hessen	279.
Bonca, sagenhafter Heerführer	349.
Bonifacius	344, 433.
Brandgeschosse v. Chr. bei den Deutschen	90.
Breitenstücker Schloß	163—167, 234, 373, 389.
Brehm	266, 397.
Berg	267.
Breschne	307, 308.
Bretislaw von Böhmen	148.
Bridon	148, 152.
Breitenstein 132, bei Brieg	235.
Breslau	170, 214, 215, 330, 337, 365, 352.
Brieg 5, 240. Weinbau 47. Straße 215, 216. Schöpfen- figung in, 230. Brücke	234, 235, 176, 183, 358, 365.
Briesener Gemeindegewald, Insel	236.
Briesnitz	144.
Bronzezeit 26, 30, 31. Ringe	40.
Brünhilde	56, 57, 58, 399.
Brunnen	103, 223.

	Seite.
Budorgis	314, 316.
Büsching I und II	2, 334, 335.
Büttnerberg	275.
Buridan	148.
Burgberg 117 bei Rogau und Altenburg. (Hönigsdorf.)	201, 203.
Burgsberg bei Rudelsdorf	324.
Burgsberg bei Wättrisch.	326.
Burgschloß bei Steinseiffersdorf	383, 384.
Burgstätte bei Allendorf an der Berra	342.
Burgstraße	142.
Burgwall bei Zedlitz	310.

G.

Cäsar, Julius	48, 400, 420, 462, 463.
Cäsarıs. (Villa bei Roppitz.)	176.
Camenz 274, See von Camenz	278, 279, 391.
Capitolinische Fasten (Steininschriften)	32.
Canterisdorf bei Löwen	363.
Carlowitz, Groß-	86.
Carmen v., Großkanzler	228.
Casematten	392.
Chynastlehne 321—323. Dorf	322.
Cicero, röm. Legat	90, 109.
Cistercienser	158, 339, 341.
Conrad, Bischof	312.
Cohausen v.	12, 30, 39, 91, 366, 411.
Cripoldisdorf	239, 240, 397.
Chrysopras, Bergwerk	321.
Croatengraben	100, 236.
Croschin	16.
Crummendorf	283.
Czarnikauer Furth	215.
Czirn, Hans v.	283, 284, 423.

D.

Dabfıas	62.
Dägdorf	289.

	Seite.
Dagobert I.	29.
Damsdorf, Bronzeschwert	328.
Dämme als alte Straßen und Teiche 73, 102, 103, 373, 376, 377, 379, 400—406. Der deutsche Teich	406.
Daunenbetten in der Urzeit	53.
Danskeberg	323.
Deczegsdorf	380.
Deutsche Treue	459, 473 Satz 3.
Deutsch-Jäger	269, 299, 300.
Deutsch-Leippe	363.
Ding, Tharnauer	371.
Diodor v. Sicilien über deutsches Trinken 48,	423.
Dirsko v. Bycen, Graf	274.
Dobassowisz, Dobschützen	82, 123.
Dobrischau, Kanzel, Wallfisch	343.
Domschau	355, 356.
Donnereiche bei Geismar	24, 144.
Dornengehege bei Olbendorf	101.
Dragonersteig (Spinnrad)	64, 65.
Drei Gleichen bei Erfurt	279.
Drei Götter	432, 433.
Dreigottheit bei den heidnischen Deutschen	395.
Drusus	447, 473.
Dyonisius, Mathematiker erforscht Preußen	431.
Dyrislaus Graf	274, 278.

E.

Eberhard, Herzog von Württemberg, Wegelagerer	173.
Eckwertsheide	212.
Edda, ihr Alter	56.
Eichberg bei Niklasdorf	143.
Eilau	250, 251.
Eintheilung der Kirchspiele zu Kreisen	154.
Eintheilung der Stände	453.
Einrichtung deutscher Gutshöfe	54.
Einzug der Slaven in Deutschland	430.
Eisenerz 221, 325. Hüttenleute	253.

	Seite.
Eisenhüttenleute	406—415.
Eisenschlacken 167, 247, 249, 252, 268, 308, 315, 325, 367, 393, 403—407, 467.	
Eisenzeit	26—31.
Eiskeller	308, 312.
Elbelhäuser	389.
Ellguth 83, 250, Klein-	320.
Endersdorf am Geiersberg 124, bei Grottfau 93, 94—96, 220, 255, 291, 376, 400.	
Entwicklung der Schanzen zum Mauerbau 164, 385, der Wohnungen zum Mauerbau	385.
Erlberg, Erlgarten, Erlibach bei Halbendorf	26, 224.
Efelswege	39.
Esther, Frau des Artagerges	422, 424.
Eule	252.
Eulendorf	110, 396.
Eurich, König der Westgothen	27.
Ezel, König	58.

F.

Falkenau 16, 173, 175, 216—218, Teiche, v. Wimmersberg	219.
Falkenberg	190, 191, 245, 253, 254, 407, 467.
Federberg	305.
Fegebeutel	281.
Fellmann	143.
Fenskeberg 268, Venus-Männchen und Weibchen	267.
Fernige	250.
Festung, bei Landeck 244, 247, bei Larnige	373.
Finkeberg (bei Oberecke 102)	43, 48, 237.
Fischerberg	135.
Follmersdorf	274.
Form deutscher Dörfer	256.
Forkenburg in Hessen	107.
Form der Schanzen	17.
Frankenberg	278, 279, 319.
Frankenstein	277, 302, 319, 321, 338, 391, 392.
Franzdorf bei Reisse	194.

	Seite.
Frauentich	79, 80, 81, 82, 372, 373, 127, 368.
Frauen, deutsche, ihre Stellung	447, 448.
Freiteberg	143.
Friedau, neutrales Gebiet	425.
Friedrich der Große, Schanzen bei Grochau	147.
Friedrichswartha, Schäferei	150.
Friedewalde 216. Namen der ältesten Besitzer	253.
Fürsten, die sieben	73.
Fuchsberg bei Nitschen 234, bei Wilme 291, 299, 300, bei Katschwig 291, bei Ossig 159, Kiegersdorf	145.
Fuchsgraben bei Habendorf	292, 293.
Fuchslöcher	67, 327.
Fuchswinkel	261, 262, 78.
Funde, ihre Erhaltung	62.
Funde, im Lohegebiet	325, 327.
Furthen bei Carlowitz 83, östlich von Reisse 212, bei Reichau 279, bei den Dohschützen 80, bei Schrom	275.

G.

Galenus	393, 394.
Gänge, unterirdische: Kastell bei Schönfeld 355. Franken- stein 319. Fuchsberg 299. Jauernig 243. Klein-Dels- Krippitz 107. Neuhaus 265. Petersdorf 327. Pöpel- witz 335. Rudelsdorf 324. Siebenborn 320. Sonnen- berg 177. Tepliwoda 350. Tiefensee 164. Wartha	150.
Gallenau	277, 280.
Galgenberg bei Rumern, Galgenlinde 290, bei Arnsdorf	294.
Gattung der Schanzen	19.
Geiersberg	121.
Geiersgraben (Teufelsgraben)	287.
Geleite zur Heerfahrt	398.
Gemeinde-Graben bei Wirwitz	114.
Geldberg	268.
Georgeneck	241.
Gepresche, Gestrüttig, Gerüttig	372.
Germanikus	32, 471, 472, 473.
Gesäß	254.

	Seite.
Gierichswalde	280.
Gierlachs Dorf	130.
Glambach	265.
Glasburgen	35.
Glaubensbekenntniß	395.
Gläsendorf, Schanze bei	269.
Glatz	316—319.
Glocken von Ritschen	229.
Godschue	247, 248.
Gola, verschwundenes Dorf bei Bohrau	254, 256.
Göler v.	12, 463.
Goldberg bei Kirchberg	168, 169.
Goldene Wiege, Wirthshaus in Reisse	212.
Goldlöcher	321.
Goldreif (im Berth von 1817 Mf.)	234.
Gostiz	72.
Gothonen, Gothiner	208, 281, 392, 468—70.
Gotsche, Ulrich	351.
Gott Vater	247.
Goy	304, 305, 308.
Goschwitz	286.
Goywasser	289, 292, 313.
Graafe	192, 366.
Grabeswal	199, 100.
Grabstätte eines Königs	272.
Gräben bei Rosenfranz und Tannzapfen 70, bei den sieben Kreuzen 72—74, bei Ober-Langjeiffersdorf 124, Gührau 270, 271, auf dem Zobten	118.
Gräber	134, 135.
Gräbschen	328.
Gräditz	83, 84.
Grenzwall am Eulengebirge unter römischer Leitung 429. Man vergleiche damit die Sagen Seite 73, 74, 91, 98, 120, Satz 3, 202 und 271, sowie 387 Satz 5.	
Grenzwehren in Hessen	473.
Grenzwehren	50.
Groditz bei Falkenberg	187.

	Seite.
Grodzisko bei Landsberg D.=S.	191.
Grodzisko Stare	15, 388.
Gröbener Besitzer des Wielandhof	409.
Großburg	356.
Groß-Rosen	379, 396.
Groß-Tinz	353.
Großbusch	280.
Grottkau Grafschaft 15. Der lange Rain 255. Landtag 165, 216. Altstadt 220, 222, 223, 224, 234, 284, 397, Teiche 400, 401—406, Alten-Grottkau	404, 405
Grüben (Grebín)	250, 252, 253, 389, 407, 467.
Grünberger Wein	48.
Grundberg	84.
Gruttkeberg	334, 335.
Grünhagen, Geheimer Archiv-Rath	8.
Grüningen bei Brieg	239, 240.
Gucke in Bärzdorf 290, 351, in Heinzendorf	282.
Guckberg bei Schrom	275.
Gücklich 67, bei Glambach	265, 267.
Gudrun, Siegfrieds Gattin	53, 58, 59.
Gührberg, Colonie	292, 285.
Gührau, Schanze, die Gräben	131, 270.
Gührau Groß-	261.
Guhlau Kreis Nimptsch, 3 Jungfrauen 127, 163, bei Grottkau	365, 367.
Gumberg	317.
Gursch	250.
Gußform für Bronzenadeln bei Wirrwitz	115.
Gutschen	99, 100, 214, 236.

G.

Gaag in Wartha	151.
Gagen	58.
Gabendorf	288, 293.
Galbendorf 221. Namen der ältesten Besitzer 253. Bohlenweg 255, 256. Erlibach 26, 397. Gelöbnistag 285.	
Gahnberg 76, 77, 254. Gahndorf 134, 397. Gahnstraße	135.

	Seite.
Hallehke bei Loffen	259.
Haltauf	112, 290, 291, 292.
Hammer	234.
Hammer Thors	29, 394.
Handwerker	439, 448.
Hamann, Kanzler	422, 424.
Handel und Handelswaaren 421. Der kleine Handel	425, 428.
Handel, schlesischer in der Neuzeit	428.
Handelswege	427.
Hans vom Berge (v. Czirn)	284.
Hanning Ruine	140.
Harteberg (Klapperberg)	64.
Hanselberg	361, 362.
Hafenberg	245.
Hausdorfer Plänel	138.
Hauschlüssel	222.
Hedwigsbrunn bei Rothhaus	235.
Heidentempel in Ritschen 232. Rehtra 211. Gützkow, Stettin, Upsala	432.
Heidersdorf, römische Münze	323, 324.
Heinzendorf Wal	282.
Heinrich von Mechwitz	237.
Heinrich von Reisse, Baumeister	238.
Heinrich der Bärtige	320.
Heinrich I.	351.
Heinrich II.	345.
Heinrich Herzog IV.	311, 353.
Heinrichau 339, 351. Alt= 351. Mauerbau	392.
Heinrichswalde	241.
Helberfleck	128.
Helm und Harnisch	31, 32.
Hermisdorf, Kreis Ohlau	359.
Henel	1.
Hennersdorf	234, 249.
Henselin	241.
Herobot	54.
Hermisdorf	214.

	Seite.
Herrleinberg	137.
Herrmann, Pfarrer in Massfel	2, 6.
Hertwigswaldau	265.
Herzogswalde, Hartowiginwald 225 und als Hertwigswalde (in der Anmerkung)	360.
Herzenberge	194.
Himmel und Hölle 190, 292. Himmel bei Pristram	128.
Hochstraße, alte	279.
Hof bei Zülzendorf 96. Olbendorf	101.
Hohengiersdorf	99, 214, 236.
Höfchen	237.
Hölle	267, Glambach. Kunert'sche 291.
Höllnbach	130.
Höllenberg bei Grüben	252.
Höllnbusch	280.
Höllengrund	130.
Hönigsdorf	219, 255.
Hölzerner Weg bei Graafe	192.
Honigsberg	269, 272, 273.
Hospital in Loffen 258, in Meisse	209.
Hubertusgrün	185, 250.
Hügel im Bürgerwalde zu Grottkau	370.
Huthberg 136, bei Camenz	276, 277.
Hufeisen	296.
Hünengräber 21, bei Gallenau	277.
Hund, Hunt	404.
Huffiten	165.

J.

Jabal, der erste Hüttenbauer der Bibel	31.
Jachschönau	9.
Jäschfittel	214.
Jäschkowitz	303.
Jagd, ehemals und jetzt	448, 449.
Jaschwitz, Eisenschwert und Schildbuckel	328.
Jaroslav, Bischof	241.
Jauer	16, 237, 238.

	Seite.
Zauernig 183, 241. Zavoravo	45, 247, 254.
Zauersberg	70.
Zaunornik 241. Zavrnik	245, 261.
Zeltsch	308—314.
Zenkwitz, Groß= 257, Klein= 239, 357, Wilkau	322.
Zentschowitz	396.
Zezdorf, Alt=	397.
Zinguiomar	450—474.
Zohnsberg	326, 327.
Zohnsdorf, Ober= 327. Brieg 258. Strehlen	278.
Zordansmühl	325.
Zring	52, 420, 437.
Zubal, der erste Musikant der Bibel	31.
Zuden	425, 428.
Zungfrauen drei, in Märzdorf bei Nimptsch	127.
Zunger (Berg)	277.

R.

Rabarka	325.
Räfersteig	194, 212, 213, 248, 255.
Räzerei (Kastell Gole bei Bohrau)	354.
Raffernberg bei Tepliwoda	349, 389.
Ralkau, Urnen, Ringe von Bronze und Eisen	93, 194.
Ralkberg	274.
Kalte Vorwerk	250.
Kaluteich	255, 376.
Kammig, Fenskmännle	268.
Kan	356.
Kanal für die Mühlen in Reisse	210.
Kaningen	327.
Kanschwitz	214, 359.
Kauerhäuser	108.
Kapellenberg, Reisse 215, Wartha	150.
Kapitol	32.
Kappale	189.
Kapsberg	205.
Kapsdorf	203, 204, 250, 389, 397.

	Seite.
Karl der Große	434, 444, 445, 449.
Karschau	324.
Katapulte	387.
Katersdorf	396.
Katerstein	265.
Kattwig, Kottwig	312.
Karzen	323.
Karzenstein	241, 244, 261.
Kelten	11.
Keller bei Obendorf 100, 102, Pflistram 129, Runern 290, 296, 309, Brem 266, 269, 386, Ober-Arnsdorf	294.
Kellerberg bei Heinrichswalde 67, Schön-Johnsdorf 341, 392. Sengwitz 248, von Holz	223.
Kessel bei Glambach 67, Berg Niegitz 194, 212, 248, Rühschmalz	198, 199.
Kieferberg, Mitschen 235, Gräbitz 84, 307, 309, Koberwitz	328.
Kimmerer	208.
Kinderhemden, seidene in der Urzeit	-53.
Kinderverkäufe	399, 430, 441, 442.
Kirche, Gostitz 3, Weißbach Zauernig 74, Eulendorf 111, ein Berg bei Hohengiersdorf und Würben 214, Lichten	260.
Kirchberg bei Zentschwig 126, Kreis Falkenberg 168, 234, Grüben 251, Kirchhübel Tiefensee	407.
Kirchhof bei Dffeg 158, 159, Maifrigdorf 274, Kl.-Zentschwig 239, 358.	
Klangwasser 229, Klause 289, 328, Klausenberg 364, Klodebach 217.	
Klosdorf	238, 239.
Knappstadt	265.
Köchendorf	105.
Knechte	437.
König Grabmal	272.
Königin der Schanze	86.
Kompaß (Leitstein)	419.
Kopiec	14, 388.
Kopisch	265.
Koppendorf	377, 378, 379.
Koppitz	380, 164, 168, 176.
Kotsch, Gotschdorf, Gutschen	396.

	Seite.
Rubigkeberg Wirrwitz	114, 115.
Ruppige, Guckelwitz 9, Jackschönau 113, Zauritz	85, 86.
Rrafau, Salz	156
Krähenberg, Mollwitz	239, 358.
Krain, Crain	214, 255.
Krautewalde	244.
Kretscham, Zülzhoff 96, 97, Oberecke	103, 104, 214.
Kriegskasse, vergrabene, Seiffersdorf 91, Striegendorf 203, Zülzwalb 98, Tischeisdorf 268, Gräditz	84.
Krippendorf	362, 363, 396.
Krötenteich	380.
Kroschen 216, 217, 377, Weg	219, 220, 222.
Krumkno	237.
Kruse 2, 5, 8, 237, 303, 314, 316, 331.	
Kruschwitz	234, 235.
Kruttko	335.
Kuffstein, Kugeln-Abfegen	161.
Kühlschmalz	198, 213, 255.
Kunern	290.
Kunstdamme, Hügel, Berg, Teich	218, 219, 220, 377, 380.
Kupferberg	325, 327.

Q.

Qanca	353.
Qanddragoner	65.
Qandecf	241, 244.
Qandgraben, große und kleine	153.
Qangenbielau	136.
Qangwälle	20, 66.
Qange Rain	255, 256.
Qaugwitz	232, 239.
Qaskowitz 302, 314—316. Altz	398, 407, 467.
Qebensverhältnisse in der Urzeit	50.
Qegion, ihre Stärke	462.
Qeibwache, deutsche bei griechischen Kaisern	424.
Qex chrenechruda (altes deutsches Recht)	455, 456.
Qehmkrtscham	212.

	Seite.
Leichenbestattung der Germanen	56.
Leichnamsberg	285, 342.
Leippe, Deutsch=	16.
Lems	386.
Löwen	234, 363, 364, 365, 367.
Leopoldowicz	396.
Leubus	337, 382, 427.
Leuppusch	16, 255—257.
Leuthen	244.
Lichten, Ruine	260.
Lichtenberg	16, 362.
Liebenau	266.
Liebenthal	9.
Liednig	233.
Linden bei Brieg	229, 358.
Lindenau	267.
Lindenberg	132.
Lindenschmit	18, 297.
Lissa, Deutsch=	329, 330.
Ligkenbach	274, 275.
Lohegebiet, (Funde durch Schneider)	325.
Lossen 258, 259. Hospital 363. Standlager	429.
Luchs	2.
Ludwig I., Herzog (Bischofsgräber Nitschen)	228, 233.
Ludwig der Fromme, Kaiser	445.
Luthereiche	158, 159.
Lutsch	2.
Lutz, Weinbauer	47.

M.

Mährengasse	212.
Mäntel deutscher Krieger in der Urzeit	110.
Märzdorf	162, 163, 365, 367, 368.
Maifritzdorf	274.
Maigen, Dr.	174, 406.
Marbod	411, 415, 450, 459—475.
Marcellus, Consul	32.

	Seite.
Markfelder, römische	13.
Marienau	105, 237, 359, 360.
Marienhof	280.
Markgraf, Professor und Archivar	8, 154, 162, 163.
Massel	18, 183, 193.
Masselwitz	331, 332.
Mattium	388.
Mauerbau in den Schanzen 386, 387—393, an der Berra	387.
Maximilian, Kaiser	161.
Meer, Del als Beruhigungsmittel in der Urzeit	420.
Mechwitz	106.
Mediolanum (Mailand)	32.
Meißbergel	9.
Meilen, Millien	210.
Meseschwitz	312, 315.
Meristaw 158, 162, 163, 166, 365, 366, 368.	
Michellau 16, 156, 157, 158, 234, 240, 258, 288.	
Minsberg, (Chronist von Reisse)	210.
Mittelhof in Hessen 21, bei Olbendorf	236, 255.
Mönchshof bei Galtauf	291, 292.
Mogila 183, 184, 185, 186.	
Mollwitz	239, 240.
Mogwitz	216.
Moncado, Marquis, Commandant von Brieg	235.
Morgen, die 35, Fundstelle	108.
Morgenau	206.
Moycho v. Bycen	275.
Mrozko, Burggraf 170, 228, 234.	
Mückwitz	294.
Mühlberg Abrechtsdorf (Weinberg) 115, bei Goy 304, 305, Ober-Langseiffersdorf 125, Stofchendorf 132, Rosemitz	320.
Mühle bei Döfeg 160, Reisse 209, Resselwitz (Kirchberg) 163, Earlowitz	80.
Mühlsteine, Sand:	116.
Münsterberg 265, 267, 268, 281, 291, 292.	
Münsterberg bei Tharnau	365.
Museum, Breslau 63, 223, 224, 270.	

N.

	Seite.
Namen der Stämme 50, der Ostseevölker	430, 431.
Napoleon III.	12, 462.
Naß-Brockuth	323.
Neiße 4, 206—212, 215, 216, 262, 265, 269, 307.	
Neoschütz	278, 302.
Nesselwitz	163.
Neu-Altmanndorf	266, 267.
Neudeck	321—323.
Neuhammer bei Grottkau 216, 220, 221, 224, 404.	
Neuhaus. <i>NOVUM CASTRUM.</i>	263—268.
Neuland	317.
Neu-Karthago	387.
Niederteich in Gennersdorf	248, 249.
Niehmener Heide, Schanze	106.
Niklasdorf	143, 213, 214.
Nimmidas	62.
Nimptsch 130, 133, 211, 271, 290, 291, 316, 321, 323, 338, 343—348, 355, 387, 391 413.	
Neusuche (Wasserleitung)	313.
Nowag	248.
Nordpol, von Deutschen im 12. Jahrhundert erforscht	420.

O.

Oberede	102.
Obergraben	239.
Ober-Johnsdorf	302, 303.
Obergraben	230, 231, 233.
Oethelrich, Herzog	346.
Ogen	85.
Ohlau 305—309, 313, 314, 316, 365.	
Olaus, der heilige	443.
Olbendorf	99, 255.
Olbriehgraben	150.
Oleberg (Olica)	252.
Omschügel	142.

	Seite.
Opferstein	103, 104.
Opitz und Hahn, v. Czirn	283.
Organistenberg	310.
Osen	468.
Oßeg	160, 162, 234, 365, 366. (Siehe Meristaw.)
Otterjungfrau	140, 317.
Otterstein	132, 138.
Otto I. 298, III., Kaiser 344, 440, Bischof v. Bamberg	148.
Ottomochow, Ottmachau	245, 246, 247.
Ottwitz	356.

P.

Pallunken	213.
Pandurenschanze	70, 72, 73.
Papierus Carbo, Consul	398.
Patschkau	261, 262, 265, 396.
Peilau	135.
Peisterwitz	229, 230, 233.
Pilswösche (Belawece)	84.
Pilzberg	186.
Peter, Professor	241, 244.
Petersdorf	326.
Petersheide	198, 212, 213.
Peuffer v., General	20, 32.
Pöhnicier, Handel 3, Zinn	31.
Phytagoras	54.
Phyteas	424.
Philipp von Macedonien, Belagerung Thebens	387.
Pilsnitz	331.
Pfaffentümpel	236.
Pfarrer zu Mitschen	233.
Pfeifferpüschel	294.
Pflug	398.
Plinius	393, 394, 434.
Pöpelwitz	328, 334, 335.
Podtsberg	324.
Pogarth	282, 283, 285, 343.

Opfer, nach Rußland 442 und auf Rügen verwandte 443, auf Seeland	443.
Opferdienst	136.
Polkeberg=Schanze, Polkeberg Urnenfunde	187, 188, 467.
Polnisch-Tschammendorf 272. Polnisch-Wette	193, 215, 235.
Pogarell	157, 162, 257, 258.
Pomsdorf, Ober= und Nieder=	265.
Ponteslonge (?)	237.
Porphyrogeneta, Kaiser, Waarenverzeichnis	428.
Posarisch, Kirche	241.
Postelwitz	234.
Prauß	278, 323.
Preseka 66, 70. Grenzjug	73, 147, 150, 387, 429.
Predigtstuhl	140.
Prieborn	284, 294, 295.
Prinz von Carolath auf Sabor	126.
Prisram	10.
Procopius	443.
Proßmannsdorf	397.
Progan	319, 320.
Psychob	9, 184, 366.
Przejislaus, Bischof	246.
Pulke, Wolke, Kaiserstraße	156.
Pumperstempel	342.
Puschalkenberg	79, 82.
Putzelberg	255, 376.
Ruzcowitz, Peter	83.

Q.

Quarrée bei Prottsch 336. Standlager	429.
Queitsch	116.

R.

Raag	302.
Raben Odins, (Vögel als Kompaß)	420.
Randwitz	323.
Ranke	381.

	Seite.
Räuberſchloß Gennersdorf 250. Koppitz 168, 169, 380,	
Böpelwitz	334.
Raubritter, Anfänge und Väter	175, 446.
Rauhgrafen an der Nahe	173.
Razicowitz	247, 248.
Rechtspflege, römische	456.
Reichau	349.
Reichenbach	135.
Reichenau	265.
Reichenstein 265. Alte Schloß 242, 244, 389. Bergbau 413—415.	
Reinschdorf	212, 467.
Religion der Deutschen	50.
Reudel	255.
Rieglitz	212.
Ringmauer	132.
Ritschen 5, 183, 216. Schiffahrt und Feste	228—236, 397.
Ritscheberg, große und kleine 229, 230, 239. Herrnstadt	229.
Römebörnel	196.
Römerschanzen	12.
Rogau, altes Schloß	269, 270.
Roland	210, 433.
Rosenthal	260, 261.
Roßgarten 220, 295. Ohlau	308.
Rothbart-Rehrab	161.
Rothhaus, Vorwerk	235.
Rothſchloß	323.
Rottwitz	93, 407.
Rüftow	12, 462.
Rudelsdorf	324, 325, 467.
Rudolph'sche Brauerei in Wartha	150.
Rückstände gewerblicher Thätigkeit	393.
Rummelsberg Romsberg 282, 283, 284, 285, 287, 288, 343, 389,	
.	291, 292, 293.
Rundwälle	20.
Ruppersdorf	287, 288, 304.
Ruffengraben	270.
Rußwinkel	248.

S.

Seite.

Saarne, Klein- und Groß-	162, 192, 366, 367.
Saatkreuze {	394, 395.
Saatreiter }	
Sage 23, 24, 25, 26. Von den 7 Kreuzen	72, 244.
Sadowsky v.	4, 5, 8, 14, 179, 180, 209, 381.
Sammelbirke	286.
Scalicz	324.
Schwurisko (Hof)	261.
Säbel, frumme	32.
Salzführer von Wiliczka	365.
Sangow-Teich	189.
Sarlowitz, Graben	80, 254.
Sauberg	213.
Sackerau	303.
Scipio {	387.
Scorpione }	
Schätze, sagenhafte, ihre Deutung	375.
Esklaven, deutsche 438, 439. Schützer der Sklaverei	444, 445.
Esklavenmarkt in Mecklenburg	399.
Schanzen: Alt-Breslau	106.
Berg, Endersdorf am Geiersberge	124.
Arnsdorf, Kreis Falkenberg	190.
Bankau	238.
Baumgarten	146.
Bogwitz	86.
Buchberg	146.
Briesnitz	144.
Deutsche	12.
Ehreschwiese am Dachsenbusch bei Gierichswalde	65, 66.
Fellmann	143.
Form und Gattung	17, 20.
Freitberg	143.
Grochberg	146.
Heinrichswalde im Dachsenbusch	67.
Herrenberge	146.
Hohenfriedeberg	383.

	Seite.
Zauernig	75, 76.
Zauersberg, Graben	70.
Zahlertsberg	146.
Zarienu	105.
Zimptsch	321.
Zowitz	171, 329, 332, 333, 334, 337.
Zanduren bei Ober-Gostitz	71.
Zanthenau	128.
Zömische Schanzen	462.
Zandberg	329.
Zarlowitz	82, 83.
Zeidels Pattrien (Batterien)	147.
Zchmiededamm	128.
Zchneckenberg	331.
Zschulzenberg	144.
Ztenberg	145.
Zueven- (Sesen-) Schanzen	393.
Zthomitz	327.
Zottern, Schanzen, Berge, Gräben, 109, 112, 125, 128, 131, 135, 191, 269—271, 280, 281, 293.	
Zogelberg	68.
Zachtberg	146.
Zweißberg	106.
Zum Schutz der Grenzen und Straßen	64.
Zchedlau	191, 192.
Zchild	27.
Zchidlaw	191.
Zchiedlitz	113.
Zchiedlitzberg und Brücke, Dßeg	158.
Zchierdichher	213.
Zchindergrube	129.
Zschiffahrt in Ritschen 228. In der Urzeit	416—420.
Zschloßberge. Bei Münsterberg 281. Am breiten Stein 132. Zwartha 148—151. Im Buchenwald 339. Striegendorf 291. Schön-Johnsdorf 342. Lauterbach 126. Peilau	135.
Zschlöffer, alte: Dobschützen	81.
Zselbhäuser	123.

	Seite.
Endersdorf bei Grottkau	94.
Eulendorf	110.
Falkenau	216, 217, 218.
Gefäß	78.
Zentschwig	125.
Kesselloch in der Ochsenweide	77.
Klostergarten in Wartha	151.
Koppendorf	377.
Koppitz im Park	379.
Gutschen	99.
Neuland	317.
Nimptsch	347.
Dffeg im Walde	160. (Siehe Meristaw.)
Otterstein	138.
Billwösche	84.
Buschalkenberg	79.
Schlaufe	280.
Sengwitz, Kellerberg	248.
Siebenhufen	284, 288, 292.
Spitzberg	349.
Sonnenberg	177, 271.
Steinkirche	278.
Stolz	277.
Storchwinkel bei Altenburg	116.
Wansen	358.
Winzenberg, altes Schloß, Wiesen	178.
Sängergut	294.
Schleuder	27.
Schlüssel, Festung 244. Dffeg	368.
Schloßlahof, Arnsdorf	300.
Schloßkaplan	302.
Schön-Johnsdorf	√339, 341, 350, 392.
Schönfeld	353, 354, 355.
Schimarken	250.
Schloßdämme Dffeg	159.
Schmelzdorf	195.
Schmelztiegel	328.

	Seite.
Schmettesie	196.
Schmiedeberg bei Sackerau 307, 308, bei Seiffersdorf	407.
Schmuck von Metall und Eisen	409, 410.
Schoff Joachim (Schaffgotsch) 297. Gotsche	351.
Schreckenslohe	389.
Schreibendorf	291.
Schrom	265, 274, 275.
Schwarzborn	305, 308, 313.
Schubertsühle bei Guntershausen	271, 276.
Schulze	251.
Schulzenberg, Ober-Pomsdorf	265.
Schuster	5.
Schurgast, Storogostomnost	4, 155, 156, 364, 365.
Schwedlich	254.
Schwedlig v.	255.
Schwert	31.
Schwind, Michelau	157.
Seekönige ohne Land	420.
Segeß	450, 452, 458—463.
Seiffersdorf	254.
Seiffersdorf	16, 257, 406.
Seitendorf	338.
Selasna	411.
Senf, Pastor	5, 6, 108, 232, 326, 356, 359.
Senneschaff	54.
Semnonen	55.
Siegfrieds Verbrennung	57.
Siechen	108.
Siebenborn	320.
Signalwesen der Urzeit	388.
Silanus, Consul	398.
Silberberg, Donjon	142.
Sobieslaw	318.
Soolquellen	192.
Sorgau, Alt-Grottkau	220, 221, 222, 404.
Sorgau, Ebenau	362.
Spizberg	348.

	Seite.
Spitzwälle	20.
Sprenberg, Hauptmann	312.
Staatsplatz	122.
Stadien	210.
Stafskeberg	310.
Stammesgebiete, ihre Größe	51.
Standbilder, heidnische	211.
Standlager, römische	12, 13, 462, 463.
Stapelplätze des Handels	425, 426, 427.
Stehndelberg	197, 389.
Stehr, Pfarrer, Zauer	238.
Steinart	28.
Steinkreuze	328, 338, 394.
Steinerne Nase	255, 256, 257.
Steinseifersdorf	317.
Steinerne Tische, Ritschen 228, 233. Finkeberg	103.
Steinmesser	28.
Steinpflaster	96, 315, 316.
Steinregen	27.
Steinwälle	68, 69, 119, 122, 282.
Steinzeit	26.
Stephansdorf	247, 248.
Stern in Wartha, unterirdische Gänge	151.
Straßenzüge, alte	179, 182.
Strehlen	303.
Striegendorf	213, 291.
Stroza, Stroza, Strufe	352—354.
Stroschwitz	162, 367.
Susannenstein	214.

I.

Tacitus	48, 137, 281, 317, 392, 410, 411, 415, 447, 448, 450—475.
Tarn	81, 388.
Tarnau bei Frankenstein	319.
Tarnitz, Schlössel	166, 373.
Tachschebere (Lencawice)	274, 275, 397.

	Seite.
Daschwitz	88, 89, 90, 297, 397.
Dataren	10, 351, 413, 434.
Datarenbrunnen in Ratschkau	263.
Datarenlager bei Zauernig 76. (Schanzen siehe unter S.)	
Dawale	325.
Deichvorwerk	323.
Dempel	433.
Depliwoda	278, 302, 303, 340, <u>349</u> , 351, 387, 391.
Teufelsgraben	287.
Teufelskanzel	130.
Deuten	209, 392.
Dhäorn	79, 81, 82, 397.
Dhiefau v., 140. Kuppe	278, 338.
Dhietmar von Merseburg	211, 344—347, 391, 443.
Dhürme, deutsche in der Urzeit	90.
Diberius	47, 473, 475.
Tiefensee	163—165, 234, 328, 368.
Dinz, Groß-, Dinchia	353.
Todtenwiese	73, 244.
Töpferweg	96, 101, 214, 285, 286, 369—371.
Töpfereien, vorgeschichtliche	286.
Töppendorf	285, 286.
Thomas, Bischof	83, 154, 155, 262.
Topfgefäße der deutschen Stämme	286.
Torfmoor	186, 187.
Thum, Michelau 157, 158. Winzig	382.
Trencz Mathias	241.
Trenkendorf	397.
Tribut bei den Gothinern, Dsen und Friesen	470.
Trinken, deutsches	43, 48.
Trommeln, große, in der deutschen Urzeit	211.
Trompeterlache	82.
Tschammendorf, Polnisch	283, 300.
Tscheschdorf	268.
Türkenberg	305.
Türkengarten	137.

U.

	Seite.
Udalrich	318.
Uebergänge über die untere Reiffe	155—182.
Uebervölkerung in der Urzeit	396—400.
Ullersdorf	247.
Urbewölkerung	398.

V.

Väter des Raubritterthums	446.
Varus	463, 464,
Velleda, deutsche Seherin wohnt im Thurm	90.
Venusweibchen und Männchen	267, 268, 373, 375.
Verfassung der deutschen Urzeit	434, 435, 437, 439, 453.
Verlorensberg	134.
Vertrag der Friesen mit Karl dem Großen	440, 441.
Verrath Roms an Marbod	474, 475.
Verschlackte Wälle	35.
Viehstand und Einrichtung der Herrenhöfe	53, 54.
Vierecke	20, 21.
Vinetha	336, 382, 426—427.
Vino	122.
Völkerwanderung	428—430.
Vogelgefang	322, 323.
Vogelberg	68, 69, 273, 274.
Voigtsdorf	94, 400.
Burta	147, 152.

W.

Wachtberg 247, 84. Jordansmühl	326, 328.
Waffenträger, kein Unfreier	297, 298.
Wal	373, 374, 375, 384.
Walberg 83 Sarlowitz. 200 Rühlschmalz. 282 Heinzendorf. 357 Klein-Zentwig.	
Wall in Steine	328.
Walbvorwerk	158.
Wälle mit Weibengeflecht	385, 388.
Wättrisch	326.

	Seite.
Walter, Schultheiß in Reiffe	209.
Wanderung der Deutschen nach dem schwarzen Meer und Rückwanderung	423, 424.
Wanzen	214, 215, 288, 304, 358, 359.
Wartha, Einöde 66. Festen 147, 148. Berggrutsch 148—151.	
Kapellenberg	150, 278, 302, 319.
Wartenstein	152.
Wasserleitung 243 Schloß Reichenstein und Johannisberg. 324	
Schloß Rudelsdorf. 313 die Burg „Berg“ bei Zeltzsch.	
Wassernigen	197.
Wehrdorf	263.
Weltausstellung 1. zwei- bis dreihundert v. Chr.	422.
Werder	235, 260.
Wese, Wische, Wischau	10, 102, 359, 360, 361, 396.
Weinbau 47, 48, 260, 434. Ursache des Verfalles	434.
Weinberg	43, 115, 260, 267, 279, 305, 307, 308, 321.
Weisse Frau	111, 217, 361.
Weigwitz	356, 358, 304.
Weißbach	261, 262.
Werraburgen	387, 388.
Wilhelm, Kurfürst von Hessen	458.
Wilkau	322, 323.
Wilmsdorf, Alt-	81.
Wilme	270, 271, 295—299.
Wintmar, friesische Flotte bei Palästina	420.
Wischau siehe Wese.	
Wimmersberg v., und Rosalie	219.
Winzenberg	234.
Winzig	4, 5, 336, 381, 382—384.
Wisemann v., Reichskommissar	463.
Wittwenverbrennung der Slaven	344, 345.
Wladislaus von Polen	353.
Wohlau bei Ohlau	308, 397.
Wogs Mabel	219—222, 376, 404.
Wohnungen der Urzeit	53, 133, 391.
Woiffelsdorf	16, 255—257, 362.
Wunster	3, 4, 5, 6, 8, 179, 180, 381, 384.

	Seite.
Würbener Berge	131, 213, 216, 236, 240, 291, 300.
Wüftebriefe	304.
Wüfte Schloß	242.
Wurfgeschosse in der Urzeit	386, 387.

3.

Zabel :	277.
Zagablo	310.
Zalmoyis, Stifter der deutschen Religion	54.
Zaremba, Grabmal	235, 236.
Zaurig Kuppige	85.
Zedlig	303, 307, 309, 310.
Zesco von Bycen	274.
Ziegelbrennerei	262.
Ziegeuner-Kreuz	286.
Zimmer	2.
Zindel	255.
Zinkwig	351.
Zins, römischer, bei den Friesen	470.
Zobten	117—120, 468.
Zöllner, Egon : : : :	410, 411.
Zlönig	184.
Zuckerrüben, deutsche für Kaiser Tiberius	434.
Zuckmantel	192, 193.
Zülz, Alt-	192.
Zülzendorf	96, 97, 376.
Zülzhoff	96, 374.



Schwedenschanze auf dem Hartheberge bei Johns bach.

515 m. über N.N. 1:4000.



Langwalle im Ochsenbusch. N. 2.



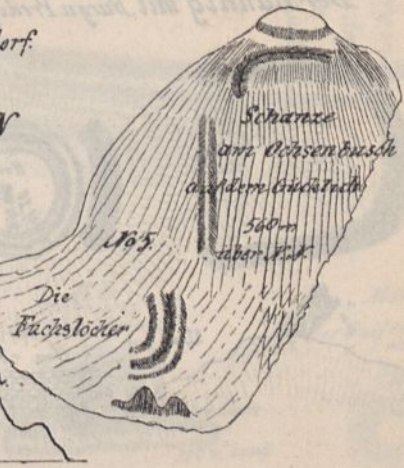
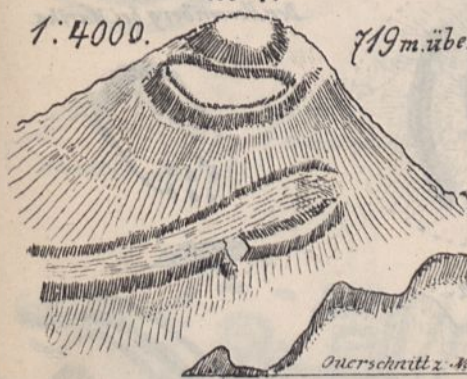
Schanze auf dem Kellerberg im Ochsenbusch bei Heinsbrunn im Ochsenbuschwald. N. 3.



Schanze auf dem Vogelberge südl. Follmersdorf. N. 4.

1:4000.

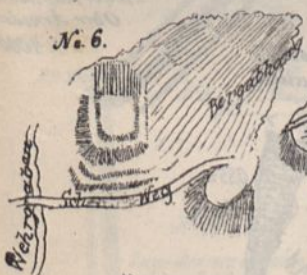
719 m. über N.N.



Schanze am Ochsenbusch auf dem Gutsacker 560 m. über N.N.

Landuren Schanzen am Schanzenwege vom Säustran nach der alten Aue.

N. 6.



N. 7. Bergschloß



Die sieben Kreuze.

N. 8.

1:50



Die Schanze im Garten des Bauer Schenkenbach im Dorf Tauernig

N. 10.

1:4000

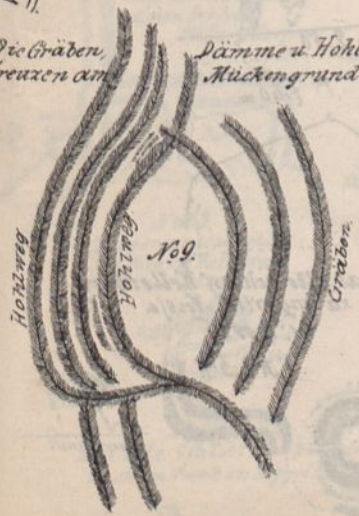


Querschnitt.

Die Gräben 7 Kreuzen am

Dämme u. Hohlwege bei den Mückengrund bei Weisstau.

N. 9.



Schanze im Barrygarten im Dorf Tauernig

1:4000



No. 46.



1:4000.



Schulenberg
bei
Briesnitz

No. 44
Schanze auf dem Omslängel
bei Silberberg.



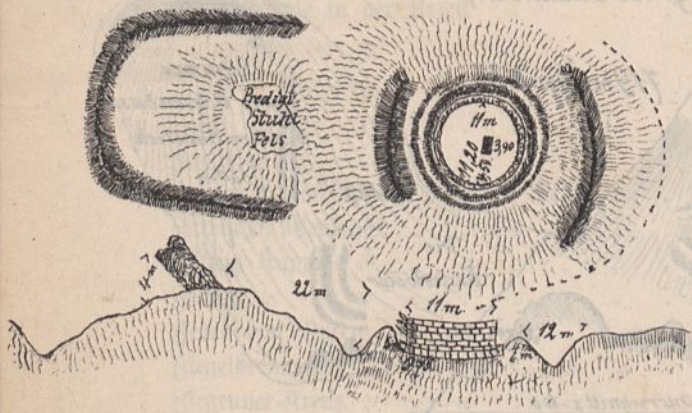
Ringwall auf dem
Steinberge;
Weinerts Grundstück bei
Wartha auf Feldm. Briesnitz.



No. 49

1:4000

No. 48.
Der Hannig mit Burgu Predigtstuhl.



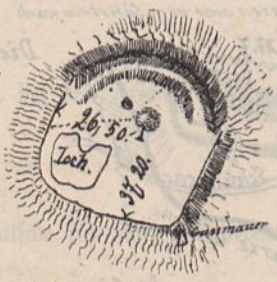
No. 50
Der Herrenberg bei Wartha.



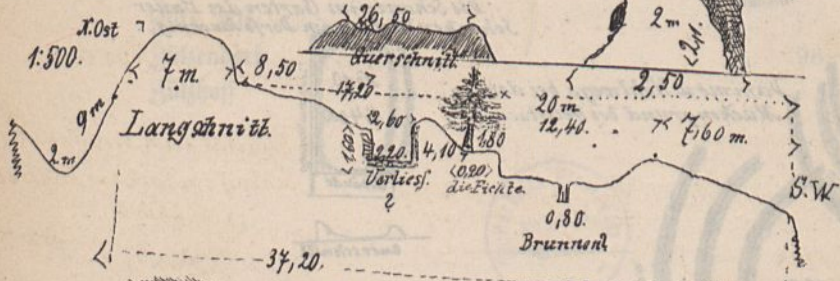
No. 51
Der Rosgarten im
Pfeifersüchel zu
Ober-Arnsdorf
1:4000.

No. 51.

Die alte Burg Bardan, der
geschützte Steinwall und
letzte Rest einer Guss-
mauer.



Rest der
Gussmauer.



No. 52
Der Grabberg
bei
Tschersdorf
1:4000.

Das alte Schloss Kellersberg
zu Lengwitz & Krösse.
1:4000.

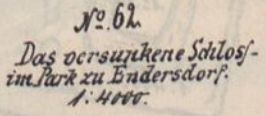
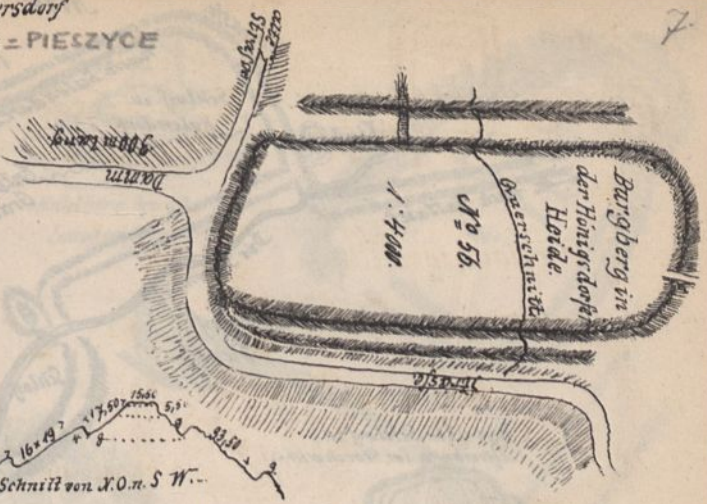


No. 54

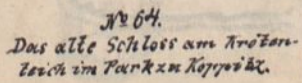
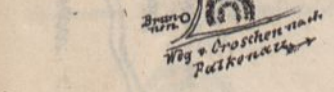
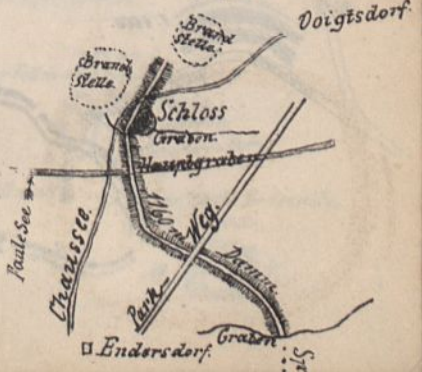
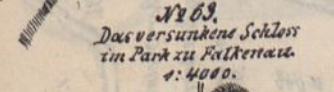


Querschnitt

Nr. 55.



Übersicht zum versunkenen Schloss im Park zu Endersdorf
 1:25000.



Schloßberg in Lawerbacia
im Garten des Freigärtner
Jacobowsky



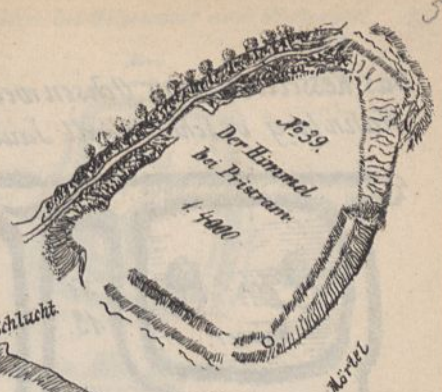
Nr 37

1. Fundamente zur Thormasch
2. ehemals Stein Kammern
3. gemauertes Loth.

Nr 38.



Mühlberg bei Ober-
Langzeiffersdorf.



5

Schlucht

neuer Thurm

30 m

Steinbau ohne Körzel

12 m

Dämme u. Gräben

Nordost

Höllengraben

Nr 39
Der Schanzberg
bei Girtladsdorf.
1:4000.

70 m

Nr 40.

1:4000.

Höllengraben

Fußweg

Fußweg

Stige nach Kämpelitz

Teich

Grundfläche der



Nr 41

Steinbau ohne Körzel

Nr 44
Der Osterstein. 1:4000.



13 m x 4 m

24 m x 7 m

Mauerwerk

mit Kalkputz

45 m

Schlucht

Nr 44
Der Fellmann bei Niclasdorf

1:4000

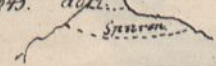


Ringmauer bei Kl. Gültmansdorf
1:4000.



Nr 42
42

Schloßberg bei Kl. Gültmans
Nr 43. doli...



Schanze westl. Briesnitz
1:4000.

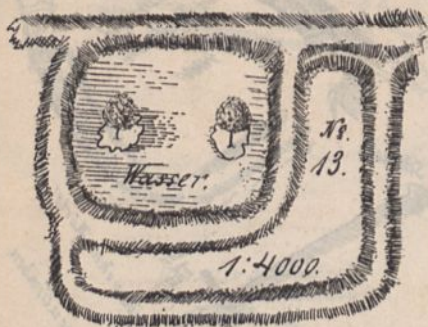


Nr 45

45.

Das Kesselloch in der Ochsenweide am
Hahnberg ö: Schles. nordl: Tauernig.

beackterter Damm bis 400 m lang.

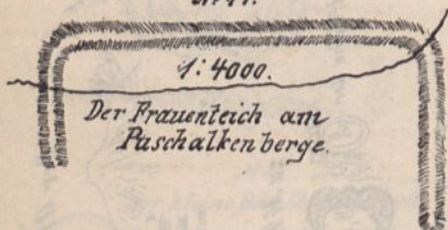


Das Tötternlager
am roten Wasser bei Tauernig.

Das rote Wasser.



Nr. 14.



Schanze bei Gröditz.

Der Wal auch Walberg
in Sarlowitz.

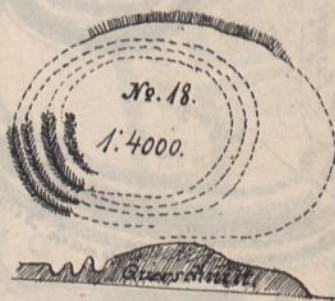


Das alte Schloss zu Taschwitz.



Borgs oder Geborgsgräbe bei Seiffersdorf.

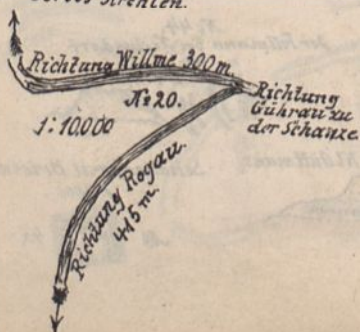
Der Grabeswal bei Kühschmalz.

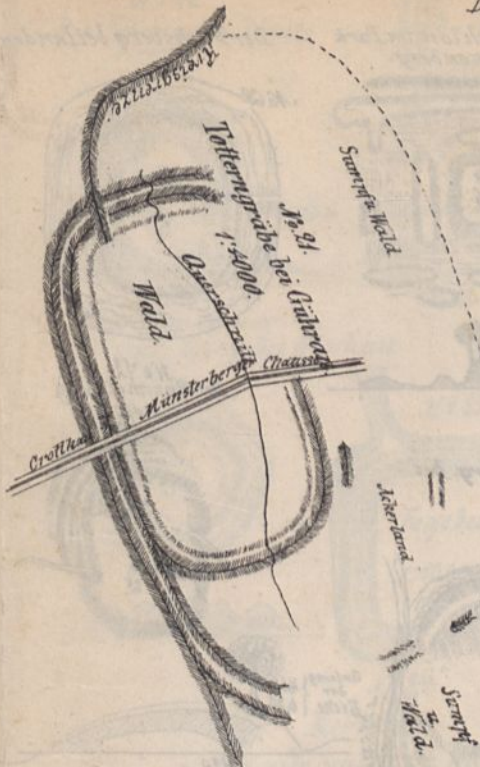


Nr. 19.



Tötterngräben bei Rogau.
Kreis Strehlen.



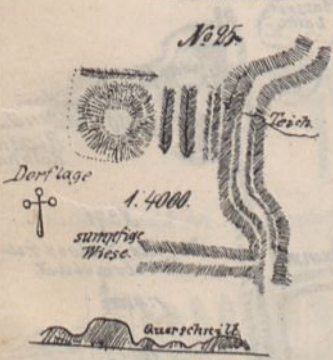


Der Damm am versunkenen Schloss u. Dorf Wisdie. 1:4000.



Der Schlossberg am versunkenen Dorf Kapisdorf u. Zernsdorf Kreis Ohlau.

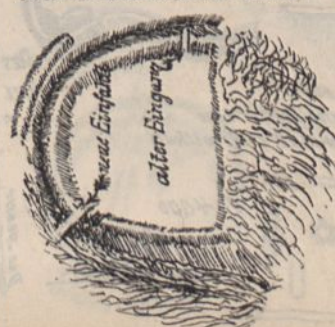
Durchschnitt des Schlossberges n. dem Steinpfeiler 1:200.



Töttern-Schanze zu Wüste Briese 1:4000.



Alt-Breslau an der Brandmühle in der Neumener Heide. 1:4000.



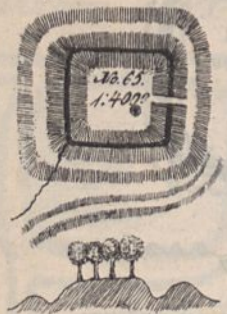
No. 29 Das Meilboryel 1:4000 bei Guckelwitz



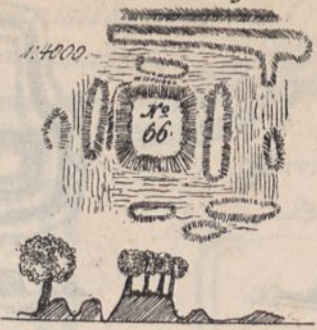
No. 30 Kubitzeberg



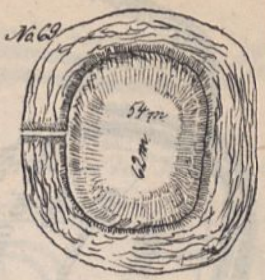
Das alte Schloss zu St. Hubertusgrün bei Gruben.



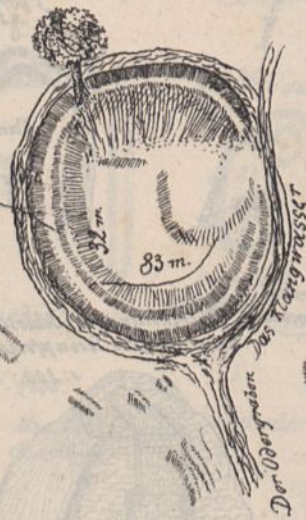
Das alte Schloss im Park zu Sonnenberg.



Der Fuchsberg bei Lindert.



No. 67. Der große Ritscheberg bei Linden.



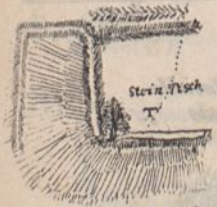
No. 71. Der Rammelsberg 1:4000.



No. 68. Der Kleine Ritscheberg.



No. 73. Der Finkeberg bei Ober-Ecke.



No. 74. Der Frauentich bei Märdorf 480 m l. 1:2500.



No. 77. Die Hügel am Töpfernege im Stadtwalde zu Grottkau.



No. 45. Das Schlössel bei Tarnitz 1:4000.



Der Wald in Groß-Gühran No. 76.



No. 77. Der Wald in Mollwitz.



N^o 78.
Die Schanze bei Lönitz
1:4000.



Oäersfeld.

Wiesendamm
910 m.

N^o 79.

Die Herrenleiche.



1:4000

Schwedenschanze aus
dem 30 jährigen Kriege
bei Gersfeld.

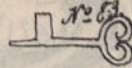
N^o 80.



1:4000

Hauschlüssel von der
Altstadt Großkan.

1:4000.



N^o 83

N^o 81.

Schanze aus dem
7 jährigen Kriege bei Grochau.

1:4000.



Die steinernes Kase
bei Halberdorf.

0,15 m stark.

N^o 82.



N^o 85.

Fegebeutel.

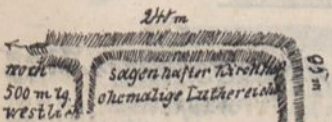
1:10000.



N^o 84.

Meristaw
das alte Schloss im Walde
östlich von Osseg.

1:10,000.



214 m

nord
500 m in
westlich

sagen hafter Dämonen
Ohemälige Luthereulen

Fuchsberg

Der Grossbusch bei Marienlus

1:10000

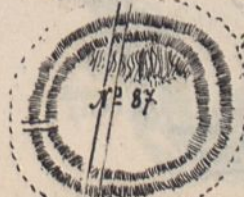
N^o 86



stomats

Kühle

Der Rundwall Polkeberg bei
Grätz.



1:4000.

N^o 87

Graben = Spritzen

Schöner Damm
81 m

Das alte Schloss
173 m

Die alte Misse

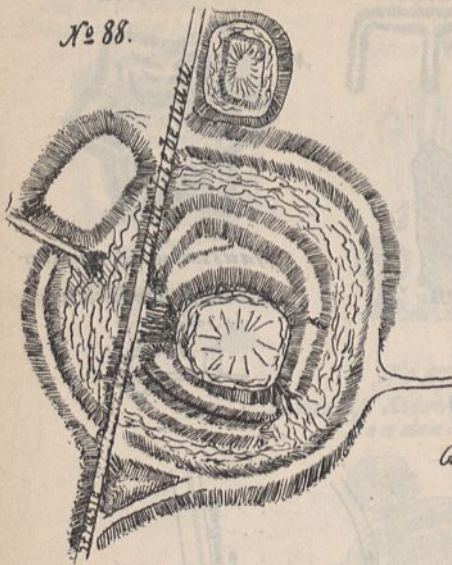
Müller Werder

Hufeisen

die alte Misse

Durchbruch von
1800
1745 - 1751

Nº 88.



Nº 89.



Thurm der Römischen Grenzwehr auf der Trajanssäule zu Rom.

1/10 natürlicher Gr. Nº 90.



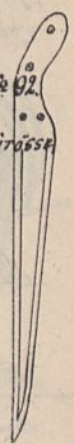
Eisenz.

Nº 91.



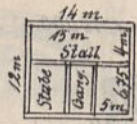
Nº 92.

1/10 natürl. Grösse



Nº 93.

Grundriß für ein altes Schloß.



Nº 94.

Der Kirchhof bei Klein Jenowitz.



Nº 95.

nach Ermittlungen v. v. Cohnhausen.



Das alte Siebenhufenor Schloß.

DWIESNO

Nº 96. str 203.

Alle Schanze in Habendorf.

Nord.



Nº 97.

1:4000.



257 Umfang.

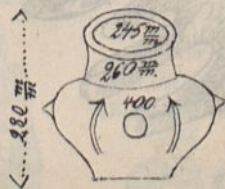
Nº 98. in

Kunersr.

1. Lott.



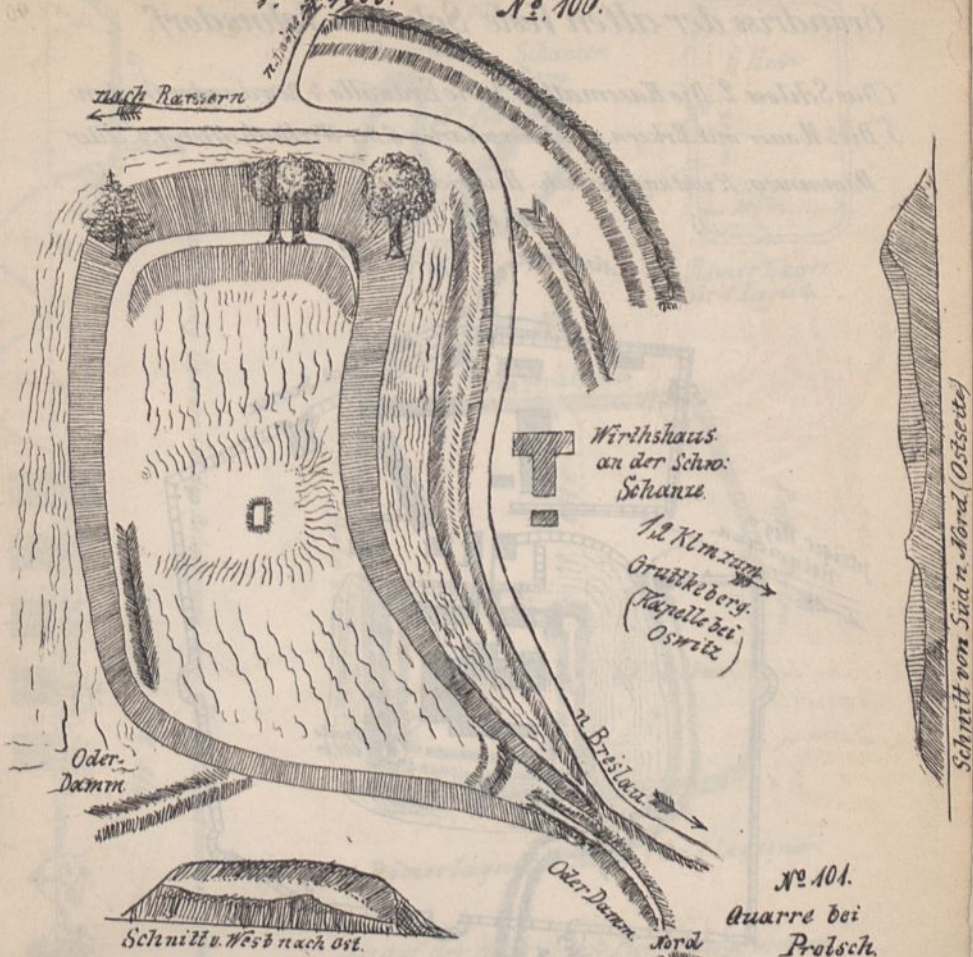
Nº 99.



Schweden-Schanze bei Oswitz

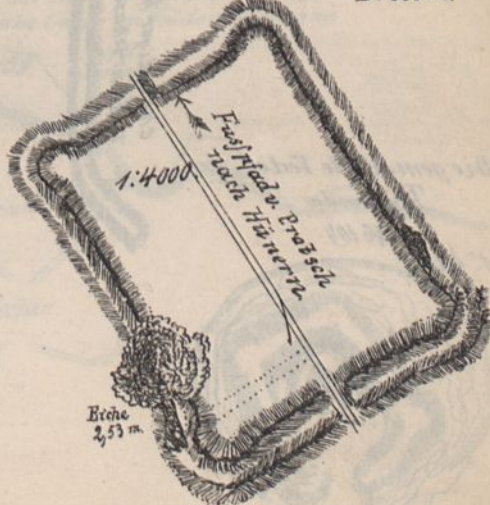
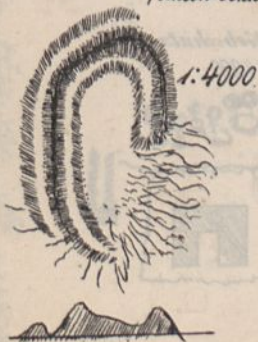
1: 14000

N^o. 100.



N^o. 101.
Quarre bei
Prolsch.

N^o. 102.
Der Schlosberg bei Sačrau
(Schoon-Johans Dorf)



X

WITOSTOWICE

Grundriss der alten Veste Schoen-Johnsdorf.

- 1. Das Schloss.
- 2. Die Kasematten.
- 3. Die Erdwälle.
- 4. Bewässerter Graben.
- 5. Die Mauer mit Erkern u. Schiesscharten.
- 6. Der Wirthschaftshof.
- 7. Aller Hammerweg, Richtung Rätisch-Heinrichau.

N^o 103. 1:5000.

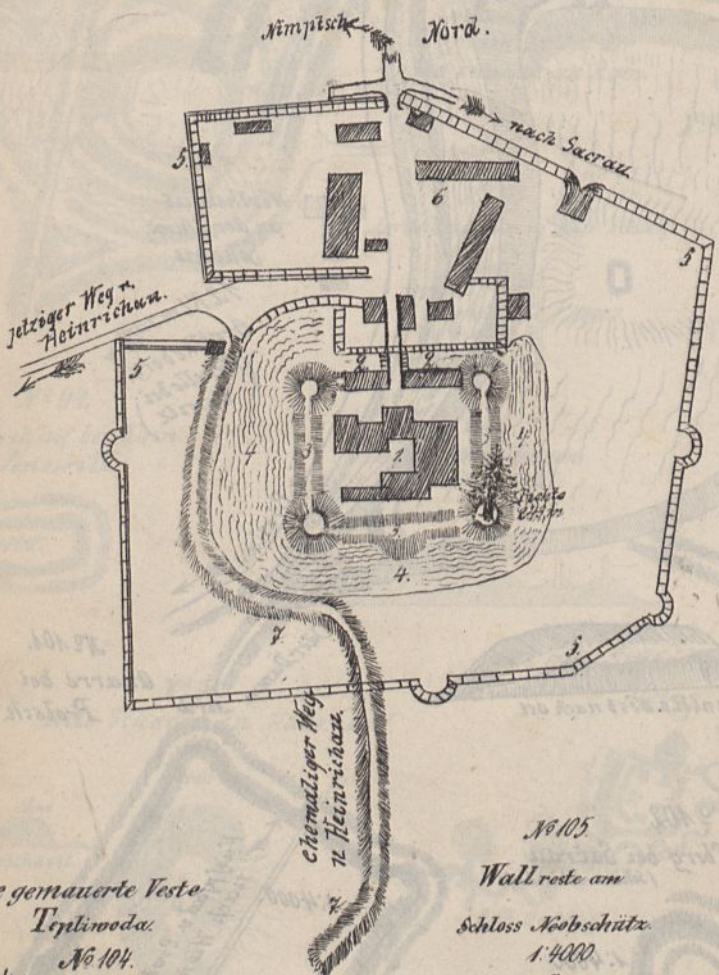


Foto papov 15

Die gemauerte Veste Toplimoda.

N^o 104.

1:4000.



N^o 105.

Wallreste am

Schloss Neobschütz.

1:4000.

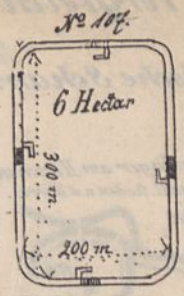




Fig. No 110.

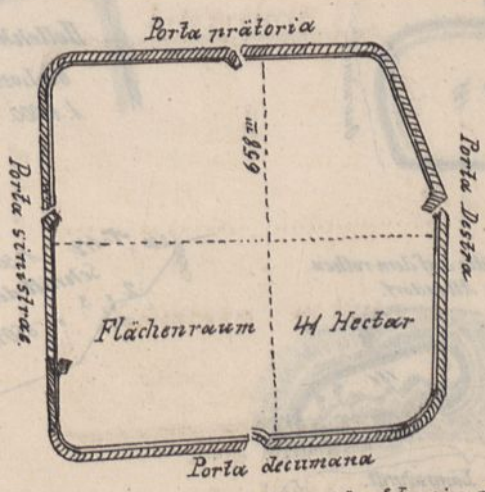
Versehrung Caesars bei der Belagerung von Massia (Antonnenen u. Götter Caesars Kräfte)

1:25000.
Nimfisch Schanzen
Bory.



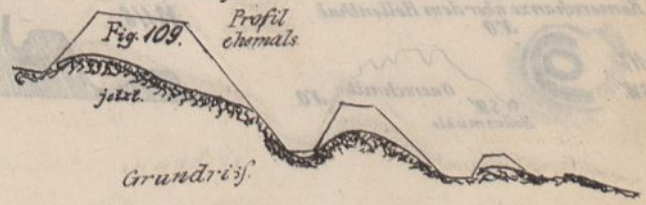
Römer Lager für 1 Legion.

No. 108.



Römerlager bei Xisne für 8 Legionen.

Das auf der Höhe von St. Pierre aufgefundenene römische Lager im Waldencompiegne



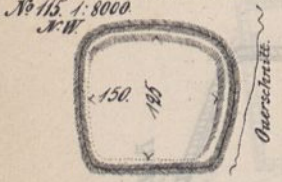
Zum Vergleich

Hessische Schanzen.

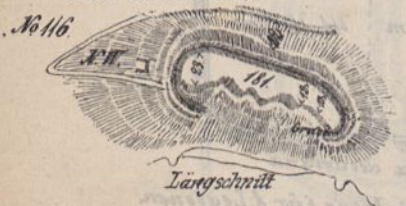
Römerlager am Hirchenberge
südl. Sooden a. d. Werra



Der Mönchhof N.W. Sooden

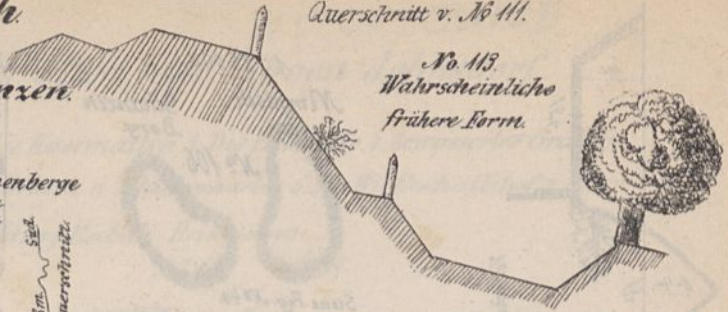


Die Burgstätte auf dem rothen
Stein bei Allendorf.



Querschnitt v. No 111.

No 113
Wahrscheinliche
frühere Form.



No 112



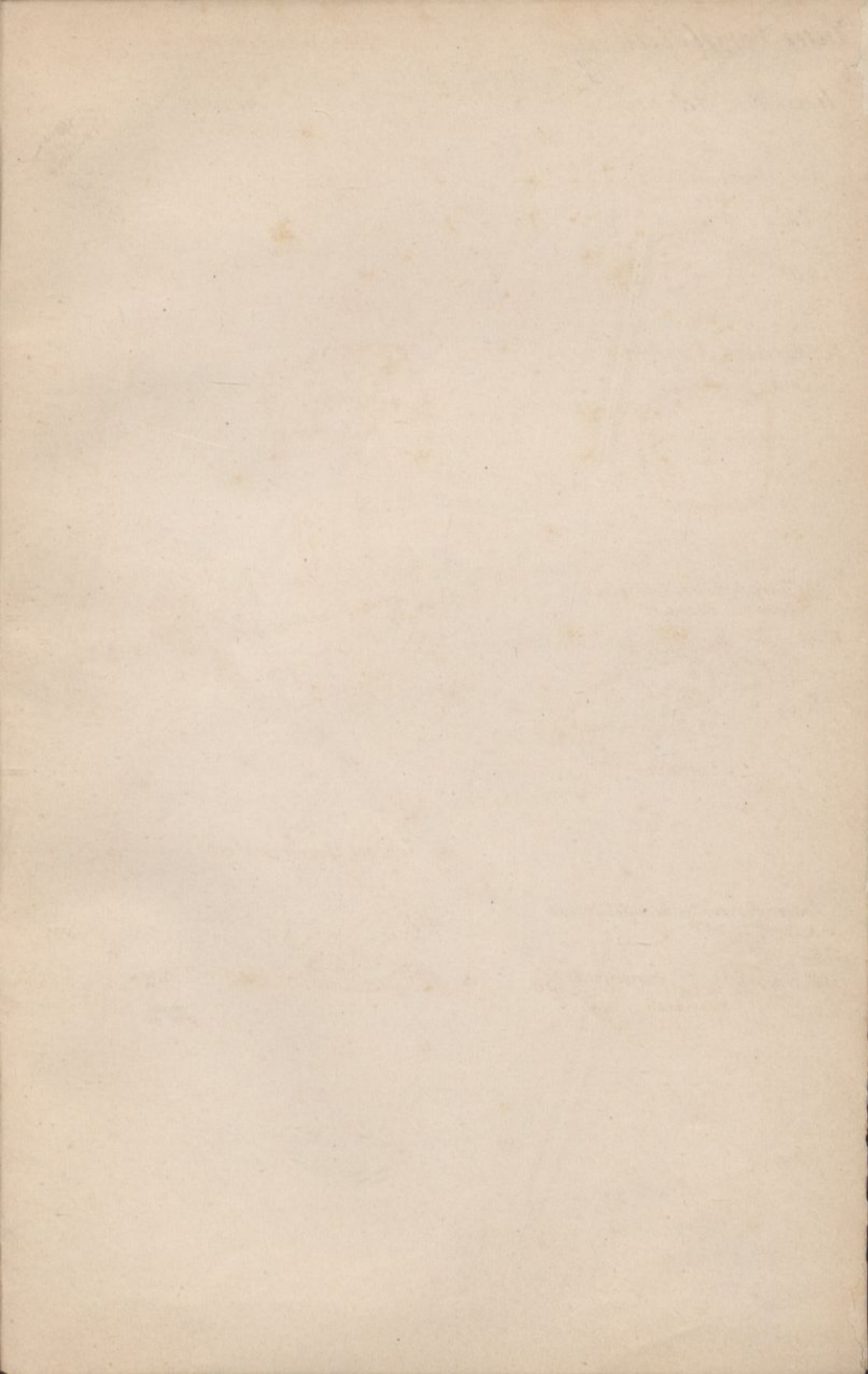
Schloss Reichenstein.

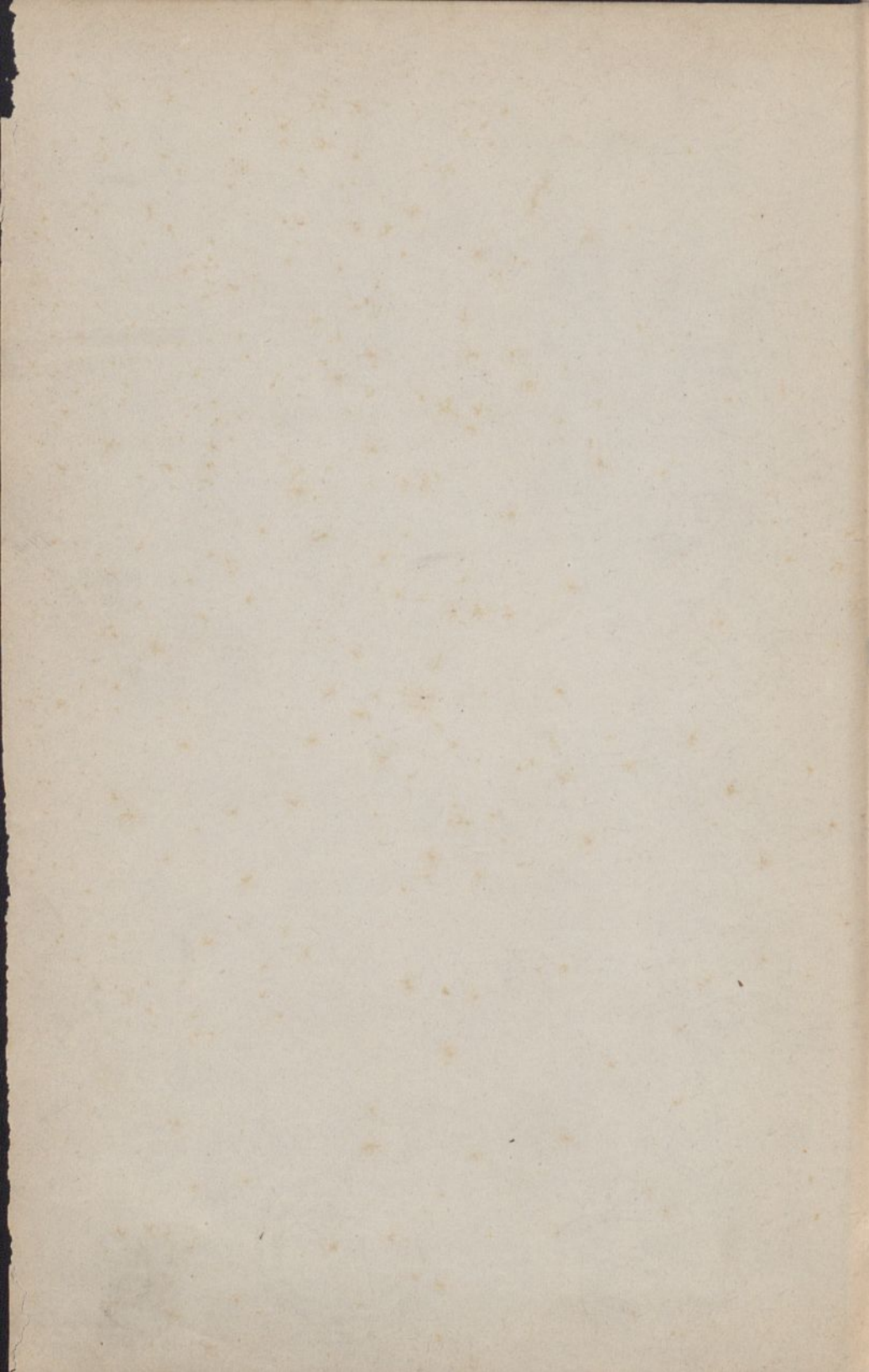
Römerschanze über dem Hollenthal.

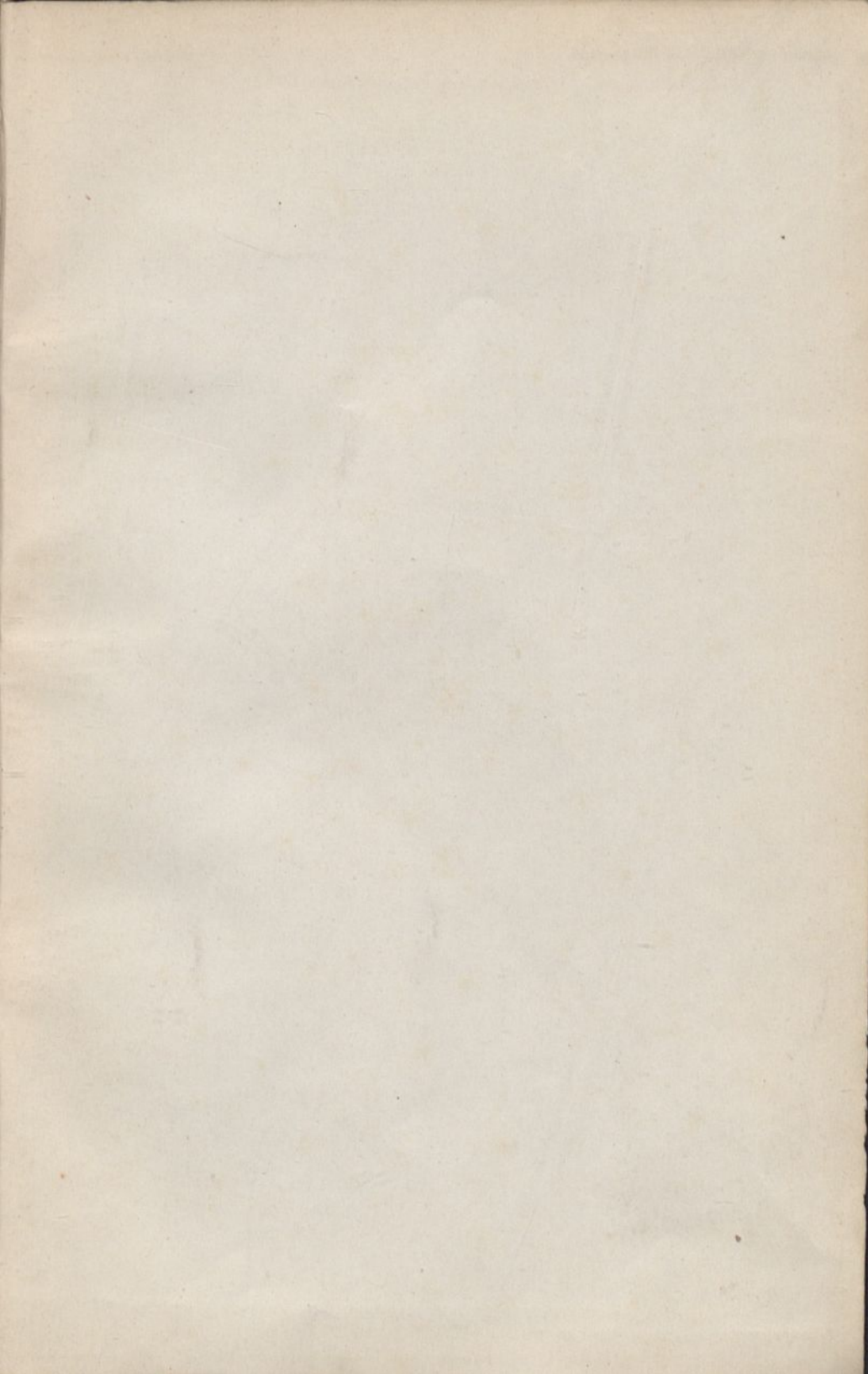


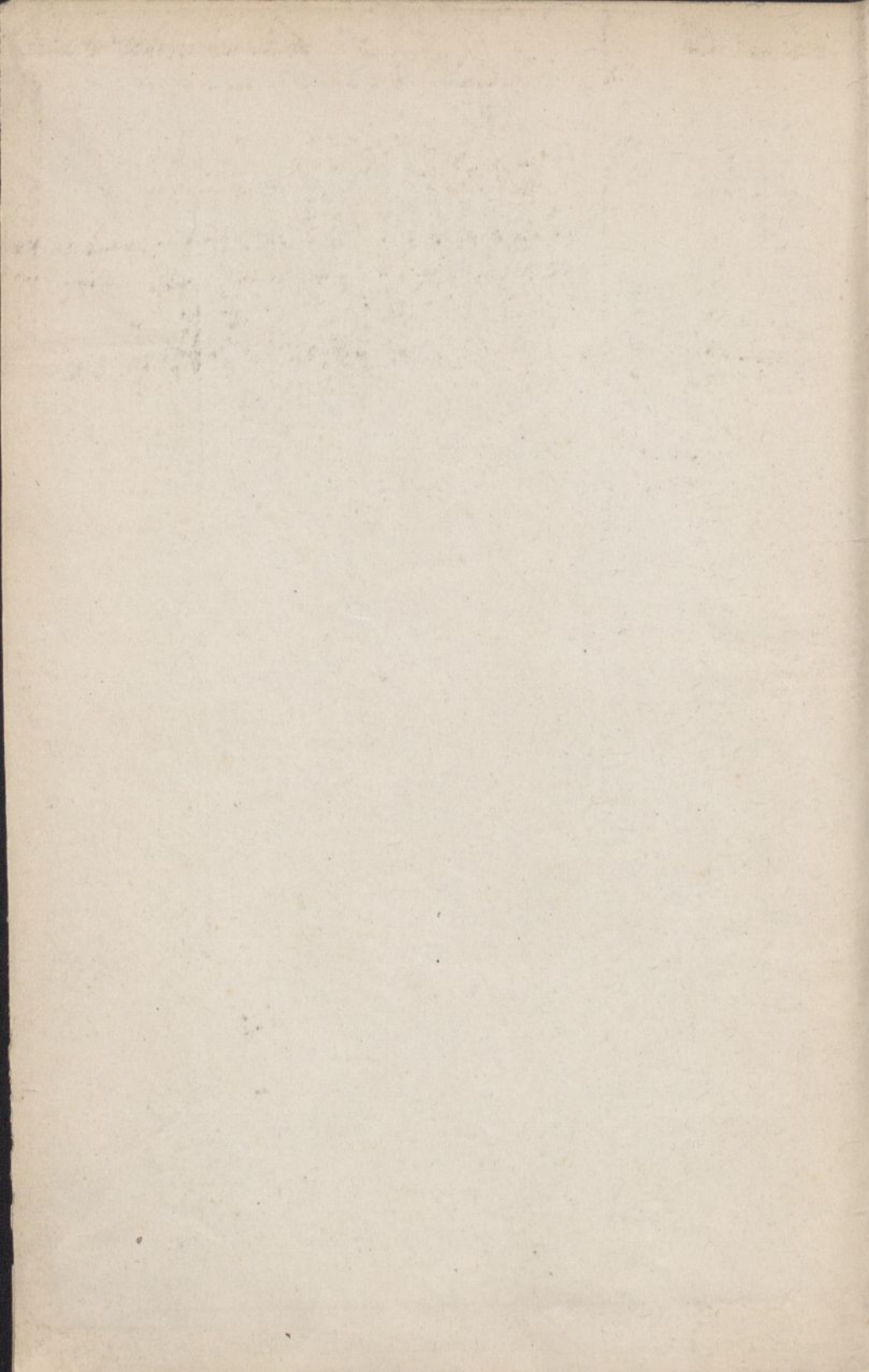
No 118. 1:2000.











~~787~~

~~27/8 55 bl. 3/5~~

~~18,-~~

~~K~~

~~27 18,-
28 VI 52~~

~~u Zebethnera i Wolffa na ul. 2-go da u Herrmann~~

OWIESNO = Habendorf str 293, plan 96

(27)
360-



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

~~8/5~~ 124 B 1/1

224170/1

~~2/0~~